







Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

4.

1838.

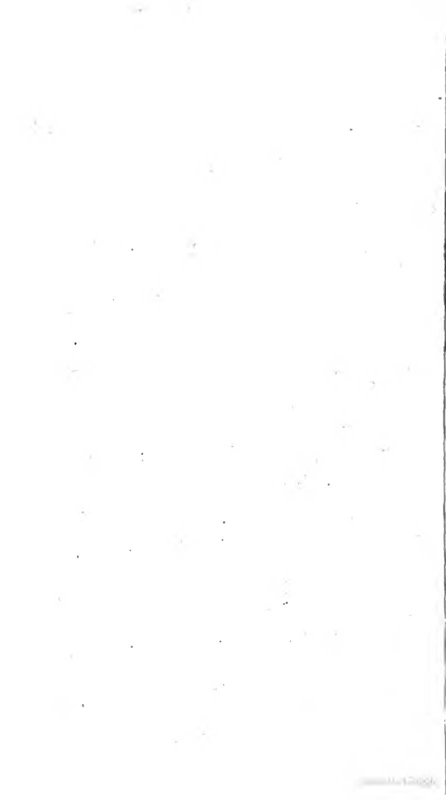
Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Inhalt.

Seite.



Ueber

die Schwankungen der Goldproduktion

mit

Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme

von

Alexander v. Humboldt.

Nach dem alten Ausspruche Herodots (III, 106) sind bei der ungleichen Ausspendung der Güter und der Schätze des Bodens die schönsten Erzeugnisse den Enden der Welt zu Theil geworden. Dieser Ausspruch war nicht bloß auf ein trübes, der Menschheit eigenthümliches Gefühl gegründet, daß das Glück fern von uns wohne, er drückte auch die einfache Thatsache aus, daß durch den Verkehr der Völker den Hellenen, als Bewohnern der gemäßigten Zone, Gold und Gewürze, Bernstein und Zinn aus weiter Ferne zugeführt wurden. So wie allmählig durch den Handel der Phönizier, der Edomiter am Golf von Acaba, Aegyptens unter den Ptolemäern und Römern, die lang verschleierten Küsten des südlichen Asiens sich enthüllten, fing man an, die Erzeugnisse der heißen Erdstriche aus erster Hand zu erhalten, und in der regen Einbildungskraft der Menschen wurden die metallischen Schätze der Welt immer weiter und weiter gegen Osten gerückt. Zweimal hat dasselbe Volk, die Araber, in der für den Handel so wichtigen Epoche der Lagiden und der Cäsaren, wie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zur

Zeit der portugiesischen Entdeckungen, dem Westen den Weg nach Indien gezeigt. Ophir (das Dorado des Salomo) dehnte sich nun bis in den Osten des Ganges aus. Dort erschien Chryse, das lange die Reisenden des Mittelalters beschäftigt hat, und bald als Insel, bald als Theil des Goldchersoneses betrachtet wurde. Die Goldmenge, welche noch heute, nach John Crawfurd, Borneo und Sumatra in Umlauf bringen, erklärt die alte Berühmtheit dieser Gegend. Nahe bei Chryse, dem Goldlande, dem erwünschten Ziele der Indodromen, mußte symmetrisch, nach den Ideen einer systematisirenden Erdkunde, eine Silberinsel, Argyre, liegen, gleichsam um beide edeln Metalle (die Reichthümer von Ophir und des iberischen Tartessus) zu vereinigen. In der Geographie des Mittelalters spiegeln sich, aber mannichfach verunstaltet, die geographischen Mythen der classischen Vorzeit ab. Bei den Arabern Edrisi und Bakui finden wir, am Ende des indischen Meeres, wieder eine Insel Sahabet mit Silbersand, und daneben Saila (nicht mit Ceylon oder Serendiv zu verwechseln), wo Hunde und Affen goldene Halsbänder tragen.

Aber in Bestimmung der eigentlichen Heimath des Goldes und aller herrlichen Erzeugnisse der Erde vereinigte sich mit der Idee der Ferne auch die der tropischen Hitze. „So lange Ew. Herrlichkeit nicht schwarze Menschen finden werden,“ schreibt ein catalonischer Steinschneider, Mossen Jaime Ferrer, 1495 an den Admiral Christoph Columbus, „können Sie nicht große Dinge, wirkliche Schätze, wie Spezereien, Diamanten und Gold erwarten.“ Der Brief ist in einem 1545 zu Barcelona gedruckten Buche, das den sonderbaren Titel: **Sentencias catholicas del Divi poeta Dant** führt, vor Kurzem aufgefunden worden. Der Goldreichthum am Uralgebirge, der sich im woguliſchen Norden bis dahin erstreckt, wo die Erde kaum in den Sommermonaten aufthauet, die Diamanten, welche während meiner, auf Befehl des Kaisers Nicolaus im Jahr 1829 gemachten sibirischen Expedition von zweien meiner Begleiter, nahe bei dem 60sten Breitengrade, auf dem europäischen Abfall des Urals entdeckt worden sind, * sprechen eben nicht für den Zusammenhang des Goldes und der Diamanten mit tropischer

* Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Caspischen Meere von A. v. Humboldt, G. Rose und G. Ehrenberg. Thl. I. S. 352 — 373.

Wärme und farbigen Menschen. Christoph Columbus, der dem Golde einen moralischen und religiösen Werth zuschreibt, „weil," wie er sagt, „wer es besitzt, in dieser Welt erlangt, was er will, ja selbst (durch Bezahlung von Messen?) viele Seelen dem Paradiese zuführt," * Christoph Columbus war ganz dem System des Steinschneiders Ferrer zugethan. Er suchte Zipangu (Japan), das man für die Goldinsel Chryse ausgab, und als er, am 14. November 1492, längs den Küsten von Cuba, die er für Theile des Continents von Ost-Asien (Cathay) hielt, hinsegelte, schrieb er in sein Tagebuch nieder: „nach der vielen Hitze, die ich leide, muß das Land reich an Gold seyn." So ließen falsche Analogien vergessen, was das classische Alterthum von den Metallschätzen der Massageten und der Arimaspen im hohen Norden von Europa erzählt hatte: ich sage von Europa, ** denn das öde Flachland von Nord-Asien, das heutige Sibirien, galt mit seinen Kiefernwäldern für eine langweilige Fortsetzung des belgischen, baltischen und sarmatischen Flachlandes.

Umfassen wir mit einem Blicke die Geschichte des Handelsverkehrs von Europa, so finden wir die reichsten Quellen des Goldes im Alterthume in Asien. Seit dem Ausgange des Mittelalters, und drei Jahrhunderte nachher, gehören sie dem neuen Welttheile an. Gegenwärtig, seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, strömen die Quellen wieder am reichlichsten in Asien, aber in andern Zonen desselben Continents. Dieser Wechsel in der Richtung der Strömung, dieser Ersatz, welchen zufällige Entdeckungen im Norden darbieten, wenn im Süden die Goldausbeute plötzlich schwindet, verdient eine ernste Betrachtung, eine Ergründung nach numerischen Angaben; denn im politischen Haushalte, wie bei Erforschung von Naturerscheinungen, sind die Zahlen immer das Entscheidende; sie sind die letzten, unerbittlichen Richter in den vielbestrittenen Verhältnissen der Staatswirthschaft.

* El oro, schreibt Columbus an die Königin Isabella, es excellentissimo, con el se hace tesoro y con el tesoro quien lo tiene, hace quanto quiere en el mundo y llega a que hecha las animas al paraiso. Siehe über dieses Lob des Goldes mein Examen critique de l'Histoire de la Géographie et des progrès de l'Astronomie nautique aux 15me et 16me siècles (in Fol.) p. 38 et 131.

** Herod. III, 116.

Wir wissen aus Böckh's scharfsinnigen Untersuchungen,* wie, bei Eröffnung des Morgenlandes durch die Perserkriege und durch des großen Macedoniers Zug nach Vorder-Indien, das Gold sich allmählig bei den europäischen Hellenen anhäufte, wie zum Beispiel in Demosthenes Zeitalter die edeln Metalle einen fast fünfmal geringern Werth hatten, als im Solonischen. Der Strom ging damals von Osten nach Westen, und der Zufluß des Goldes war so reichlich, daß, wenn zu Herodots Zeit das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1:13 war, es bei Alexanders Tode und über hundert Jahre nachher, wie 1:10 stand.** Je weniger allgemein die Handelsverbindungen in der alten Welt waren, desto größere und plötzlichere Veränderungen mußte der relative Gold- und Silberwerth erleiden. So finden wir in Rom, durch lokale Anhäufung eines der edeln Metalle, bald nach der Eroberung von Syrakus, das Verhältniß des Goldes zum Silber wie $1:17\frac{1}{7}$, wenn unter Julius Cäsar es auf einige Zeit bis $1:8\frac{13}{11}$ herabsank. Je geringer die Menge des schon vorhandenen Metalles in einem Lande ist, desto leichter können, durch Zufluß von Außen, jene ungeheuren Schwankungen hervorgebracht werden. Die jetzige Welt ist durch Allgemeinheit und Schnelligkeit des Verkehrs, welcher das Gleichgewicht herstellt, sie ist durch die Größe der schon vorhandenen, angehäuften Massen von Gold und Silber zur Stabilität im relativen Werthe der Metalle geneigt. Nach der Revolution in dem spanischen Amerika war die jährliche Metallproduktion viele Jahre lang auf ein Drittel herabgesunken, und doch konnten die unbeträchtlichen Oscillationen, welche man hie und da bemerkte, nicht dieser Ursache zugeschrieben werden. Ganz anders ist es mit dem Verhältniß des Silbers zu einem noch so wenig angehäuften und dabei so ungleich vertheilten Metalle, dem Platin.

Von statistischen Angaben, die irgend ein allgemeines, mit der jetzigen Goldproduktion ganzer Länder vergleichbares Resultat enthielten, finden wir bei den Alten nichts. Die Natur der Staatsverwaltung bot nicht die Controlen dar, welche in späteren

* Staatshaushaltung der Athener. Bd. 1. S. 6 — 31.

** Siehe Letronne's gelehrte Berichtigung der monetarischen Hypothesen von Garnier: Considérations générales sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines. 1817. p. 112.

Jahrhunderten das lästig verfeinerte Zollwesen der Araber, eines Alles berechnenden und tabellarisch aufzeichnenden Handelsvolkes, den süd- und westeuropäischen Staaten mittheilte. Eine Angabe, wie die des Plinius (XII, 18), nach der aus dem römischen Staate der Handel mit Indien, Serica und Yemen jährlich hundert Millionen Sesterzen an edlen Metallen absorbirte, das ist, nach Letronne, für den Geldwerth jener Zeit ein Gewicht von 33,000 Mark Silber (nur halb so viel, als die jährliche Silbererzeugung des sächsischen Erzgebirges), steht vereinzelt und problematisch da. Wo allgemeine Resultate fehlen, würden numerische Beispiele von partiellem Geldreichthume gewisser Gebirgsgegenden um so wichtiger seyn, als wir sie mit der jetzigen Ausbeute berühmter Bergdistrikte vergleichen könnten, Gewicht mit Gewicht in absolutem Sinne, ohne Rücksicht auf die schwierige Betrachtung des Goldes als Maß des Werthes einer bestimmten Quantität von Cerealien. Hinterlassene Schätze eines Herrschers, Folgen des Sieges oder langer Erpressungen, zeugen nur von dem, was sich nach einer uns unbekannten Zahl von Jahrhunderten in großen Länderstrecken angehäuft findet. Resultate der Art sind mit den Angaben zu vergleichen, die unsere Statistiker über die in einem Staate zu einer gewissen Epoche vorhandene Masse edler Metalle wagen. Wenn Cyrus, laut dem Berichte des Plinius (XXXIII, 15), durch die Besiegung von Asien an rohem Golde, ohne das zu Gefäßen verarbeitete zu rechnen, 34,000 Pfd. zusammen brachte, so ist dies noch kaum der zweijährigen Ausbeute des Urals gleich. Dagegen schlägt Appian, auf Urkunden gestützt, den Schatz des Ptolemäus Philadelphus zu 740,000 Talenten an, das ist, je nachdem man egyptische oder kleine ptolemäische Talente rechnet, 1017 oder 254 Millionen Thaler. „Dergleichen klingt fabelhaft," sagt der berühmte Verfasser der Staatshaushaltung der Athener, „aber ich wage nicht die Glaubwürdigkeit zu bezweifeln. In diesem Schatze war viel verarbeitetes Silber und Gold. Die Länder wurden gänzlich ausgesogen, Steuern und Tribute mit bewaffneter Hand von habsüchtigen Generalpächtern eingezogen. Die Einkünfte allein von Cölesyrien, Phönizien, Judäa und Samaria wurden von Ptolomäus Evergetes für 8000 Talente verpachtet, und ein Jude kaufte sie für das Doppelte." Auch Herr William Jacob in seinem vortrefflichen, auf den Wunsch des Staatsministers Huskisson herausgegebenen Werke: Historical

Inquiry on Precious Metals * pflichtet den Angaben unseres großen Philologen bei. Die obige höhere Evaluation würde der jetzt in Frankreich und Belgien, die geringere Evaluation der in England coursirenden Geldmasse nahe kommen. ** Nach Strabo (XV, 731) soll Alexander 18 Myriaden Talente nach Ekbatana zusammengebracht haben. *** Man muß nicht vergessen, daß, während gegenwärtig die edeln Metalle sich über große Länderstrecken und große Bevölkerungen gleichmäßiger vertheilen, sie damals auf wenige Punkte der Erde und im Schatzhause der Herrscher concentrirt waren.

Daß der große asiatische Goldreichthum, der nach Westen überströmte, aus Inner-Asien, nordnordöstlich von Ladakh, aus dem obern Laufe des Oxus † (zwischen dem Hindu-Khu und den Höhen von Pamer, am westlichen Abhange des Bolor), aus Baktrien und den östlichsten Satrapien des Perserreiches kam, ist unzweifelhaft: doch ist es leichter, die Richtung des Stromes, als das Einzelne

* T. I. p. 23.

** Nach den Untersuchungen von Michel Chevalier (Lettres sur l'Amérique du Nord. T. I. p. 394) wird Frankreich zu 3000 Millionen, Großbritannien zu 1000 Millionen Francs angeschlagen. Schon Necker schätzt die Circulation von Frankreich auf 2200 Mill. Francs, Adam Smith die von Großbritannien nur auf 30 Mill. Pfd. Strl. In den preußischen Staaten sollen, nach Hoffmann, nur zwischen 90 und 120 Mill. Thaler cirkuliren. Das, seit der Wiederherstellung des Graumanischen Münzfußes im Jahr 1764 bis zu Ende des Jahres 1836 ausgeprägte preußische Courantgeld in allen Geldsorten, mit Einschluß der 1/12 Stücke, beträgt nach Abzug der während desselben Zeitraumes durch die Münzverwaltung selbst wieder eingezogenen, überhaupt 182,856,020 Thlr. (Die Lehre vom Gelde. 1838. S. 171.) So große Vergleichsummen allein können einiges Licht auf die aus dem Alterthume uns überkommenen Angaben werfen.

*** Fast drei Mal so groß war der von Cyrus hinterlassene Schatz. Plinius (XXX, 3) schätzte ihn zu 500,000 Talenten Gold und Silber. Daß dieser Schatz nach dem Tode des Cyrus ansehnlich vermindert worden war, schließt Sainte-Croix (Examen crit. des historiens d'Alexandre. p. 429) daraus, daß alle edeln Metalle, die der Macedonier in Persien zusammenbrachte, nur 350,000 Talente betrugen. Ueber die fast beispiellose Concentrirung der edeln Metalle in Italien unter den Cäsaren siehe Letronne, Evaluation des monnaies grècques et romaines. p. 121.

† Burnes, Travels into Bokhara. T. II. p. 265.

der Quellen und ihre relative Reichhaltigkeit anzugeben. Der Schauplatz der Mythe von den goldsuchenden Ameisen bei dem Bergvolk der Derden ist fern von den Greifen der Arimaspen zu suchen. Jene Mythe scheint dem Tafellande von Kaschgar und Aksu, zwischen den Parallelketten des Himmelsgebirges und des Kuenlun, wo der Fluß Tarim sich in den Lop ergießt, zuzugehören. Der nördlicheren Arimaspen werden wir später noch einmal erwähnen, wenn wir großer, unmittelbar unter dem Rasen liegender Goldmassen des Urals gedenken. Der Ruf des indischen Reichthums erscholl in oft mißverstandenen Tönen nach Persien hin. Ctesias,* aus dem Stamme der Asclepiaden, Leibarzt des Königs Artaxerxes Mnemon, beschreibt, fast ohne es selbst zu ahnen, unter dem Bilde einer Goldquelle, auf das deutlichste ein Hüttenwerk, einen Schmelzofen, aus dem sich das flüssige Metall in Krüge (thönerne Formen) ergießt. Den Hellenen näher waren Lydien, an den Flüssen, die dem Tmolus entquellen, Phrygien und Kolchis goldreiche Länder. Die Natur schnell zu erschöpfender Schichten von Goldsand (der sogenannten Goldwäschen) macht dem praktischen Bergmanne begreiflich, warum manche der eben genannten und neuerlichst wiederbesuchten Länder den Reisenden goldarm erschienen. Wie leicht würde man nicht, wenn man gegenwärtig die Schluchten und Flußthäler der westindischen Inseln Cuba und Santo Domingo oder gar die Küste von Veragua durchforschte, ohne die vorhandenen historischen Zeugnisse verleitet werden, an der reichen Goldausbeute jener Gegenden am Ende des 15ten Jahrhunderts zu zweifeln? Dauernder, wenn ihn nicht äußere Verhältnisse stören, ist der eigentliche unterirdische Bergbau auf anstehende Golderze. Eben weil man die ganze Lagerstätte nicht auf einmal kennt, weil das Gebirge beim Gangbergbau nur allmählig aufgeschlossen wird, ist der menschlichen Thätigkeit hier eine längere Beschäftigung dargeboten. Goldhaltiges Schuttland wird schnell durchwühlt und der reicheren Geschiebe beraubt. Wie wenige der vierzig Goldwäschen, die Strabo so sorgsam beschreibt, mögen jetzt noch zu erkennen seyn? Diese auf Analogien und bergmännische Erfahrung gegründete Bemerkung mußte hier um so mehr Platz finden, als leere Zweifelsucht gern die Ueberlieferungen des Alterthums erschüttert.

Der den Hellenen bekannte Theil von Europa stand in metallischem Reichthume gegen Asien eben so zurück, als späterhin

* Oper. Reliquiae, ed. Baehr, Ind. cap. 4. p. 248 et 271.

ganz Europa gegen die neue Welt. Das letzte Verhältniß,* nämlich die relative Productivität von Europa und Amerika war im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, als die Bergwerke der spanischen Colonien am schwunghaftesten betrieben wurden, für die Golderzeugung wie 1:13, für die Silbererzeugung wie 1:15. Es ist mir sogar wahrscheinlich, daß für die alexandrinische und ptolemäische Zeit, besonders in der Goldausbeute, das Verhältniß noch ungünstiger für Europa ausfallen würde, wenn statistische Angaben der Art aufgefunden werden könnten. In Griechenland selbst war zwar, neben den anfangs sehr ergiebigen Silbergruben von Laurion, der Goldreichthum in Thessalien, in dem pangäischen Gebirge an der Gränze von Macedonien und Thracien, wie seit den frühesten ** phönizischen Ansiedlungen auf der gegenüber liegenden Insel Thasos beträchtlich genug. Auch Iberien ist für Phönizier und Carthager nicht bloß ein Silberland gewesen. Tartessus und Ophir (dieses entweder Arabien *** oder die ostafrikanische Küste oder gar, wie Heeren will, eine allgemeine Benennung für reiche Südländer), Tartessus und Ophir waren das Doppelziel der vereinigten Hiram-Salomonischen Flotte. Wenn auch in dem metallischen Reichthum von Spanien Silber aus Bätika und aus der Nähe des von Hamilkar Barkas gegründeten Neu-Carthago, lange der Hauptgegenstand des auswärtigen Handels war, so lieferten doch auch manches Jahr Galläcien, Lusitanien und besonders Asturien 20,000 Pfund Gold †, das ist fast so viel,

* Die Fundamente dieser Berechnung sind enthalten im 11. Kapitel meines Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne T. III, p. 400. Die relative Goldausbeute war damals 1300 und 17,300 Kil., die relative Silberausbeute 52,700 und 795,600 Kil.

** Otfr. Müller, Gesch. Hellen. Stämme B. 1, S. 115. Auch Gold bei Skapte Hyle (Boeckh, Corp. Inscript. T. I, p. 219).

*** S. über einen so oft behandelten Gegenstand eine mit philologischer Kritik abgefaßte Schrift des Dr. Keil, in Dorpat: Ueber die Schifffahrt nach Ophir und Tarsis, 1834. S. 61—70.

† Bökh, Staatshaushalt, Th. I, S. 15. Auch der Hafen von Carthago enthält Goldsand, den das Mittelmeer auswirft, zwischen dem Flusse Miliana und dem Cap Sidi-Bou-Said. Die armen Einwohner benutzen diesen Goldsand noch jetzt. Dureau de la Malle, Rech. sur la Topographie de Carthage 1835 p. 251.

als Brasilien in seiner blühendsten Epoche gegeben hat. Kein Wunder daher, daß die früh besuchte spanische Halbinsel durch Phönizier und Carthager den Ruf eines westlichen El-Dorado's erlangte. Gewiß war an vielen Punkten, die jetzt nur schwache Spuren von Metallgehalt zeigen, die alte Erde einst, ihrer Oberfläche nahe, mit Schichten von Goldsand bedeckt, oder in festem, anstehenden Gesteine mit Trümmern von Golderzen durchzogen. Die lokale Wichtigkeit jener Bergwerke in Südeuropa ist nicht zu läugnen, aber in Vergleich mit Asien war ihre Goldausbeute doch nur gering zu nennen. Dieser letztere Welttheil blieb lange der Hauptquell des metallischen Reichthums, und die Richtung der Zuströmung des Goldes für Europa konnte nur als von Osten nach Westen bezeichnet werden.

Aber Asien selbst, das heißt der durch Landreisen im Mittelalter verbreitete Ruf von den unermeßlichen Schätzen von Zipangu (Japan) und von dem südlichen Archipelagus, veranlaßte eine plötzliche Veränderung in der Richtung * jenes Metallstromes. Amerika ward entdeckt, nicht weil Columbus, wie man so lange fälschlich gesagt, einen andern Continent ahnete, sondern weil er durch den Westen einen kürzeren Weg nach dem goldreichen Zipangu und den Gewürzländern im Südosten von Asien suchte. „Der größte geographische Irrthum (die Idee der Nähe von Spanien und Indien) führte zu der größten geographischen Entdeckung." Christoph Columbus und Amerigo Vespucci sind beide in der festen Ueberzeugung gestorben, Ost-Asien (das gangetische Indien, die Halbinsel, auf der Cattigara liegt) berührt zu haben. Um den Ruhm der Entdeckung eines Neuen Continents konnte daher zwischen beiden kein Streit entstehen. In Cuba wollte Columbus dem Gran Khan der Mongolen die Briefe seines Monarchen abgeben. Er glaubt sich in Mangi, dem südlichen Theil von Cathay (China): er sucht die von Marco-Polo beschriebene Himmelsstadt Quinsay, jetzt Hang-tscheu-fu. „Die Insel Española (Haiti), schreibt Columbus an den Papst Alexander VI.,** ist Tarsis,

* Letronne p. 105 und 123.

** Brief vom Monat Februar 1502 aus dem Archive des Herzogs von Veraguas. Die dritte Reise, in welcher der südliche Continent von Amerika den 1. August 1498 entdeckt wurde (dreizehn Monate nach

Ophir und Zipangu. Auf meiner zweiten Reise habe ich 1400 Inseln und 333 Meilen des Continents von Asien (de la tierra firme de Asia) entdeckt.“ Dieses westindische Zipangu gab bald Goldgeschiebe (pepitas de oro) von 8, 10, ja 20 Pfund Gewicht. Das neu entdeckte Amerika wurde nun die Hauptquelle der edeln Metalle. Der neue Strom ging von Westen nach Osten, ja er durchschnitt bald Europa, weil bei zunehmendem Verkehr seit der Umschiffung von Afrika, dem südlichen und östlichsten Asien mehr Ersatz für Spezereien, Seide und Färbestoffe gegeben werden mußte.

Da vor der Entdeckung der Silbergruben von Tasco (1522) am westlichen Abfall der mexikanischen Cordilleren Amerika nur Gold lieferte, so fand sich schon die Königin Isabella von Castilien im Jahr 1497 bewogen, das gesetzmäßige Verhältniß der beiden edeln Metalle zu einander beträchtlich zu ändern. Das frühe und bisher so wenig beachtete Geldedikt von Medina * läßt sich nur durch diesen Umstand und durch die Anhäufung des Goldes auf wenige Punkte von Europa erklären. Ich habe an einem anderen Orte zu erweisen gesucht, daß von 1492 bis 1500 die ganze Goldeinfuhr aus den

---

Sebastian Cabot's Entdeckung des nördlichen Continents), und die vierte Reise, welche die ersten Nachrichten von einer westlichen Küste des neuen Landes gab, bestätigten nur den alten Admiral in seiner vorgefaßten Meinung. Daß er in dem Briefe an den Papst nach der ihm eigenen Neigung, eine gewisse biblische Erudition zu zeigen, Tarsis, Ophir und Zipangu als Synonyma von der Insel Santo Domingo aufstellt, ist nicht Verwirrung der Ideen, sondern hängt, wie man aus andern Schriften des Columbus sieht, mit systematischen Ansichten zusammen. Er hielt nicht etwa Indien, sondern sogar Japan (Zipangu) für das Ophir des Salomo, das er auch (nach den aus Josephus bekannten Formen, Sopheira und Sophera) bisweilen Sopora nennt. Er nahm Tarsis (Tarschisch) nicht für das Iberische Tartessus, sondern, wie die Septuaginta und viele Theologen des Mittelalters, für ein nomen appellativum. Die salomonische Schifffahrt war ihm nicht eine Doppelfahrt aus dem rothen und Mittelmeere; sie ging ihm allein von Ezjongeber aus. Quinsay kannte Columbus aus einem Briefe von Toscanelli, nicht aus Marco-Polo, den er nie nennt, obgleich bisher das Gegentheil behauptet worden ist.

* Memorias de la Real Acad. de la Historia T. VI, p. 525. Das Edikt von Medina veränderte das alte gesetzliche Verhältniß von $1{:}11^{6}/_{10}$ in $1{:}10^{7}/_{10}$.

damals entdeckten Theilen der Neuen Welt in Mitteljahren kaum 2000 Mark betrug. Der Pabst Alexander VI., welcher wähnte, den Spaniern eine Erdhälfte gegeben zu haben, erhielt als Gegengeschenk von Ferdinand dem Katholischen kleine Goldgeschiebe aus Haiti, „als erste Früchte des neuentdeckten Landes," zur Vergoldung der prächtigen Decke (Soffitto) der Basilica von Sta. Maria Maggiore. Eine Inschrift erwähnt des Metalls, quod primo Catholici Reges ex India receperant. So groß war damals die Thätigkeit der spanischen Regierung, daß schon 1495, wie der Historiker Muñoz gezeigt hat, ein Bergmann Pablo Belvis mit einem Vorrath Quecksilber nach Haiti geschickt wurde, um das Goldwaschen durch Anquicken zu beschleunigen. Sehr auffallend ist es, in einem neu aufgefundenen und erst vor Kurzem publicirten Theile der Geographie des Sherif Edrisi zu lesen, * „daß die Neger im Inneren des westlichen Afrika, wie auch die Bewohner der fruchtbaren Niederung Wadi el Alaki (zwischen Abyssinien, Bodja und Nubien) den Goldsand durch Quecksilber bearbeiteten." Davon spricht der nubische Geograph in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, als von einer längst bekannten Sache. Sollte sich diese Kenntniß aus dem Orient durch Aegypten, dem schwarzen, der Scheidekunst ergebenen Lande (Chemi), nach Afrika verbreitet haben? Das griechische und römische Alterthum gedenkt wohl einer sehr gebräuchlichen Anwendung des Quecksilbers, um das Gold aus den Fäden alter Tressen aufzunehmen, nirgends aber einer technischen Anwendung im Großen bei den doch oft so umständlich beschriebenen Goldseyffenwerken.

Mehr durch Eröffnung neuer reicher Quellen, als durch Versiegung der älteren wird das jedesmalige Verhältniß des Werthes von Gold und Silber modificirt. Es stieg daher wiederum, seit Entdeckung der Großen Antillen der Preis des Goldes gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts, als die reichen Silbergruben von Potosi und Zacatecas in Peru und Nord-Mexiko eröffnet wurden. Nach meinen sorgfältigen Untersuchungen verhielt sich bis zu der Eröffnung der brasilischen Goldwäschen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die Ein-

* S. die französische Uebersetzung von Amedée Jaubert (Paris 1836) T. I, p. 42 und 67. Beide Stellen fehlen in dem Codex, welcher der lateinischen Uebersetzung des Sionita zum Grunde lag.



fuhr des amerikanischen Goldes zu dem des amerikanischen Silbers dem Gewichte nach, wie 1 zu 65. Gegenwärtig ist dies Verhältniß, wenn man den europäischen Metallhandel mit allen Welttheilen in einem Blicke umfaßt, wohl nicht höher als 1 zu 47. So ergibt es wenigstens die Vergleichung der Massen * beider Metalle, welche gleichzeitig in Europa gemünzt vorhanden sind. Die Angaben, welche die sonst so vortreffliche Schrift von Adam Smith enthält, sind, wie der größere Theil der darin aufgestellten numerischen Resultate, überaus unrichtig, ja in dem eben berührten Verhältniß um mehr als die Hälfte falsch. Im Geldhandel schwankte der relative Werth von Gold und Silber unter den gebildeten und also unmittelbar mit einander verkehrenden Völkern Europa's, in den ersten hundert Jahren seit der Entdeckung des Neuen Continents, zwischen 1:10⁷⁄₁₀ und 1:12, in den letzten zweihundert Jahren zwischen 1:14 und 1:16. Dieses Schwanken hängt keineswegs allein von den relativen Quantitäten der Metalle ab, welche jährlich dem Schoße der Erde entrissen werden. Das Verhältniß des Werthes beider Metalle wird zugleich durch die Produktionskosten, durch die Nachfrage oder das Bedürfniß der Consumenten, durch die ungleiche Abnützung, durch die Verwendung zu Geschmeiden und anderen Metallwaaren mannigfaltig modificirt. So viele gleichzeitig einwirkende Elemente machen bei der Leichtigkeit des Zuströmens im allgemeinen und schnellen Weltverkehr und bei der ungeheuren Masse der schon vorhandenen, in Europa angehäuften Metalle, jetzt jede sehr große oder lange dauernde, partielle Oscillation im relativen Werthe von Gold und Silber unmöglich. So hat es sich gezeigt, wenn plötzlich Störungen der Produktion eintraten, wie nach dem Ausbruche der Revolution im spanischen Amerika; so bei übermäßigem Verbrauche eines der edeln Metalle in einer vielbeschäftigten Münzstätte. In England wurden nämlich in den zehn Jahren zwischen 1817 und 1827 über 1,294,000 Mark Gold geprägt, und dieser Goldankauf hat doch nur das Verhältniß des Goldes zum Silber in London von 1:14,97 zu 1:15,60 steigen

* S. mein Essai politique T. III, 400, 430 — 448 und 463. Jacob, Prec. Metals T. II, p. 187. Das von mir aufgefundene Resultat ist von Say (Traité d'économie politique T. II, L. 3, Chap. 10) durch Analogien aus dem Waarenhandel scharfsinnig erläutert worden.

lassen. * Der Tauschwerth des Goldes ist seitdem gegen das Silber wenig gesunken. Denn man kaufte auch am Ende des Jahres 1837 in London ein Pfund Gold für $15^{65}/_{100}$ Pfund Silber. Wir werden bald numerische Elemente zu der Lösung der Frage liefern, welche Veränderungen man überhaupt einer sich allmählig fühlbar machenden, vereinten Wirkung des neuen uralischen und nordamerikanischen Bergbaues zuschreiben dürfe?

Die Masse edler Metalle, welche seit der Entdeckung von Amerika bis zum Ausbruch der mexikanischen Revolution nach Europa gekommen ist, war an Gold 10,400,000 castilianische Mark (2,381,600 Kil.), an Silber 535,700,000 Mark oder 122,217,300 Kil., zusammen an Werth 5940 Millionen Piaster. Das in dieser Zwischenzeit dem amerikanischen Boden entzogene Silber ist in dieser Evaluation nach dem Feingehalte der Piaster, das ist zu 0,903 berechnet worden, daher betragen jene 122,217,300 Kil. Piastersilber nur 110,362,222 Kil. feines Silber. Sie würden eine Kugel von feinem Silber bilden, welche $83/_{10}$ Pariser Fuß Durchmesser ** hätte. Eine solche Reduktion auf Gestalt und Größe verdient, glaube ich, so wenig als analoge graphische Darstellungen getadelt zu werden. Wenn man das Resultat der dreihundert und achtzehnjährigen Silberproduktion des spanischen Amerika mit dem Resultat einjähriger Eisenproduktion einzelner europäischer Staaten vergleicht, so erhält man nach der Angabe meines Freundes, des vortrefflichen Geognosten H. v. Dechen, Kugeln von reinem (geschmiedeten) Eisen für Großbritannien von 148, für Frankreich von 111, für die preußische Monarchie von

---

* S. die neue vortreffliche Schrift: J. G. Hoffmann, Lehre vom Gelde. 1838, S. 7.

** Diese Kugel stellt die Masse feinen Silbers dar, welche in 318 Jahren, von 1492 bis 1809 aus Amerika nach Europa gekommen ist. Die castilianische Mark ist 0,229 Kil. (Das spezifische Gewicht des Silbers = 10,474.) Von zwei ähnlichen Kugelberechnungen, welche die zweite Ausgabe meines Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne enthält (T. III, p. 418 und 459), welche aber nur die Silbermengen der Epoche von 1492 bis 1803 in Silber vom Feingehalt der Piaster und in reinem Silber ausdrücken, ist die erstere richtig, in der zweiten muß man aber $26^{87}/_{100}$ statt $20^{47}/_{100}$ Meter Durchmesser lesen.

76 Pariser Fuß Durchmesser. * So groß ist der Unterschied der Frequenz zweier Metalle, Silber und Eisen, in dem den Menschen zugänglichen Theile der Erdrinde.

Während der Strom von Gold und Silber von Westen nach Osten ging, wurde Spanien nur durchströmt. Wenig blieb davon in der Nation, weniger noch in dem Schatze der Könige. Ferdinand der Katholische (so schreibt sein Verehrer und Freund Anghiera wenige Tage nach des großen Monarchen Abscheiden) starb so arm, daß man nicht wußte, wie das Geld zu schaffen wäre, um die Diener bei dem Leichenzuge anständig zu kleiden. Hier die merkwürdige Stelle aus dem Briefe ** an den Bischof von Tuy: „**Madrigalegium villulam Regis tibi alias descripsi. Tot Regnorum dominus, totque palmarum cumulis ornatus, christianae religionis amplificator et prostrator hostium, Rex in rusticana obiit casa, et pauper contra hominum opinionem obiit. Vix ad funeris pompam et paucis familiaribus praebendas vestes pullatas, pecuniae apud eum, neque alibi congestae, repertae sunt, quod nemo unquam de vivente judicavit.**“ Von Carls V. Geldbedrängnissen hat Ranke in seiner Abhandlung über die spanischen Finanzen gehandelt. ***

* Die Berechnung für Großbritannien bezieht sich auf den Durchschnitt der Produktion des Roheisens in den Jahren 1823 — 1830. (M'Culloch, Dict. of Commerce, 1834 p. 736.) Die Durchschnittssumme ist 617,352 Tons oder 12,149,487 Pr. Centner. Der Durchmesser einer Kugel Roheisen für die einjährige Produktion wäre demnach 175 preußische oder 169 Pariser Fuß. Roheisen liefert bei der Verarbeitung zu Stabeisen 5/7 seines Gewichtes. Für Frankreich sind als Produktion im Jahre 1835 (Resumé des travaux statistiques p. 61) an metrischen Cent. 2,690,636 Roheisen = 5,227,905 preuß. Cent. angenommen. In den preußischen Staaten war nach amtlichen Ausweisungen des Jahres 1836 das Erzeugniß an Roheisen 1,651,598 Centner.

** Petri Mart. Epist. lib. XXIX n. 556 (XXIII Jan. 1516). Neun Jahre später waren schon die Goldwäschen in Hispaniola erschöpft. Nur Zucker und Leder werden als Ausfuhrartikel genannt. Tres habemus ab Hispaniola naves (schreibt wiederum Anghiera) saccareis panibus et coriis boum onustas (Epist. n. 806, Cal. Martii 1525). Diese Stelle ist für die Geschichte des Handels wichtig, da bekanntlich das erste Zuckerrohr erst 1520 in Santo Domingo von Pedro Atienza gepflanzt wurde.

*** Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, B. I, S. 347—355.

Der geistreiche Historiker hat meine officiellen Beweise * von der geringen Menge edler Metalle, die bis 1545 der amerikanische Bergbau und die sogenannten Inca-Schätze geliefert, durch neue Dokumente erweitert und bekräftigt.

Eine genauere Kenntniß der Geschichte der Metallproduktion oder der allmähligen Entdeckung großer erzführenden Lagerstätten in der Neuen Welt lehrt uns, warum das Sinken des Werthes der edlen Metalle oder (was dasselbe ist) das Steigen der Preise von Korn und anderer unentbehrlicher Erzeugnisse des Bodens und des menschlichen Kunstfleißes erst gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und besonders zwischen 1570 und 1595 am lebhaftesten gefühlt wurde. Damals fing die Silbermenge der Bergwerke von Tasco, Zacatecas und Pachuca in Neuspanien, von Potosi, Porco und Oruro in der peruanischen Andeskette erst an, sich in Europa gleichmäßiger zu verbreiten, und ihren Effekt auf die Preise des Weizens, der rohen Wolle und der Manufakturwaaren auszuüben. Die eigentliche Eröffnung und Bearbeitung der Gruben von Potosi durch die spanischen Conquistadores fällt in das Jahr 1545, und die viel berufene Predigt, welche der Bischof Latimer vor König Eduard VI. hielt, ** und in der er seinen Zorn über das Steigen der Preise aller Lebensmittel ausdrückt, ist vom 17. Januar 1548. Besser fast noch, als die von Fleetwood, Dupré de St. Maur, Garnier und Lloyd gesammelten Kornpreise verkündigen die englischen Korngesetze zwischen 1554 bis 1688 die Anhäufung der Metalle. Die Ausfuhr des Weizens ist bekanntlich nur erlaubt, wenn der Preis eines gewissen Maßes eine durch das Gesetz bestimmte Höhe erreicht. Nun war diese Grenze unter der Königin Marie 1554 per Quarter 6 Schilling, unter Elisabeth 1593 gegen 20, und im Jahr 1604 unter Jakob I. über 26 Schill. Diese numerischen Thatsachen sind allerdings von großem Werthe, aber ihre Deutung erheischt besondere Vorsicht, da das Problem der Kornpreise, ja aller Preise ein sehr complicirtes ist, und sehr veränderliche theoretische

* Essai politique T. III, p. 361—382, 421—428. Der Bergbau lieferte bis 1545 nicht drei Millionen Piaster jährlich. Atahualpa's Lösegeld betrug nach Gomara 52000 Mark Silber und die Beute (Tempelraub) in Cuzco nach Herrera nur 25700 Mark Silber an Werth.

** Jacob on Precious Metals, T. II, p. 77, 132 und 388.

Ansichten, Einfluß des landbesitzenden Adels, ja ungleiche locale Anhäufung von Geld und Waaren auf die Gesetzgebung jeglicher Epoche einwirken. Dazu umfassen Temperaturveränderungen (die mittlere Wärme der Frühlings- und Sommermonate), welche die Cultur der Cerealien begünstigen, nicht gleichzeitig das ganze ackerbauende Europa. Selbst die Fortschritte dieser Cultur, die bessere Benützung der erzeugenden Erdkräfte modificiren die Preise. Eine ungleich wachsende Bevölkerung und der damit zunehmende Verkehr vermehren die Nachfrage nach den Metallen. Bei dem Maaße, das man sucht und in den wechselnden Kornpreisen zu finden glaubt, hat man also mit zwei gleichzeitig veränderlichen Größen zu thun. Die erhöhten Kornpreise drücken selbst für ein einzelnes Land nicht die in gleichem Maaße anwachsende Menge von Gold und Silber aus, so wenig als sie uns unmittelbar über die allgemeinen Witterungsverhältnisse und (nach der Hypothese eines großen Astronomen) über die Quantität der Sonnenflecke belehren. Angaben, welche in derselben Epoche einen großen Theil von Europa umfassen, fehlen uns gänzlich, und genaue Untersuchungen haben gezeigt, daß in Oberitalien zum Beispiel das Steigen der Preise von Getreide, Wein und Oel zwischen dem fünfzehnten und achtzehnten Jahrhundert viel geringer * gewesen ist, als man berechtigt war, es anzunehmen, nach dem, was uns aus England, Frankreich und Spanien **

* Gianrinaldo Carli. Opere, T. VII, p. 190. Savigny, Geschichte des Rechts, B. III, S. 567. Die Nachrichten über die Preise der Dinge im südlichen Europa reichen sehr bestimmt bis in das vierzehnte Jahrhundert, da (1321) Marino Sanuto dem Papste Johannes XXII. den Kostenanschlag eines Kreuzzuges vorlegte, durch den der ganze Handel des Orients abgeleitet werden sollte. In diesem Kostenanschlage, wie in den Preisangaben von Balducci Pegoletti, ist aber der Silbergehalt der Münzen mit mehr Sorgfalt zu bestimmen, als bisher von denen geschehen ist, die sich mit der Waarenkunde und der Geschichte des Handels beschäftigt haben.

** Clemencin in den Mem. de la Academia Real de Historia, T. VI, p. 553. Die Vanega Weizen (trigo) kostete in Spanien von 1406 bis 1502 im Mittel 10, von 1793 bis 1808 aber 62 Reales, die Münze auf gleichen Silbergehalt reducirt. Damit stimmen Say's Untersuchungen über die Kornpreise in Frankreich überein (Traité d'économie politique, T. I, p. 352). Zur Zeit der Jungfrau von Orleans, unter Carl VII., war das Hectoliter Weizen (an Gewicht 75 Kil.) bis zum Preise von 219 Gran Silber gesunken. Der Mittelpreis kurz

bekannt ist, wo die Kornpreise seit der Entdeckung von Amerika um das Vier- bis Sechsfache gestiegen sind. Es wird nicht unnütz seyn, hier ein numerisches Resultat einzuschalten, das auf vierzehnjährigen Durchschnittspreisen im ganzen preußischen Staate beruht, und auf meine Bitte von dem Direktor unseres statistischen Bureaus, Herrn Geh. Rath Hofmann, mit dem größten Fleiße berechnet worden ist. Im Jahr 1838, in dem man in Berlin für ein Pfund Gold $15^{9}/_{15}$ Pfund reinen Silbers, 1611 Pfund Kupfer und fast 9700 Pfund Eisen kauft, ist das Pfund Gold nach Durchschnitten von $18^{16}/_{29}$ und $18^{23}/_{37}$ genau 20794 Pfund Weizen, 27655 Pfund Roggen, 31717 Pfund Gerste und 32626 Pfund Haber werth. *

vor der Entdeckung von Amerika war 268 Gran; er stieg 1514 schon bis 533, unter Franz I. bis 731, unter Heinrich IV. bis 1130 Gran Silber. Lavoisier fand das Steigen der Weizenpreise von 1610 bis 1789 im Verhältniß von 1130 zu 1542 Gran. Im Jahr 1820 kostete in Frankreich ein Hectoliter 1610 Gran Silber, 9216 dieser Gran auf ein Pfund oder 0,489 Kil. gerechnet. (S. auch Letronne Considérations générales sur les monnaies grècques, p. 118 — 123.) Vom Mittelalter aufwärts finden wir die Kornpreise steigend: zur Zeit Valentinians III. (im Jahr 446) das Hectoliter zu 344 Gran Silber, und am Ende der Republik unter Cicerogar zu 528 Gran. Die Resultate von Dureau de la Malle geben noch höhere Preise. (Comptes rendus de l'Inst. Juillet 1838. p. 84.)

* Hier die Fundamente dieser wichtigen Angabe: „Auf dem statistischen Bureau zu Berlin werden monatlich die Marktpreise der vier Hauptgetreidearten aus allen Theilen des preußischen Staates zusammengestellt und Durchschnitte für die einzelnen Provinzen daraus gezogen. Aus diesen Durchschnitten werden am Ende jedes Jahres Mittelpreise für das ganze Jahr und aus der Reihenfolge dieser Mittelpreise vierzehnjährige Durchschnitte so berechnet, daß von den Preisen der nächst auf einander folgenden vierzehn Jahre jedesmal die zwei höchsten und zwei niedrigsten weggestrichen, die übrigen zehn aber addirt werden, wo dann das Zehntheil dieser Summe als Durchschnittspreis der in Betrachtung gezogenen vierzehn Jahre angesehen wird. Aus dieser Arbeit, die Jahre 1816 bis 1837 begreifend, folgt für den preußischen Scheffel:

Weizen . . .	1 Thlr.	23 Silbergr.	$10^{5}/_{9}$	Pfennige.
Roggen . . .	1 „	8 „	$1^{5}/_{9}$	„
Gerste . . .	1 „	28 „	$8^{1}/_{9}$	„
Haber . . .	1 „	21 „	$8^{1}/_{3}$	„

Die den vier Getreidearten zukommenden Gewichte sind für den Scheffel in preußischen Pfunden (zu zwei Mark kölnisch) 85, 80, 69

Die Besorgnisse über die verminderte Einfuhr der edlen Metalle aus dem Neuen Continent, welche sich bei dem Erscheinen des wichtigen und in Deutschland nicht genugsam beachteten Werkes von Jakob (on Precious Metals) verbreitet hatten, sind nicht in Erfüllung gegangen. Die von 1809 bis 1826 so tief gesunkene Metallproduktion hat sich, trotz des unruhigen Zustandes des freien spanischen Amerikas, doch wieder zu $^3/_4$ von dem gehoben, was sie in der Epoche war, als ich jene Länder verließ. In Mexiko ist sogar, nach den neuesten Nachrichten, die ich dem thätigen preußischen Geschäftsträger Herrn v. Gerolt verdanke, im Jahr 1837 die Ausbeute auf 20 bis 22 Millionen Piaster gestiegen, wozu außer Zacatecas die neu aufgenommenen Gruben von Fresnillo, Chihuahua und Sonora am meisten beigetragen haben. In der letzten friedlichen Epoche der spanischen Oberherrschaft konnte ich den Mittelertrag der mexikanischen Bergwerke auch nur auf 23 Millionen Piaster (etwa 537,000 Kil. Silber und 1600 Kil. Gold) schätzen. Die Controle war damals leichter, da es nur einen Centralmünzhof gab und strenge Gesetze den Handel auf eine kleinere Zahl von Häfen beschränkten. Die größte Thätigkeit der Welt war damals in jener Centralmünze von Mexiko, die von 1690 bis 1803 aus inländischem Gold und Silber genau für 1353 Millionen Piaster, aber von der Entdeckung von Neuspanien * an bis zur

---

und 52. Das Pfund Gold ist aber gleich gesetzt. in preußischem Silbergelde, 439 Thlr. 11 Sgr. $6^6/_{13}$ Pfg." Die Vergleichung der beiden Perioden $18^{16}/_{29}$ und $18^{24}/_{37}$ zeigt ein Fallen der Getreidepreise im preußischen Staate um $14^2/_7$ Procent beim Weizen, um $11^1/_2$ beim Roggen, um 12 bei der Gerste und $11^{13}/_{17}$ beim Haber, eine Preisverminderung, welche größtentheils der vermehrten Erzeugung und besseren Benutzung des Bodens zuzuschreiben ist. Die fortschreitende Cultur wendet sich den Cerealien zu, die einen höhern Werth haben. (Dieterici, Uebersicht des Verkehrs. 1838. S. 474.) Ich führe diese Preisverminderung, als eine von dem Zu- und Abfluß edler Metalle unabhängige an.

* Erst in diesem Jahre hat Herr Ternaux-Compans in seiner überaus nützlichen Sammlung von Mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique (Conquête du Mexique, p. 451) eine offizielle Liste der von den Vicekönigen von Neuspanien zwischen 1522 und 1587 nach dem Mutterlande gesandten Summen bekannt gemacht. Ich habe diese Liste in dem Archive von Mexiko nicht gefunden. Sie ist sehr merkwürdig und zeigt, daß meine früheren

Befreiung des Landes wahrscheinlich 2028 Millionen Piaster geliefert hat, das ist ⅔ aller edeln Metalle, welche in dieser Zeit das ganze Amerika nach dem Alten Continent hat fließen lassen.

Was man aus Mißmuth über mißlungene Versuche jetzt so oft von Erschöpfung der mexikanischen Erzmittel vorbringt, ist im Widerspruch mit der geognostischen Kenntniß des Landes, ja selbst mit den neuesten Erfahrungen. * Die Münzstätte von Zacatecas allein hat, in den unruhigen Zeiten von 1811 bis 1833, über 66,532,000 Piaster aus 7,758,000 Mark Silber geprägt und in den letzten 11 Jahren (1822 bis 1833) ununterbrochen zwischen vier und fünf Millionen Piaster:

1829	4,505,180	Piaster.
1830	5,189,902	"
1831	4,469,450	"
1832	5,012,000	"
1833	5,720,000	"

In Zacatecas hat ein einziger Gang, die Veta grande, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert bebauet wird, und bis 1738 oft in einem Jahre bis drei Millionen Piaster lieferte, folgende Massen in Umlauf gebracht:

1828	117,268	Mark	Silber.
1829	235,741	"	"
1830	279,288	"	"
1831	272,095	"	"
1832	258,498	"	"
1833	209,192	"	"

Angaben der mexikanischen Metallproduktion von 1521 bis 1600 (Essai politique, T. III, p. 414) eher noch etwas zu hoch waren. Es war neuerlichst oft die entgegengesetzte Meinung geäußert worden. Von der Administration des Fernan Cortez an bis 1552, wo die Gruben von Zacatecas eben erst eröffnet wurden, stieg die Ausfuhr selten in einem Jahre auf 100,000 Pesos. Von da an ist sie in schnellem Steigen. In den Jahren 1569, 1578 und 1587 war sie schon 931,564, 1,111,202 und 1,812,051 Pesos de oro. Die Summen sind nicht in unsern Piastern, sondern in diesen Pesos de oro angegeben.

* S. die lehrreiche Schrift des Herrn Joseph Burkart: Aufenthalt und Reisen in Mexiko in den Jahren 1824 bis 1834. Th. I, S. 360 und 385. Th. II, S. 74 und 152.

Guanaxuato, das freilich zu meiner Zeit schon lange bis 755,000 Mark Silber jährlich lieferte, ist dagegen in neueren Jahren bis unter die Hälfte herabgesunken. Die Ausbeute war:

1829	an Gold:	852 Mark;	an Silber:	269,494 Mark.
1830	„ „	1058 „	„ „	284,586 „
1831	„ „	622 „	„ „	258,500 „
1832	„ „	1451 „	„ „	300,612 „
1833	„ „	1144 „	„ „	316,024 „

Wenn endlich einmal jene herrlichen von der Natur mannichfaltig gesegneten Regionen, nach vielem innern Gähren und Treiben, des Friedens genießen, so müssen mit dem fortschreitenden Anbau des Bodens nothwendig auch neue Lagerstätten entblößt und eröffnet werden. In welcher Region der Erde außerhalb Amerika hat man Beispiele eines ähnlichen Silberreichthums aufzuweisen? Man vergesse nicht, daß bei Sombrerete, wo einige Gruben schon 1555 eröffnet wurden, die Familie Fagoaga (**Marquès del Apartado**) in fünf Monaten in einer Erstreckung von 16 Lachtern (96 Fuß) Länge aus Anbrüchen von Rothgiltigerz der Veta Negra einen reinen Gewinn von vier Millionen Piaster gezogen hat, und daß in dem Bergdistrikt von Catorce in $2\frac{1}{2}$ Jahren (1781—1783) aus einer Weitung voll Hornsilber und Colorados, welche das Volk Gott des Vaters Geldsack (**la Bolsa de Dios Padro**) nannte, ein Geistlicher, Juan Flores, ebenfalls $3\frac{1}{2}$ Millionen Piaster erbeutete.

Der Ertrag des Goldes im spanischen und portugiesischen Amerika hat beträchtlich mehr abgenommen, als der Ertrag des Silbers, aber jene Abnahme ist viel älter als der Ausbruch der politischen Revolutionen in den Tropenländern. Ich habe an einem andern Ort bereits entwickelt, in welchem Irrthum man in Europa bis zum Anfange dieses Jahrhunderts über Ausdauer des Reichthums der brasilischen Goldwäschen gewesen ist, wie man den glänzenden Zustand dieser Wäschen (von 1752 bis 1773) mit dem spätern Zustande verwechselt hat. * Der für die Geschichte des Goldhandels so wichtige Bullion-Report ** hat zuerst einiges Licht über diesen Gegenstand verbreitet. Die sichersten Nachrichten verdanke

* Essai polit., T. III, p. 448 — 452.

** eport of the Bullion Committee of 1810, Append. N. 22.

ich den Privatmittheilungen des ehemaligen Generalbergwerks-Direktors Freiherrn von Eschwege. Jakobs Werk über die edeln Metalle enthält nur dürftige Zusätze. * Zwischen 1752 und 1761. oscillirte die den Quinto bezahlende Goldausbeute von Minas Geraes zwischen 6400 und 8600 Kil. (eine portugiesische Arroba hat nach Franzini 14,656 Kilogrammen). Diese Ausbeute ist allerdings sehr beträchtlich und die jetzigen Produktionen des Ural und Altai weit übertreffend; aber man muß gedenken, daß 1804 auch das spanische Amerika an 10400 Kil. Gold gab, nämlich:

Neugranada . . .	4700 Kil.
Chili	2800 „
Merico	1600 „
Peru	780 „
Buenos-Ayres . .	500 „
	10380 Kil.

Die Produktion von Minas Geraes war in den Mitteljahren 1785 — 1794 schon auf 3300 Kil., zwischen 1810 und 1817 auf 1600 Kil., zwischen 1818 und 1820 auf 428 Kil. gesunken. Damit stimmt die Angabe des Herrn Ritter von Schäffer überein, nach welcher 1822 nur 24 Arrobas (350 Kil.) in den Schmelzhof von Villa Rica abgeliefert wurden. Seit dieser Zeit scheint, durch die Industrie einiger englischen Gesellschaften, sich der brasilische Goldbergbau wieder etwas gehoben zu haben: aber mehr noch als die Erschöpfung der Lagerstätten hat der Hang zur Cultur von Colonial-Produkten, welche die immer fortdauernde schändliche Sklaveneinfuhr aus Afrika begünstigt, an dem Verfall der Goldwäschen Schuld. Bei dem ungeheuren Schleichhandel, der jetzt in Brasilien getrieben wird, wäre zu wünschen, daß ein der Verhältnisse des Landes recht kundiger Eingeborner sich bemühen wollte, den allgemeinen Ertrag der jährlichen Goldproduktion seit 1822 zu ergründen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des von Europäern getriebenen Bergbaues, daß seitdem die Goldgewinnung in Brasilien so tief gesunken ist, dieselbe im nördlichen Asien und (freilich fast nur vorübergehend) in dem südlichen Theile der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu einer unerwarteten Höhe empor stieg. Das Bergsystem des Ural (eine Meridiankette, mauerartig

* T. II. p. 261 — 265 und 395.

hingestreckt vom Ust-Urt im nördlichen Theile des Truchmenen-Isthmus bis gegen das Eismeer, ja nach des Botanikers Alexander Schrenk's und Herrn von. Bär's neuesten schönen Beobachtungen bis nach Waigatz und Novaja-Semlja hin) ist goldführend erfunden in einer Länge von fast 17 Breitengraden. Wenn der Ural in den Jahren 1821 und 1822 nur noch 27 bis 28 Pud Gold (440 bis 456 Kil.) lieferte, so stieg der Ertrag des uralischen Goldsandes schon in den drei folgenden Jahren, 1823, 1824 und 1825, stufenweise auf 105, 206 und 237 Pud. Nach der mir, von dem russischen Herrn Finanzminister Grafen von Cancrin handschriftlich mitgetheilten Uebersicht der edeln Metalle, die in dem russischen Reiche gewonnen und in dem Münzhofe von St. Petersburg aus den legirten Metallen rein erhalten worden sind, war die Goldproduktion:

1828	290 Pud	39	Pfund.
1829	289 „	25	„
1830	347 „	27	„
1831	352 „	2	„
1832	380 „	31	„
1833	368 „	27	„
1834	363 „	10	„

Als ich auf Befehl des Kaisers Nicolaus mit meinen Freunden Gustav Rose und Ehrenberg die Expedition in dem nördlichen Asien machte, waren die Goldwäschen auf das europäische Grenzgebirge des Urals beschränkt. Der Altai (mongolisch: das Goldgebirge, Altaiin Oola)* gab nur das wenige Gold (an 1900 Mark), welches aus den goldhaltigen Silbererzen (70,000 Mark) der reichen Gruben von Schlangenberg oder Smeïnogorsk, Ridderski und Syrianowski ausgeschieden werden konnte. Seit 1834 ist aber in diesem mittleren Theile von Sibirien der Fleiß der Goldsucher unerwartet belohnt worden. Man hat Lager von Goldsand (Gerölle) entdeckt, ganz denen am Abhange des Urals gleich. Das durch seinen Einfluß auf die Belebung des Verkehrs von Inner-Asien so verdiente Haus Popof hat auch hier ein rühmliches Beispiel gegeben. Unter den 398 Pud Gold (27,884 Mark), welche 1836 das ganze russische

* Altaiin ist eine mongolische Genitiv-Form. (Klaproth, Mémoires relatifs à l'Asie. T. II. p. 382.)

Reich lieferte,* waren 293 Pud 26 Pfund vom Ural und 104 Pud 15 Pfund vom Altai. Im nächstfolgenden Jahr 1837 war die Ausbeute des östlichen Sibiriens schon so gestiegen, daß der Altai 130 Pud, der Ural (von Kron- und Privatwäschen) 309 Pud Waschgold gaben. Rechnet man zu diesen Summen 30 Pud Gold, die aus den in anstehendem Gestein einbrechenden Erzen vom Altai und Nertschinsk ausgeschieden wurden, so ergeben sich für die gesammte russische Goldproduktion des Jahrs 1837 genau 469 Pud oder 7644 Kil. Gold. Die Goldwäschen im Ural sind daher in einem sehr langsamen Sinken, der Altai aber fügt zur Totalmasse so viel hinzu, daß seine Ausbeute zu der des Ural sich schon wie 4 : 9½ verhält.

Ueber die eigentliche Ablagerung des Goldsandes im Altai sind wir erst ganz neuerlichst durch einen sehr ausgezeichneten Geognosten, meinen ehemaligen Reisebegleiter im südlichen Ural, Herrn von Helmersen, belehrt worden. Das Waschgold, welches seit einigen Jahren in stets wachsender Menge im östlichsten Theile des Tomskischen Gouvernements gewonnen wird, gehört nicht dem großen Gebirgsstock selbst zu, den wir das altaische Erzgebirge** nennen, den Ledebour, Bunge und Gebler erforscht haben, und in dem sich der Berg Belucha mit seinen unerstiegenen Schneespitzen an den Quellen der Katunja bis zu 11,000 Fuß, bis zur

* Dazu (ebenfalls 1836) an Platin des Urals 118 Pud 2 Pfd. oder 8269 Mark Cölnisch.

** Sehr uneigentlich wird er der Kleine Altai genannt. Auch Hr. von Helmersen theilt meinen Unglauben an die Existenz des Großen Altai (Fragmens asiatiques. T. I. p. 28). „Eines jener großen Längenthäler, sagt Helmersen, „die das Erzgebirge Altai durchziehen, ist das Thal der oberen Buchtarma: es scheidet den nördlichen russischen Antheil des Gebirges von dem südlichen, chinesischen. Dieser südliche Theil ist häufig, und bis in die neuesten Zeiten, als ein besonderes Gebirge mit dem Namen des Großen Altai aufgeführt worden, im Gegensatze zu dem nördlichen sogenannten Kleinen Altai. Abgesehen von dem Unpassenden dieser Benennungen, die weder in der Natur begründet scheinen, noch von den Bewohnern angenommen sind, dienen sie nur, um einen Irrthum fortzupflanzen, den ein Kartenzeichner von dem andern erbt. Der chinesische Altai bildet mit dem russischen nur ein und dasselbe Ganze, und es ist kein Grund vorhanden, sie als zwei, sogar in ihrer Richtung verschiedene Gebirgszüge auftreten zu lassen.“

Höhe des Wetterhorns und Pics von Teneriffa majestätisch erhebt. Die Lager goldhaltigen Sandes zeigen sich an beiden Abhängen, besonders aber an dem östlichen eines kleinen Gebirgsarmes, welchen der von Osten gegen Westen streichende Altai in dem Meridian des Telezkischen Sees gegen Norden aussendet, und der bis in den Parallel von Tomsk reicht. „Auf den Karten," sagt mein Freund, Herr v. Helmersen, „wird dieser waschgoldführende Gebirgsarm durch die Namen des Abakanskischen, Kusnezkischen und Alatau-Gebirges bezeichnet. Seiner Richtung, seiner innern Zusammensetzung * und seiner Form nach hat er mit dem Ural die unverkennbarste Aehnlichkeit; es ist in der That eine Wiederholung des Ural, nur in geringerer Länge. Die Analogie geht so weit, daß auch hier der Ostabhang goldreich, der Westabhang aber viel ärmer ist. Da gerade dieser Westabhang der Krone zur Bearbeitung vorbehalten wurde, so haben bisher fast nur die Privatunternehmer den Goldreichthum des Alatau (dieses gegen Norden auslaufenden Zweiges des Altai) benutzt." Geognosten, welche mit meinen Untersuchungen über die Richtung der Gebirgssysteme von Inner-Asien und mit den geistreichen Ansichten Elie de Beaumont's über Parallelismus und relative Altersfolge der Gebirgsspalten und Ketten vertraut sind, kann die Wichtigkeit jener Beobachtungen des Herrn von Helmersen nicht entgehen. Ich selbst habe die nördliche Lagerstätte des altaischen (kusnezkischen) Goldsandes nicht gesehen, da meine Reise von Tobolsk über Tara, durch die Barabinskische Steppe, nach dem westlichen und südlichen Altai und von da nach dem chinesischen Grenzposten Chunimailächu (in der Provinz Ili, nördlich vom Saysan-See) gerichtet war.

Das altaische Waschgold ist etwas silberhaltiger als das Gold des Ural. Die sibirischen Kaufleute, von dem kaiserlichen Bergdepartement kräftig begünstigt, haben jetzt selbst Winterwäschen angelegt, und die Bearbeitung dieses neuen Zweiges der asiatischen Industrie ist um so merkwürdiger und erfreulicher, als die Arbeiter nur Freiwillige sind und sehr gut bezahlt werden. Nach neueren Nachrichten, die ich dem Herrn Finanzminister Grafen von Cancrin, verdanke, sind reiche Sandlager, wie im Salairskischen Gebirgszuge, so auch am Flusse Birinsa entdeckt worden, der die Gouvernements Jeniseisk und Irkutsk

* Helmersen im Bull. de l'Acad. de St. Petersb. T. II. p. 107. Siehe auch Erman, Reise um die Erde. Thl. II. S. 19–21.

von einander trennt.* Für ganz Sibirien sind schon 240 Licenzen (Berechtigungen zu Benutzung von goldhaltigen Lagerstätten) ertheilt.

So beträchtlich zeigt sich demnach in neuerer Zeit (und der Hauptzweck dieser Untersuchung ist, den Wechsel der Strömungen im Goldhandel zu schildern) der Zufluß von Osten her! Jene 469 Pud uralischen und altaischen Goldes (32,830 preuß. Mark), welche der Ertrag des Jahres 1837 waren, sind werth in preußischem Silbergelde 7,211,000 Thaler. Ein solcher Ertrag ist nur noch um ⅛ geringer, als die Goldproduktion von Minas Geraes in Brasilien in den reichsten Jahren der glücklichen Epoche von 1752 und 1761 war; er ist aber fast um ⅓ geringer, als die Goldproduktion von Neu-Granada, Chili und Mexiko kurz vor dem Ausbruch der Revolution in dem spanischen Amerika. Wenn man die ungeheure Ausdehnung des sibirischen Continents betrachtet und sich der schnellen Zunahme des Goldes vom Ural in den Jahren 1822, 1823 und 1824 erinnert, so wird es überaus wahrscheinlich, daß der Zufluß des sibirischen Goldes von Osten nach Westen, von Asien nach Europa, noch immer nicht sein Maximum erreicht hat. Der Ertrag von Ostsibirien wird vielleicht schneller steigen, als der Ertrag der uralischen Wäschen, wo man die reichsten Sandlager zuerst und Anfangs leider! zu flüchtig bearbeitet hat, abnimmt. Bei der hydrostatischen Scheidung auf den Waschherden geht unstreitbar eine große Menge des edeln Metalls, welches Körnern von Eisenoxyd und andern leichten Substanzen anklebt, verloren. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die scharfsinnige und vielverheißende Methode des Zusammenschmelzens mit Eisen und die Behandlung des goldhaltigen Eisens durch Schwefelsäure, welche der Oberst Anossow, Intendant zu Slatoust, vorgeschlagen, bei der Größe der durchzuschmelzenden Massen, bei der Schwierigkeit der Zufuhr eines so goldarmen Sandes und bei dem Erforderniß von vielem Brennmaterial, im Großen mit Erfolg auszuführen ist. Fortgesetzte, wohlgeleitete Versuche scheinen bisher gegen die Ausführbarkeit zu entscheiden.

* Das Dorf Biriussinsk auf der Straße von Kansk nach Nijnei Udinsk, hat eine sehr malerische Lage zwischen tiefeingeschnittenen Bächen: auch östlich bleibt der Boden sehr zerrissen bis zu den schroffen Sandsteinfelsen von Nijnei Udinsk. (Erman, Handschriftliche Nachrichten.)

Die Ansichten, welche man seit kaum fünfzehn Jahren über den noch immer vorhandenen Goldreichthum von Nord-Asien gewonnen hat, führen fast unwillkürlich zu den Issedonen, Arimaspen und goldhütenden Greifen zurück, denen Aristeas von Prokonnesus und, etwa zweihundert Jahre später, Herodot einen so dauernden Ruf * verschafft haben. Mir ist die Freude geworden, die Orte im südlichen Ural zu besuchen, wo wenige Zolle unter dem Rasen, nahe neben einander, glänzende Goldmassen von 13, 16, ja 24 russischen Pfunden ** entdeckt worden sind. Noch viel größere Massen können einst als rundliche Geschiebe, ganz unverdeckt, auf der Oberfläche der Erde gelegen haben. Kein Wunder also, wenn schon in hohem Alterthume dieses Gold von Jäger- und Hirtenvölkern gesammelt wurde, wenn das Gerücht von solchem Reichthume weit erscholl, ja bis zu den hellenischen Kolonien am Pontus Euxinus vordrang, Kolonien, die früh mit dem nordöstlichen Asien jenseits des caspischen Meeres und Oxussees (Aral) in Verkehr traten. Die handeltreibenden Griechen und auch die Skythen kamen nicht selbst bis zu den Issedonen; sie verkehrten nur mit den Argippäern. Niebuhr in seinen Untersuchungen über die Skythen und Geten (Untersuchungen, die keinesweges durch das bestätigt werden, was wir jetzt über Racenverschiedenheit und Sprachbau nordasiatischer Völker wissen) setzt die Issedonen und Arimaspen nördlich von Orenburg, *** also in jene uns jetzt so bekannt gewordene goldreiche Gegend am östlichen Abfall des südlichen Ural. Diese Meinung wird in dem eben erschienenen inhaltreichen Werke des Staatsraths Eichwald

---

* Auch in den Fragmenten von Alcman, die Herr Welcker bearbeitet hat, wie in denen des Hecatäus und des Damastes geschieht Erwähnung der Issedonen. (Hec. Mil. Fragm. ed. Klausen n. 168, p. 92.)

** Das größte Goldgeschiebe, welches bisher am Ural (zu Alexandrowsk bei Miask) gefunden worden, ist 8 Zoll lang, $5^3/_8$ Zoll breit und $4^3/_4$ Zoll hoch. Es wiegt 24 russische Pfund 69 Solotnik ($43^1/_4$ Mark), und wird zu Petersburg in der prachtvollen Mineralien-Sammlung des Bergcorps aufbewahrt. Unter den Platingeschieben von Nischne Tagilsk (Besitzung des Herrn v. Demidoff) wurden drei gefunden von 13, 19 und 20 Pfund Gewicht. (Rose, Reise nach dem Ural. Thl. I, S. 41.)

*** „Kleine historische und philologische Schriften" S. 561. (S. auch Niebuhrs herodotische Welttafel.)

über die alte Geographie des caspischen Meeres* verthei-
digt. Heeren und Völcker deuten dagegen das Herodotische Goldland
auf den Altai, und ich gestehe, daß diese geographische Deutung
mir mehr durch Lokalverhältnisse gerechtfertigt scheint. ** Herodot
beschreibt eine Handelsstraße, auf der das Gold des nördlichen Altai,
durch Vermittlung der Issedonen und Skythen, nach dem Pontus
gelangen konnte, das Gold selbst oder wenigstens der Ruf davon. ***
Um bis zu den Argippäern vorzudringen, die kahlköpfig sind, ein-
gedrückte Nasen und große Kinnbacken haben, † müssen die Skythen
und die Griechen der pontischen Colonien sieben Dolmetscher von
sieben verschiedenen Sprachen zu ihren Geschäften anwenden. (He-
rodot, IV, 24.) Seitdem man in dem Gebirgsarme, welchen der
Altai gegen Norden bis in den Parallel von Tomsk aussendet, so
reiche Lager von Goldsand entdeckt hat, gewinnt die Deutung der
Arimaspen auf eine vom Uralgürtel weit östlich liegende Gegend aller-
dings an Wahrscheinlichkeit. Die Mythe von den goldhütenden Greifen
des Herodot hängt, nach der Vermuthung eines gelehrten und talentvol-
len Reisenden, Adolph Erman, †† mit den im nördlichen Sibirien
so häufigen fossilen Knochen urweltlicher Pachydermen zusammen, in
denen einheimische Jägervölker Klauen und Kopf eines Riesenvogels
zu sehen glauben. „Will man sich nicht weigern,“ schließt Herr
Erman, „in dieser arktischen Sage das Vorbild zu der griechischen
von den Greifen zu finden, so ist es streng wahr, daß nordische
Erzsucher das Gold von unter den Greifen hervorzogen, denn
Goldsande unter Erd- und Torflagern, die mit jenen Knochen

* S. 264. Eichwald leitet, wie Reichard, den Namen Issedonen von dem Flusse Isset her und hält das Volk für einen Wogulenstamm.

** Heeren, Ideen über Politik und Verkehr (1824), Thl. I. Abth. 2. S. 281—287.

*** Völcker, Mythische Geographie der Griechen und Römer. Thl. I. S. 188 und 191. Klausens Commentar dazu in der Allgemeinen Schulzeitung. 1832. S. 655. (Völcker hat die Stellen der Alten, die ich hier nicht einzeln citire, am sorgfältigsten gesammelt.)

† Diese Argippäer leben von den Früchten des Baumes Ponticum, deren Saft Aschy heißt, und deren ausgedrückte Masse zu Kuchen geknetet wird. Schon Nemnich und Heeren (Thl. 1. Abth. 2. S. 283) haben darin den Prunus Padus erkennen wollen. Siehe auch Erman, Reise um die Erde. Thl. I. S. 307.

†† A. a. O. Thl. I. S. 712.

erfüllt sind, gehören jetzt, wie früher, zu den gewöhnlichsten Erscheinungen.“ Aber so anziehend auch diese Erklärung ist, so steht ihr doch entgegen, daß der wunderbaren Fabelwesen, der Greifen, schon in den Hesiodischen Gedichten Erwähnung geschieht, daß sie die Pforten von Persepolis als Löwenadler schmücken, und durch babylonische und persische Tapeten früh über Milet nach Griechenland kamen. * Ein berühmter russischer Akademiker, Herr v. Gräfe, ist geneigt, ein großzahniges Unthier, den Odontotyrannus byzantinischer Schriftsteller, und des von Majo aufgefundenen Julius Valerius für eine dunkle Erinnerung des sibirischen Mammouth, für einen späten Nachhall der Urwelt zu halten. ** Der Tyrann und die alte Mythe der Greife scheinen mir nicht unterirdisch aus dem gefrornen Schuttlande aufgestiegen, sondern Phantasiegebilde einer sonnigen, südlichen Zone.

Ich habe oben des Umstandes gedacht, daß im Ural ungeheure Goldmassen wenige Zolle unter dem Rasen gefunden werden. Rieselndes Wasser oder andere geringfügige Ursachen können diese Masse einst so entblößt haben, daß sie auf die Oberfläche der Erde selbst gelangten. Ist vielleicht die Geschichte des heiligen Goldes bei den Skythen, deren Herodot (IV, 7) erwähnt, ist das Herabfallen goldener Ackerwerkzeuge vom Himmel, welche die beiden zuerst nach einander hinzutretenden Königssöhne nicht berühren konnten, ohne sich zu verbrennen, während der dritte, Colaxais, das erloschene (erkaltete) Gold ohne Gefahr nach Hause trug, bloß mythisch zu erklären, oder soll man darin vielleicht Anklänge eines heißen ***

* Karl Otfr. Müller, Dorier. Thl. II. S. 276. (Ueber den Greif des Ctesias, als baktrisch-indisches Thier. S. Heeren, Thl. I. Abth. 1. S. 259, und Böttiger, Griechische Vasengemälde. Thl. I. n. 3. S. 105.) Auch Herodot (IV, 79 u. 152) nennt zweimal die Greife als Gebilde und Ornamente.

** Gräfe in Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg. 1830. p. 71 et 74. Julius Valerius res gestae Alexandri translatae ex Aesopo III, 33. S. dazu das Chron. Hamartol. welches Hase in den Manuscripten der Pariser Bibliothek excerpirt hat.

*** Ich lasse die Stelle des Herodot (IV, 5) hier nach Schweighäusers Uebersetzung lateinisch folgen: „Targitao filios fuisse tres, Leipoxain et Arpoxain, minimumque natu Colaxain. His regnantibus de coelo delapsa aurea instrumenta, aratrum et jugum et bipennem et phialam, decidisse in Scythicam terram. Et illorum natu maximum,

Aerolithenfalles erkennen? Sind hier Eisen und Gold mit einander verwechselt und war das heilige Gold ein glühender Meteorstein, der von Pallas in Sibirien aufgefundenen Masse ähnlich, aus der man Ackerwerkzeuge schmieden konnte, wie die Esquimaux der Baffinsbay sich ihre Messer aus einer im Schnee halbvergrabenen Meteormasse noch in unsern Tagen bereiten? Ich weiß, daß physische Erklärungen alter Mythen und neuerer Wunder jetzt nicht beliebt sind, und daß ich besorgen muß, auf den Irrweg alexandrinischer Grammatiker zu gerathen; aber einem Naturforscher ist die Erinnerung an einen Aerolithenfall wohl zu verzeihen. Vielleicht war das vom Himmel gefallene Metall nur glühend, um die älteren Söhne abzuhalten? Auch nach deutschem Volksglauben leuchtet und brennt der Ort, wo ein Schatz vergraben liegt. Solche Betrachtungen leiten ab von speciell-physischen Deutungen!

Das Wiederauffinden goldhaltiger Sandlager in Nord-Asien, jenseits des Obi, das Steigen eines einjährigen Ertrages des Altaischen oder Kusnezkischen Waschgoldes bis zu einem Gewicht von 130 Pud oder 9100 preuß. Mark ist eine Begebenheit in der Geschichte des Goldhandels: sie ist eine um so wichtigere Begebenheit, als sie dem, Europa unmittelbar unterworfenen Theile von Asien zugehört, und als die ganze Ausbeute zu uns in Westen hinüberfließend auf den europäischen Goldmarkt einwirkt. So uralt auch der Bergbau auf anstehende Erzmittel unter der unbestimmten Benennung Tschudischer Schürfe * in Sibirien ist, so erklären sich die

qui primus conspexisset, propius accedentem capere ista voluisse; sed eo accedente, aurum arsisse. Quo digresso, accessisse alterum et itidem arsisse aurum. Hos igitur ardens aurum repudiasse; accedente vero natu minimo, fuisse extinctum, huncque illud domum suam contulisse: qua re intellecta, fratres majores ultro universum regnum minimo natu tradidisse. Sacrum autem illud aurum custodiunt Reges summa cura; et quotannis conveniunt, majoribus sacrificiis illud placantes. Dicuntque Scythae, si quis festis illis diebus aurum hoc tenens obdormiverit sub dio, hunc non transigere illum annum." Die Massageten, nach Ammianus Marcellinus ein alanischer Stamm, wandten zur Rüstung und zum Pferdeschmuck das Gold, wie andere Völker das Eisen an. (Her. I, 215.)

* Die sogenannten Tschudischen Schürfe und Tschudischen Gruben Nord-Asiens gehören nicht einem Volksstamm zu. Der Name dieses



beträchtlichen Massen verarbeiteten Goldes, die man bei der ersten Besitznahme des Landes in jenem Lande in den Gräbern fand, und von denen die Petersburger Sammlungen so merkwürdige Stücke aufzuweisen haben, doch leichter noch durch ein frühes Auffinden von Goldgeschieben im Schuttlande nahe an der Oberfläche der Erde. Müller, der vortreffliche Geschichtschreiber Sibiriens, erzählt, daß durch die ersten Goldschätze, die man aus den Gräbern (Kurganui) sammelte, in Krasnojarsk der Werth des Goldes auf das Ueberraschendste herabsank. * Inner-Asien, zwischen den Bergsystemen des Himalaya- und des vulkanischen Himmels-Gebirges, bildet, wie China, ein politisch und fast auch merkantilisch-geschlossenes Ganze. So wenig wir auch seit den glänzenden Zeiten der mongolischen Dynastien am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, seit den Reisen der Venezianer Poli von jenem Erdstriche wissen, so ist doch neuerlichst (im Süden durch Indien, im Norden durch Sibirien) manche Kunde von den goldhaltigen Sandlagern Inner-Asiens zu den Europäern gelangt. Die Zeitungen von Calcutta berichten, daß im ganzen westlichen Tübet alle Flüsse goldführend sind, und daß die Eingebornen das Gold durch Amalgamation (Anquicken) gewinnen. ** Altindische Mythen machen den Herrscher des Nordens, Kuwera, zugleich zum Gott des Reichthums, und es ist merkwürdig genug, daß die Residenz des Gottes (Alakâ) nicht im Himalayagebirge selbst, sondern auf dem Kailâsa jenseits des Himalaya in Tübet *** zu suchen ist. Nordwestlicher, jenseits der Bergkette des Kuenlun, welche die Gebiete von Ladak und Khotan trennt, setzt Heeren, † und ich glaube mit vieler Wahrscheinlichkeit, die große goldreiche Sandwüste, welche die an Caspatyrus (Kaschmir) grenzenden Inder besuchten, und in denen die „Ameisen kleiner wie

erzsuchenden, metallschmiedenden Kabiren-Volkes bezeichnete ursprünglich nur Fremde, Nicht-Russeh (barbari), bestimmter aber in den Russischen Jahrbüchern nach Klaproth (Asia polyglotta p. 184) und nach den neuesten gelehrten Untersuchungen Sjögren's (Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg VI[me] Serie. T. I. p. 308) alle finnischen, das heißt uralischen Stämme.

* Journal asiatique, T. II. p. 12.

** A. a. O. T. I. p. 361.

*** Albert Höfer, Uebersetzung der Urwasi des Kalidâsa. 1837. S. 90.

† Her. III. 102—106. (Heeren. Thl. I. Abthl. I. S. 90, 102, 340—345.) Vergl. Ritter, Asien, Th. II. S. 657—660.

Hunde, aber größer wie Füchse“ sich eingruben. Auch am westlichen Abhange des Bolor (der östliche führt nach Khufalun, dem sogenannten Klein-Tübet der Geographen, nach Kaschgar und dem Steppensee Lop) hat der talentvolle neueste Erforscher dieser Terra incognita, Alexander Burnes, die Goldsandlager von Durwaz und des oberen Oruslaufes beschrieben. * In China ist die Bearbeitung des Waschgoldes ebenfalls uralt, und man unterscheidet in der bergmännischen Nomenclatur des pedantischen Volkes Goldfelder ** (weitausgebreitete Goldlager der Ebenen), Goldgeschiebe als Hundsköpfe, Weizenkörner und kleinen Hirsenstaub. Leider gibt es, wie überall, in Choco, in der Sonora und am Ural der Hundsköpfe weniger, als des goldenen Hirsenstaubes.

Fast zu derselben Zeit, wo der Ural seinen Goldschatz eröffnete, und zu ersetzen anfing, was die tiefgesunkene brasilische Goldausbeute nicht mehr dem Geldverkehr darzubieten vermochte, wurden vielversprechende goldhaltige Lagerstätten in dem südlichen Theile der Alleghanys, in Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Tennessee und Alabama entdeckt. Der eigentliche Flor dieser nordamerikanischen Goldwäschen, welche bald auch einen eigentlichen Bergbau auf anstehendes Gestein veranlaßten, fällt in die Jahre 1830 bis 1835. Sie haben allerdings in den letzten acht Jahren nicht viel über 4½ Mill. Dollars geliefert, aber die Erscheinung des Goldreichthums in solcher Nähe von der atlantischen Küste verdient in geognostischer Hinsicht mehr Aufmerksamkeit, als man ihr in Europa geschenkt hat. Sie bietet auch ein großes historisches Interesse dar, da das viele Gold, welches die ersten spanischen Conquistadoren in den Händen der Eingebornen von Florida fanden, jetzt nicht mehr als Wirkung eines alten Verkehrs mit Meriko (Anahuac) oder mit Hayti betrachtet zu werden braucht. Herr Jacob konnte

* Burnes, Travels, T. II. p. 165. Noch 1831 wurden im Orus Goldgeschiebe von der Größe eines Taubeneies gefunden. Wie der Rhein führt der Orus (Djihun) seinen Goldsand bis an seinen Ausfluß, und die unglückliche Expedition des Fürsten Alexander Bekewitsch, welche Peter der Große 1716 unternehmen ließ, wurde durch lügenhaft ausgeschmückte Truchmenische Nachrichten von der Anhäufung des Goldsandes an der alten Orusmündung (südlich vom kleinen Balkangebirge am Ostufer des Caspischen Meeres) veranlaßt.

** Landresse, sur les alluvions orifères de la Chine, im Journal asiat. T. II. p. 99.

in seinem oft erwähnten Werke über die edeln Metalle den Ertrag der Goldwäschen von Nordamerika nur noch zu 130,000 Dollars anschlagen; aber wenige Jahre darauf stieg derselbe auf 800,000, ja selbst auf eine Million Dollars. In der Grafschaft Cavarras (Nord-Carolina) wurde ein Goldgeschiebe von 28 Pfund (englischem avoir du poids-Gewicht) gefunden und daneben mehrere von vier bis zehn Pfund. * Seit meiner Rückkehr aus Sibirien habe ich ununterbrochen, und meist vergeblich, gesucht, mir eine genaue Auskunft über den Fortgang der Goldwäschen in den südlichen Staaten zu verschaffen, und erst ganz neuerlichst ist es mir geglückt, durch die Güte des jetzigen Bank-Directors, Herrn Albert Gallatin, eines der geistreichsten Staatsmänner ** unserer Zeit, meine Wünsche befriedigt zu sehen. Ich schalte hier einige Stellen aus einem Briefe des vielgereisten Mannes ein:

„Der Goldreichthum des Urals und vielleicht des ganzen nördlichen Asiens mußte allerdings Ihre Aufmerksamkeit auf unsere Goldwäschen und auf unseren Goldbergbau in den südlichen Staaten leiten. Ich hoffe, bald durch den Professor Patterson, der zugleich der Director der Münze ist, und durch den Professor Renwick in New-York, beide ausgezeichnete Mineralogen, Ihre geognostischen Fragen beantworten zu können. Jetzt sende ich Ihnen, nach offiziellen Documenten, die specielle Uebersicht von dem, was aus unserm inländischen Golde seit 1824 in unserer Münze, ausgeprägt worden ist.***

* Nach handschriftlichen, mir von meinem ältesten Jugendfreunde, Herrn Berghauptmann Freiesleben, mitgetheilten Nachrichten soll gar 1821 in Anson County ein 48 Pfd. schweres Goldgeschiebe zwischen Geröllen von Quarz und Grauwackenschiefer gefunden worden seyn. Diese handschriftlichen Nachrichten begleiteten eine Sammlung von Mineralien, welche der Bruder des verstorbenen Akademie-Inspectors Kohler nach Freiberg sandte. — Möchten doch nordamerikanische Gelehrte uns etwas Bestimmteres über jene kolossalen Goldgeschiebe von 28 und 48 englischen Pfunden berichten!

** Aus Genf gebürtig, aber schon während des Befreiungskrieges in den Vereinigten Staaten ansäßig, Minister der Finanzen unter Jeffersons glänzender Präsidentschaft, dann Gesandter in Paris, St. Petersburg und London.

*** Diese statistische Uebersicht findet sich ebenfalls in dem überaus inhaltreichen **American Almanac and Repository of useful knowledge for 1838. (Boston. publ. by Ch. Bower), p. 134**, einem Werkchen, das vielen europäischen zum Muster dienen könnte.

Ueberſicht des jährlichen Betrages an Gold zur Vermünzung aus den Goldgruben der Vereinigten Staaten.

Jahr	Virginia.	Nord-Carolina.	Süd-Carolina	Georgia.	Tennessee.	Alabama.	Unbestimmt.	Total.
	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.
1824	—	5,000	—	—	—	—	—	5 000
1825	—	17,000	—	—	—	—	—	17,000
1826	—	20,000	—	—	—	—	—	20,000
1827	—	21,000	—	—	—	—	—	21,000
1828	—	46,000	—	—	—	—	—	46,000
1829	2,500	134,000	3,500	—	—	—	—	140,000
1830	24,000	204,000	26,000	212,000	—	—	—	466,000
1831	26,000	294,000	22,000	176,000	1,000	1,000	—	520,000
1832	34,000	458,000	45,000	140,000	1,000	—	—	678,000
1833	104,000	475,000	66,000	216,000	7,000	—	—	868,000
1834	62,000	380,000	38,000	415,000	3,000	—	—	898,000
1835	60,000	263,500	42,400	319,900	100	—	12,200	698,500
1836	62,000	148,100	55,200	201,400	300	—	—	467,000
	374,900	2,465,600	298,100	1,680,300	12,400	1,000	12,200	4,844,500

Sie fragen, wie viel etwa man, wegen des Schleichhandels, zu den Summen an Dollars, welche jene Tabelle aufführt, jährlich zuſetzen müſſe? Eine ſolche Evaluation iſt ſchwierig, aber ich glaube, Ihnen mit einiger Sicherheit ſagen zu können, daß in keinem Jahr die Produktion (Ausbeute) des Goldes über eine Million Dollars geweſen iſt. Der Verluſt durch Schleichhandel iſt um ſo geringer, als, nach unſeren neueſten Geſetzen, das Gold, im Verhältniß zum Silber, faſt zwei Procent höher, als der gewöhnliche Preis geſetzt iſt. Das Verhältniß zum Silber iſt, nach jenen Geſetzen, wie 16 zu 1. Deßhalb kommt jetzt wohl alles inländiſche Gold in unſere Münzſtätte. Im Ganzen nehmen die alten Goldwäſchen, beſonders in Carolina, ab, doch findet man immer neue goldhaltige Schichten und auch der eigentliche Bergbau auf Gold wird hoffnungsreicher.“

Ich füge zu dieſen intereſſanten Nachrichten noch hinzu, daß die goldführenden Regionen von Nordamerika ganz neuerlichſt von einem ſehr unterrichteten deutſchen Bergbauverſtändigen, Herrn Carl Degenhardt (dermalen zu Clausthal am Harze) und von Herrn Featherſtonhaugh, der Zinnerze und Zinnober entdeckt hat, beſucht wurden. Der Gewinn, und mit ihm die Luſt zum Goldwaſchen und zum Goldbergbau ſind ſeit dem Jahr 1835 raſch geſunken. In einem Lande, das bei ſeinem ſtets fortſchreitenden Wohlſtande das Glück des freieſten Verkehrs genießt, bieten ſich beſſere

Mittel dar, die Capitalien produktiv zu machen; aber in der Geschichte des Geldhandels interessiren die dem Schooße der Erde entrissenen und in Cirkulation gebrachten Massen, wie der Zu- und Abfluß derselben in verschiedenen Richtungen mehr, als der Vortheil, welchen die Bearbeitung der Lagerstätten vorübergehend gewährt.

Die Strömungen der edeln Metalle aus Asien und Amerika nach unserem kleinen Continente, und von diesem theilweise zu den Urquellen zurück, folgen, wie die Flüssigkeiten, den Gesetzen des Gleichgewichts. Die goldreichen, uns aber wenig bekannten Regionen von Inner-Asien und Inner-Afrika bilden kleine, gleichsam abgeschlossene Becken, die mit den Küsten und durch sie mit dem großen Welthandel nur in geringe Verbindung treten. Dagegen ist unter dem Einfluß westlicher Cultur von Nertschinsk, vom Altai und dem Ural an bis jenseits des atlantischen Meeresarms zum Missouri ein ununterbrochenes Fluthen im Verkehr der edeln Metalle. Der Tauschwerth desselben, man betrachte die Metalle in ihrem Verhältniß zu einander oder als Maßstab der Waarenpreise (Preise der Nahrungsmittel oder künstlicher Fabrikate), ist keinesweges allein und hauptsächlich durch Vermehrung und Verminderung der Metallproduktion bedingt: dieser Tauschwerth (ich wiederhole es hier) wird eben so sehr, bei den complicirten Einrichtungen und Wechselverhältnissen des jetzigen Völkerlebens, durch die zu- und abnehmende Bevölkerung und ihre Culturfortschritte, durch das von der Bevölkerung abhängige Bedürfniß eines wachsenden Circulations-Capitals, durch die oft eintretende Nothwendigkeit baarer Geldversendungen und die Richtung derselben, durch die ungleiche Abnutzung beider edeln Metalle, durch die Masse des Papiergeldes, als Theil des Umlaufscapitals, einwirkend auf das neben ihm bestehende metallische Tauschmittel, bestimmt. Ein Steigen des relativen Werthes des Goldes gegen den Werth des Silbers kann während einer allgemeinen Vermehrung der Goldproduktion eben so gut bestehen, als ein vorübergehendes Sinken des Barometers und eine zunehmende Erhöhung der Temperatur bei starkem Nord-Ost-Winde. In den meteorologischen Veränderungen der Atmosphäre, wie im großen Verkehr der edeln Metalle wirken viele perturbirende Ursachen gleichzeitig. Der Erfolg jeder einzelnen Ursache ist bestimmbar, als Preis-erhebend oder Preis-erniedrigend, nicht aber sind es, bei der Unzahl von

sich anhäufenden Störungen, das Maaß der partiellen Compensationen, die Natur und das Maaß der Totalwirkung.

Quantitäten vermehrter Goldproduktion, welche unsere Einbildungskraft aufregen, verschwinden, man möchte sagen, wie ein Unendlichkleines, gegen die seit Jahrtausenden aufgehäufte und im Welthandel cirkulirende Masse, werde diese existirend als Münze gedacht oder verarbeitet zu sachlichem Gebrauchswerthe. Jeglicher Zufluß, auch der kleinste, wirkt allerdings durch eine lange Dauer, da aber eine größere und an Wohlstand wachsende Population auch eines größeren Umlaufscapitals bedarf, so kann, trotz des Zuflusses, durch Vertheilung ein fühlbarer Mangel eintreten. Vor den großen Goldentdeckungen am östlichen Abfall des Ural, deren eigentlicher Flor erst mit den Jahren 1823 und 1824 begann, war auf dem großen Markte zu Hamburg der Tauschwerth des Silbers zum Golde als Mittelpreis der Jahre 1818—1822 wie 1:15,75, wenn er nach der reichen Goldausbeute am Ural im Mittel der fünf Jahre 1830—1834 nur auf 1:15,73 sank. In dieser Zwischenzeit wurden in England, wie ich schon oben berührt, um den Verkehr mit Metallgeld wieder herzustellen, 1,294,000 Mark Gold vermünzt. Welchen Theil hat nun an dieser Veränderung des Tauschwerthes * die verminderte Exportation der edeln Metalle aus dem Neuen

* Ich theile hier die Resultate der sorgfältigen Untersuchung mit, die ich der Freundschaft eines in Beurtheilung von Handels- und staatswirthschaftlichen Verhältnissen gleich erfahrenen Mannes verdanke. Herr Joseph Mendelssohn hat, auf meine Bitte, die in London und Hamburg in den Jahren 1816 — 1837 officiell notirten Preise von Gold und Silber in Barren (nicht vermünzt) gesammelt und daraus für jedes Jahr einen Durchschnitt der Preise aufgestellt. „In London waren die durch einen langen Krieg gestörten Verhältnisse der Metalle von 1816 bis 1819 sehr anomal; 1816 wie 1:15,800 und 1817 wie 1:14,975. Erst mit dem Jahre 1820 tritt in London eine größere Stetigkeit in jenen Verhältnissen ein: die Extreme waren 1825 und 1833, denen 1:15,319 und 1:15,899 zugehörten. (Unterschied $\frac{7\frac{1}{2}}{13}$) Ein anhaltendes Vor- oder Rückschreiten war nicht zu bemerken. Auf dem Hamburger Markte waren die Schwankungen weit geringer. Das Verhältniß war dort am größten 1821, am kleinsten 1817: im ersten Jahre wie 1:15,965; im zweiten wie 1:15,635. (Unterschied in 21 Jahren nur $\frac{4\frac{1}{3}}{13}$) Dieser Hamburger Markt ist aber me-

Continent gehabt? Der brasilischen Goldwäschen ist hier kaum Erwähnung zu thun, da sie in jener Zeit jährlich kaum 1700 Mark lieferten. Will man nun auch annehmen, daß in diesen dem ersten Ausbruch der Revolution näheren zwölf Jahren die Golderzeugung des spanischen Amerika bis unter ⅓ von dem gesunken sey, was in der letzten blühenden Epoche (1800—1806) der mittlere Goldertrag gewesen war, so beträgt der zwölfjährige Verlust der Importation (1816—1827) doch nur 83,200 Kil. Nun hat aber der Ural in den Jahren 1823 — 1827 bereits einen Ersatz von 17,300 Kil. gegeben. Es sind also im Ganzen in jenen zwölf Jahren nur 286,000 Mark Gold weniger nach Europa gekommen. Ich habe geflissentlich ein Beispiel ausgewählt, welches hinlänglich sichere numerische Elemente darbietet. Das gefundene Resultat ist die Entbehrung einer Goldmenge, die nur zwischen ¼ und ⅕ des, während

geeignet, über das Verhältniß des Tauschwerthes der Metalle ein richtiges Urtheil zu gewähren. In London sind die Preise des ungemünzten Goldes und des Silbers beide veränderlich; es wird beides gegen das gemünzte englische Geld oder gegen die jenes Geld repräsentirenden Noten verhandelt. In Hamburg dagegen hat das ungemünzte Silber keinen veränderlichen Preis, es ist selbst das Maaß, welches alle andern Preise bestimmt. Die feine Cölnische Mark à 27¾ Mark banco ist die Valuta, in der alle Waaren, und also auch das ungemünzte Geld, gehandelt und berechnet werden. Es unterliegen die Verhältnisse der Preise beider Metalle in London doppelten Zufälligkeiten in Vergleich mit Hamburg. Soll in London eine bedeutende Quantität Silber gegen Gold eingehandelt werden, so muß zuförderst das Silber verkauft werden, wodurch der Preis des Silbers etwas fällt. Für das gelöste Geld wird Gold gekauft, wodurch das Gold also steigt. Ist eine solche Operation von Belang, so wird das Verhältniß des Goldes zum Silber doppelt erhöht, das Gold steigt und das Silber fällt. Bei einer ganz ähnlichen Operation in Hamburg findet kein Verkauf des Silbers statt: der Preis des Silbers ist unveränderlich und nur das verursachte Steigen des Goldes ändert das Verhältniß.“ Hier folgen einzelne Gruppen von Jahren aus der von meinem Freunde mitgetheilten Tabelle der Hamburger Verhältnisse:

1816: 15,790 — 1817: 15,635. — 1818: 15,685 — 1819: 15,642. — 1820: 15,660. — 1825: 15,693. — 1826: 15,750. — 1827: 15,727. — 1828: 15,776. — 1829: 15,769. — 1833: 15,748. — 1834: 15,663. — 1835: 15,693. 1836: 15,733. — 1837: 15,711.

der zwölf Jahre in der Londoner Münze verprägten Goldes beträgt. Wenn man den Tauschwerth der edeln Metalle befreit von den kleinen lokalen Zufälligkeiten betrachtet, z. B. den Goldbarren-Werth in Hamburg, so erkennt man darin zwischen 1816 und 1837 weder den Einfluß des asiatischen Bergbaues, noch die abnehmende Golderzeugung im spanischen Amerika.

Das Maximum, welches der Tauschwerth des Goldes im Jahr 1827 erreichte, hat sich mit sehr geringen Schwankungen bis 1832 erhalten. Dann wird ein allmähliges Sinken wieder bemerkbar, und dazu ein sehr regelmäßig fortschreitendes Sinken. Das russische Gold aus der Uralkette und aus Sibirien hat einen Theil dieser Wirkung hervorgebracht, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die ganze Goldproduktion Rußlands, so wichtig sie in anderer Rücksicht uns scheint, doch in den Jahren 1823 bis 1837 nur gegen 302,000 Mark beträgt, noch $^1/_{19}$ weniger als die mindere Goldausfuhr aus dem spanischen Amerika in den Jahren 1816—1827. Auch jetzt noch hat sich in jenen Freistaaten von Mexiko und von Südamerika der Goldbergbau weniger gehoben, als die Silberproduktion. Dazu bedürfen die nordamerikanischen Staaten, ihrer großen Geld- und Bankverwirrung kaum entgangen, beträchtlicher und baarer Goldsendungen aus Europa. Das ist ein Abfluß nach Westen, der neben vielen andern immerfort wirkenden Ursachen den Effekt verlarvt, den wir der vermehrten Goldausbeute von Asien zuzuschreiben geneigt sind. Der Hauptgrund des schwachen Wirkens der uralischen und nordasiatischen Goldausbeute liegt aber wohl, wie ich schon mehrmals bemerkt habe, in der relativen Kleinheit des Zuflusses, verglichen mit der schon vorhandenen Masse edler Metalle. Der Abfluß nach Asien, den ich an einem andern Orte und in verschiedenen Epochen zu untersuchen Gelegenheit gehabt, * ist bestimmt im Abnehmen. Für das Jahr 1831 schätzte Herr Jacob den jährlichen Verlust der englischen Handelsbalance in dem asiatischen Verkehr um das Vorgebirge der guten Hoffnung noch

* Sur les quantités relatives de métaux précieux monnayés et reduits en objets d'orfèvrerie und sur les changemens qu'éprouve l'accumulation des métaux précieux en Europe in der zweiten Ausgabe meines Essai pol. T. III, p. 436—444 und p. 460—476. Eine Vertheidigung meiner Ansichten über die Anhäufung edler Metalle ist enthalten in dem Edinb. Review, 1832, April, S. 43—61.

jährlich auf zwei Millionen Pfund Sterling. So viel ich mich erinnere, war dies auch die Meinung des zu früh verstorbenen großen Staatsmannes, Herrn Huskisson. Trotz des häufigen Gebrauchs von Caffe, Thee, Zucker und Cacao, welche das fünfzehnte Jahrhundert nicht kannte, ist der Gewürzhandel noch ein sehr beträchtlicher Gegenstand in der passiven Handelsbalance Europas. In den Staaten des deutschen Zollvereins ist der Verbrauch der Gewürze, nach den neuesten, ganz offiziellen Untersuchungen, in den Jahren 1834, 1835 und 1836 auf einen Werth * von:

* Dieterici, statistische Uebersicht des Verkehrs im Zollverbande 1838, S. 187—194. In den zwei ersten der obengenannten drei Jahre war die Bevölkerung der zum Zollverbande gehörigen Länder 23,478,000 Einwohner; im Jahr 1836 aber 25,148,000 Einwohner. Der Verbrauch der Gewürze in Frankreich (Tableau décennal du Commerce de la France, publié par l'administration des Douanes, comprenant les annés 1827—1836) ist auffallend klein im Vergleich mit den deutschen Staaten des Zollvereins. Der relative Verbrauch der einzelnen Artikel, den ich in der folgenden Tabelle zusammenstelle, in Francs und Kilogrammen für Frankreich, in preußischen Thalern und preußischen Centnern für die deutschen Länder, wirft einiges Licht auf die Lebensweise benachbarter Volksstämme.

Hauptartikel des Gewürzverbrauchs.	Frankreich. Einw. 33 Millionen.			Deutschland im Zollverband. Einw. 23½—25 Mill.		
	1834.	1835.	1836.	1834.	1835.	1836.
	Francs	Francs.	Francs.	Pr. Thlr.	Pr. Thlr.	Pr. Thlr.
Pfeffer u. Piment . .	3,267,000 (2,333,000 Kil.)	2,322,000 (1,658,000 Kil.)	2,796,000 (1,997,000 Kilogr.)	292,100 (17 000 Centner)	336,000 (20,200 Centner)	440,000 (24,900 Centner)
Vanille	1,178,000 (4700 K.)	1,259,000 (5000 K.)	1,412,000 (5600 Kil.)	584 000 (242 Ctr.)	707,000 (293 Ctr.)	813,000 (337 Ctr.)
Zimmt.	694,000 (158,000 K.)	82,000 (18 700 K.)	338,000 (77,000 K.)	476,000 (1215 Ctr.)	380,000 (1100 Ctr.)	407 000 (1160 Ctr.)
Gewürznelken . . .	271,000 (60,300 K.)	240 000 (53,000 K.)	240,000 (53,000 K.)	71,500 (1800 Ctr.)	83,000 (2178 Ctr.)	95,500 (2500 Ctr.)
Muskatnüsse u. Blumen	33,000 (6200 K.)	27,000 (4600 K.)	36,300 (7200 K.)	543,700 (2400 Ctr.)	553,000 (2900 Ctr.)	584,000 (3400 Ctr.)
Totalverbrauch . . .	5,476,000 oder 2,600,000 Kilogr.	3,982,000 oder 1,775,000 Kilogr.	4,856,000 oder 2,171,000 Kilogr.	2,426 000 oder 28,600 Ctr.	2,592,000 oder 31,600 Ctr.	2,876,000 oder 38,000 Ctr.

Eine langjährige Beschäftigung mit der Geographie des Mittelalters und Untersuchungen über den sehr verspäteten Einfluß, welchen Gama's Reise auf die gänzliche Umwandlung des Gewürzhandels ausgeübt hat, veranlaßten mich zu einer speciellen Arbeit über den gegenwärtigen Verbrauch der Gewürze in Europa. Der Geh.Ober.Reg.Rath, Herr Dieterici, hat mir handschriftlich neue und interessante Materialien dazu mitgetheilt.

2,426,000 Thalern
2,592,000 »
2,876,000 »

gestiegen. In Frankreich war die Consumtion in denselben Jahren nur:

5,476,000 Francs.
3,982,000 »
4,856,000 »

aber in ganz Europa, bei einer Bevölkerung von wenigstens 228 Millionen Menschen, ist sie wahrscheinlich nicht unter 14 bis 16 Millionen Thaler, wovon Vanille, Muskatnüsse und Blumen, Pfeffer und Zimmt fast ⅔ ausmachen. Wenn man bedenkt, wie groß die Summe des Gewürzwerthes bei dem jetzigen Verbrauche von Europa im Vergleich mit der Summe seyn muß, um welche am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sich gleichsam der wichtigste Theil des damaligen Welthandels drehte, so hat man hier abermals ein merkwürdiges Beispiel von der Potenz der Metalle, wenn sie mit concentrirter Stärke auf einen engen Raum (damals die Ufer des Mittelmeers und das westlichste Europa) ihre Kraft ausüben. Der Gewürzhandel veranlaßte zufällig die Entdeckung des Neuen Continents, er führte die Portugiesen um die Südspitze von Afrika nach Indien, wie er Griechen und Römer einst nach Taprobane geleitet hatte. Als Christoph Columbus „durch den Occident nach dem Orient" gelangen will, schreibt ihm (schon am 24. Junius 1474) Paul Toscanelli aus Florenz: „ich freue mich zu hören, daß Ihr den schönen und großen Wunsch nähret, auf kürzerem Wege dahin zu gelangen, onde nacen las especerias." Mit welchen Klagen sind die Schriften der Italiener erfüllt, mit welchen Verwünschungen werden die Portugiesen bedeckt, weil sie zur See nach Indien vorgedrungen sind, und den Gewürzhandel der venezianischen, pisanischen und genuesischen Kaufleute zu vernichten drohen. Der Cardinal Bembo * nennt es ein malum inopinatum und sucht philosophische Trostgründe. Petrus Martyr d'Anghiera * schreibt an seinen gelehrten Freund Pomponius Lätus: Portugalenses trans aequinoctium aliamque arcton, aromatum commercia prosequuntur, Alexandrinos ac Damascenos mercatores

* Historiae Venetae, lib. VI, pag. 189.

ad medullas extenuant.“ Die Meinung, welche die Genueser ausgestreut hatten, der neue Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung werde bald wieder verlassen werden, weil die Gewürze in der langen Schifffahrt von der Seeluft litten, ** fand keinen Glauben, und Amerigo Vespucci, der lang Verläumdete, hatte scharfsinnig auch hier, schon drei Jahre nach Gama, den wahren Gesichtspunkt getroffen. Er sagt in einem neu aufgefundenen Briefe, *** den er am grünen Vorgebirge den vierten Junius 1501 an Lorenzo Pièr Francesco de Medicis schrieb, als er dem Reste von Cabrals Flotte † auf dem Rückwege nach dem Tago begegnet war: „Bald werdet ihr aus Portugal viel Neues vernehmen. Der König hat nun einen überwichtigen und reichen Handel (grandissimo traffico e gran richezza) in seiner Hand. Möge der Himmel sein Heil dazu geben. (Vespucci war damals in portugiesischem Solde.) Nun werden die Gewürze aus Portugal nach Alexandrien und Italien gehen (statt wie bisher von Alexandrien nach Portugal). Das ist der Welt Lauf! (Cosi va el mondo.)“.

Berlin, Junius 1838.

---

* Opus Epistolarum, N. CCII.

** Im Jahr 1520 sagte dies in Rußlan Pablo Centurion (de Genova), als er so spät noch den Gewürzhandel durch das Caspische Meer und die Flüsse Wolga, Occa und Mokwa ableiten wollte: „Afirmava el genoves corromperse las especias (especerias) en tan larga navegacion“ (Gomara Istoria de las Indias, Saragoza, 1553, Fol. XL.

*** Baldelli, il Milione di Marco Polo, 1827, T. I, p. LVIII. Vespucci's Brief ist aus der Biblioteca Ricardiana, manoscritto di Pièr Voglienti, N. 1910, p. 48.

† Vespucci erhielt seine Nachrichten über Cabral's Reise von einem Dolmetscher, den er immer schlechthin den Signor Guasparre nennt und auf einem der zurückkehrenden Schiffe fand. Ich habe vor Kurzem bewiesen, daß dieser Guasparre der Sohn eines polnischen Juden aus Posen war, dessen Eltern 1456 durch Casimir III. vertrieben waren. Vasco de Gama hatte den Menschen auf der Insel Anjadiva (Ankediva) an der Küste Canara gefunden, und ihn erst foltern und dann taufen lassen. S. mein Examen critique de l'hist. de la Géographie (in Fol.) p. 507.

Die Literatur,

ihr Zusammenhang mit dem Leben

und

ihr Einfluß darauf.

Der Streit des Geistes und der Materie ist ein ewig wiederkehrender; er wird auch auf Erden nie mit dem vollständigen Siege des einen, mit der gänzlichen Unterwerfung des andern Elements endigen; denn siegte der Geist vollständig, so würde das Band der Schwere gelöst, welches den Menschen an die Erde heftet und die Bedingungen des natürlichen Daseyns fielen weg; siegte aber die Materie, so träte die verstandlose Gährung des Chaos ein; die beiden kämpfenden Prinzipien sind nämlich, für unsre menschliche Betrachtungsweise, mit und für einander gesetzt; die Materie kann nicht auf die Dauer bestehen ohne das Hinzutreten des ordnenden Geistes, der Geist bedarf immer einer materiellen Unterlage. Die Literatur ist ein Produkt des Geistes; man kann und mag sie immerhin rein vom geistigen Gesichtspunkt betrachten; aber ihr Wesen, ihre Bedeutnng erfaßt man doch nur dann vollständiger, wenn man auch die materiellen und realen Elemente und Bedingungen in Betracht zieht, unter deren Einfluß theils ihre Entstehung, theils ihre Wirksamkeit steht. Dies ist der Zweck der folgenden Blätter.

Die Literatur ist, wie nicht zu bestreiten, ein Faktor des modernen Lebens geworden, ein Faktor der dem Alterthum und dem

Mittelalter fremd war, und der erst durch die technische Erfindung der Buchdruckerkunst seine Bedeutung gewann. So begegnet uns gleich im Anfang unserer Erörterung die Wahrheit, daß die Abkürzung des mechanischen Verfahrens die Bedingung und der Hebel einer geistigen, ideellen Macht wurde! Ohne die Druckpresse wäre, was jetzt von Tausenden oder selbst von Millionen gelesen wird, nur zur Kenntniß von vergleichungsweise Wenigen gekommen und Vieles wäre wohl auch ganz verloren gegangen; dies ist die eine, verdienstliche Seite der Presse; eine andre Folge dieser Erfindung aber und zwar eine solche, deren Wohlthätigkeit eher in Frage gestellt werden kann, ist die: daß sie die Produktion einer unendlichen Masse von Büchern verursacht hat, welche ungeschrieben geblieben wären, wenn nicht ihre Verfasser die Aussicht auf Ruhm oder Gewinn oder eine wohlthätige Wirkung mittelst der Vervielfältigung durch die Druckpresse gelockt und bewogen hätte. Die Literatur in ihrer modernen Gestaltung hat den Beruf und das Gewerbe der Autoren, welche bloß schreiben, und der Buchhändler geschaffen — einflußreiche Klassen der Gesellschaft! — und eine mit der Literatur zusammenhängende Frage: die Preßfreiheit, ist einer der wichtigsten Punkte der modernen Politik. So eng sind auf diesem Gebiet Geistiges und Materielles, Ideelles und Praktisches verflochten!

Wenn oben gesagt worden, die Literatur sey ein wichtiger Faktor der neuern Zeit geworden, so soll damit natürlich nicht geläugnet werden, daß man auch, wiewohl in anderem Sinn, von einer griechischen und römischen, von einer Literatur des Mittelalters sprechen könne. Was von den Griechen auf uns gekommen ist, bildet in Wahrheit eine zwar kleine, aber treffliche Literatur; der einzige Homer tränkte mit seinem süßen Gesang viele auf einander folgende Geschlechter der Hellenen; ihre Tragiker, Historiker und Redner sind jetzt noch die trefflichsten Muster; auch die römische Literatur ist nicht unwürdig vertreten durch die auf uns gekommenen Namen; und durch die Erfindung des sinnreichen Deutschen sind nach zweitausend und mehr Jahren die unsterblichen Werke der Alten zu neuem Leben in den von ihnen entzückten und gebildeten Geistern erwacht; als ein Ganzes aber liegt die Literatur der Alten erst den neuern Zeiten vor, wo nicht nur der vom Glück vorzüglich Begünstigte, — wo so ziemlich jeder Gebildete

sich die Kenntniß und den Genuß derselben mit leichter Mühe verschaffen kann. Nach den modernen Begriffen ist ein wesentliches Merkmal der Literatur: die Oeffentlichkeit, die Allgemeinheit der Verbreitung; — der Verfasser der trefflichen Denkschriften, welche in Archiven und geheimen Kabineten verschlossen werden, steht außerhalb der literarischen Republik.

Im weitesten Sinne gehört der Literatur Alles an, was geschrieben und gedruckt wird; neben dieser umfassenden Bedeutung hat sich aber auch eine engere gestaltet und besonders bei Engländern und Franzosen Geltung gewonnen, wornach der Begriff der Literatur — eine willkührliche, nicht genau zu definirende Erweiterung von belles lettres — diejenigen Schriften umfaßt, welche keiner Fachwissenschaft, keiner positiven Disciplin angehören, welche für den mehr oder weniger gebildeten Laien bestimmt, entweder eine Unterhaltung, oder auch Belehrung, in nicht wissenschaftlicher und strenger Form, bieten. Die Literatur in diesem Sinne, gleichbedeutend mit Unterhaltungsliteratur, stände entgegen der Fachliteratur, welcher ebensowohl das unorthographisch geschriebene Kochbuch als die tiefsinnige Metaphysik oder Dogmatik angehört. Es wird kaum nöthig seyn zu bemerken, daß hiemit durchaus keine streng scheidende Gränze gezogen wird, oder, wenn auch die Bücher selbst sämmtlich nach dieser Unterscheidung eingetheilt werden können, denn doch, je nach der Individualität der Leser oder nach der Art zu lesen eine der Fachliteratur angehörige Schrift auch ganz gut zur Unterhaltung dienen kann. Auf der Gränze stehen z. B. historische, ethnographische, Reise-Werke, welche der Eine studirt, der Andre nur liest, und möglicherweise Beide mit gleicher Zufriedenheit, wenn die Gediegenheit und Gründlichkeit des Inhalts ebenso dem Forscher neue Kenntnisse und Resultate bringt, Ansichten und Vermuthungen bestätigt oder berichtigt u. s. w. als die Lebendigkeit und Schönheit der Form und Darstellung dem nicht eben gelehrten und kritischen Leser die Zeit auf eine erfreuliche und den Geist bildende Weise verkürzt. Das Leben Benvenuto Cellini's z. B. kann der Historiker lesen, um einzelne Züge aus der Geschichte jener Zeit zu sammeln, der Kunsthistoriker, um sich über Cellini's Verhältniß zu andern Künstlern und seine Ansichten von seiner Kunst zu unterrichten, der Künstler, um die Winke über die Fertigung seiner Arbeiten, seine Methode u. drgl.

zu benützen, der Literarhistoriker, um seinen Styl kennen zu lernen, der Psycholog, um einen merkwürdigen Charakter sich nahe zu bringen — und endlich der gewöhnliche Leser, um sich durch die Lektüre eines abenteuerlichen Lebens zu vergnügen.

Ueber die Fachliteratur wollen wir uns hier kurz fassen. Durch die Vermittlung der Druckerpresse werden auf den positiven Gebieten des Wissens Kenntnisse, Resultate, neue Ansichten und Entdeckungen ungemein viel schneller verbreitet, einer vielseitigeren Prüfung unterworfen, dadurch neue Bestrebungen geweckt und die Masse nützlichen Wissens vermehrt, wenn schon, wie nicht zu läugnen, auch hier unglaublich viel elende und seichte Bücher gedruckt werden, die aber im Allgemeinen mehr nur materiellen Schaden bringen, indem sie übersehen, nicht gekauft und vergessen werden. Auch das kann man beklagen, daß Mancher, seine Kraft und Talente überschätzend, auf solchem Felde als Schriftsteller auftritt, um Verdruß und Tadel zu ernten, während er Nützlicheres wirken könnte, so wie auch: daß die Fachliteraturen immer mehr zu unermeßlichem Umfang anschwellen und seicht werden, statt sich zu concentriren und zu vertiefen; aber das sind Uebelstände, welche gegen die unberechenbaren Vortheile der steigenden Einsicht und Verbreitung der Kenntnisse kaum in Betracht kommen und welchen durch das früher oder später sich Bahn brechende Gute und Treffliche, durch die nie lang ausbleibende Kritik immer entgegengearbeitet wird. In den streng demonstrativen Wissenschaften, Mathematik, Mechanik, Physik kann aus der ihnen gewidmeten Literatur fast nur Vortheil entspringen; aber auch in solchen Disciplinen, wo keine solche Gewißheit zu erzielen steht, in der Medizin kann der Streit der Homöopathie und Allopathie z. B. mit seiner umfassenden Literatur, am Ende für die Wissenschaft nur ersprießlich seyn. Anders könnte es sich zu verhalten scheinen mit der religiösen Literatur, wo durch irreligiöse und frivole Schriften großer sittlicher Schaden soll angerichtet werden können; wenn jedoch hier Nachtheile möglich sind, so entspringen sie wohl hauptsächlich daraus, daß dergleichen gefürchtete Bücher entweder aus dem Charakter von Fachschriften heraustreten, oder aber daß die Laien, von vorwitziger Neugier getrieben, nach Schriften greifen, welche eigentlich für die Männer vom Fach geschrieben, eine wissenschaftliche Prüfung und selbstständige Beurtheilung verlangen, von ihnen aber zur

Unterhaltung und aus vorwitzigem Dilettantismus gelesen und ohne Prüfung angenommen werden. So schädlich übrigens das vorwitzige und anmaßliche Uebergreifen von Laien und Dilettanten in Sphären, die ihnen eigentlich fremd sind, in manchen Fällen werden kann, so wünschenswerth und heilsam wäre es auf der andern Seite, wenn einzelne Literaturfächer, wie z. B. und vorzüglich Geschichte, Naturgeschichte u. dergl., welche ursprünglich Gegenstände des Studiums sind, immer fruchtbarer an Werken würden, welche auch für den gebildeten Laien genießbar, lehrreich und angenehm wären, wenn das lesende Publikum, oder wenigstens ein Theil davon, eine immer wachsende Zahl, herbeigezogen und emporgehoben würde zum Interesse an einer ernsten, gediegenen wahrhaft bildenden Lektüre; wenn die Mehrzahl der Leselustigen statt unstät flatternder Schmetterlinge — emsig sammelnde Bienen wären, von einem, wenn auch anfangs vielleicht unsichern, doch mit der Zeit erstarkenden Instinkt hingelenkt auf solche Blüthen der Literatur, welche ihnen wirklich Nahrung gewähren können; wenn endlich auch die Lektüre von unterhaltenden, imaginativen und poetischen Büchern mit mehr Ernst und Andacht, als gewöhnlich geschieht, betrieben würde. Gar zu häufig liest man, um sich die Zeit zu vertreiben, statt: um sie auf die würdigste Weise und zugleich genußreich, auszufüllen. Wenn ein alter Grieche, aus dem Grabe wiedererstehend, in unser modernes Leben hineinversetzt würde: über nichts vielleicht würde er sich so verwundern, als über die Rolle, welche bei uns das Lesen spielt; wenn er die Bibliotheken, Museen, die Kasino's, die Lesekabinete, die Klubs sähe, mit den in tiefem Schweigen herumsitzenden Lesern, die Boudoirs seiner Damen, strotzend von hübschgebundenen Büchern, die Besitzerin die Morgenstunden mit einem neuerschienenen Werke sich vertreibend, um Abends darüber urtheilen zu können — die Journale, die unentbehrliche Würze des Frühstücks oder Abendbrods — und in den der alten Sitte treuen Häusern die Bücher, daraus man den Morgen- nnd Abendsegen betet; wenn er Zeuge wäre, wie in den Thor-, Wacht- und Gesindestuben zerlesene Romane und „Geschichten“ kursiren und mancher hohle, männliche oder weibliche Kopf, der täglich seinen Band aus der Leihbibliothek verschlingt, nachdem er Tausende von Bänden verzehrt, immer konfuser, wüster und leerer wird. Die Lesesucht und Lesewuth ist ein so

charakteristisches Merkmal unsrer Zeit, daß wir es hier nicht umgehen wollen, sowohl darüber, als auch über die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch welche der Lesesucht ihre Befriedigung gewährt wird, Einiges zu sagen.

Die Ursachen davon, daß die Zahl der Lesenden und die Masse des Lese-Materials seit fünfzig oder hundert Jahren so sehr zugenommen hat, sind auf den ersten Anschein nur erfreulich. Erstens rührt dieß daher, daß die Unterrichtsanstalten in den gesitteten Ländern, wie Deutschland, England, Frankreich, sich gegen früher sehr gehoben haben und daß der Wohlstand und die Lebensbehaglichkeit wenigstens gewisser Klassen gestiegen sind. Zweitens ist es auch ein Beweis davon, daß brutale, rohe und wilde Vergnügungen und Zerstreuungen jetzt vielfach einer harmloseren Art des Zeitvertreibs weichen müssen; Jagen, Zechgelage, Tanz und Spiel haben gewiß unter dem Adel und dem Mittelstand bedeutend abgenommen, und eine Bibliothek oder auch nur ein kleines Bücherbrett hat gewiß Manchen als ein wohlthätiger Magnet von den Schauplätzen wilder Lust und roher Leidenschaft zurückgehalten. Ist einmal die Freude am Lesen erwacht, so wird sehr leicht eine bleibende Neigung und Gewohnheit daraus, da der geweckte Wissenstrieb, die angeregte Phantasie nach neuer Nahrung verlangen, und eine solche Gewohnheit pflanzt sich dann sehr natürlich von den Eltern auf die Kinder fort.

Die Wahrnehmung des Wohlthätigen der Lektüre, ihres bildenden und sittigenden Einflusses hat auch schon manche Wohlmeinende und Menschenfreunde auf den Gedanken gebracht, den Eintritt eines glücklicheren Zeitalters von der Epoche zu erwarten, wo der Geringste und Aermste im Volk in Stand gesetzt würde, gute Bücher zu lesen, auf deren Verfertigung und möglichst wohlfeile und allgemeine Verbreitung die Philanthropen ihr Hauptaugenmerk zu richten haben. Dies Prinzip, beschränkt jedoch auf Ein Buch, liegt den Bibelgesellschaften, den Vereinen, welche sich die Verbreitung der heiligen Schriften unter dem Volke (und unter den Völkern) als Zweck vorgesetzt haben, zum Grunde, mit der Modifikation jedoch, daß es ihnen nicht sowohl darum zu thun ist, daß die niedrigeren Volksklassen überhaupt sich an die Lektüre gewöhnen, sondern daß sie eben dies Buch, auch wohl ausschließlich, lesen; denn mancher Freund und Förderer der Bibelvereine

mag, wie der Mahomedaner nur den Koran liest und lesen soll, der Ueberzeugung seyn: alle übrige Lektüre sey, wo nicht ganz verwerflich, so doch entbehrlich. Außer Zweifel ist neben der materiellen auch die formelle Wohlthätigkeit der großen Verbreitung der Bibel, nicht bloß als heiliges Buch religiöser Belehrung und Erbauung, sondern auch als Lesebuch; es entsteht aber die weitere Frage, ob es wünschenswerth sey, das Lesebedürfniß des gemeinen Mannes noch weiter anzuregen, zu nähren und zu befriedigen? was von Manchen dahin beantwortet wird: es seyen allerdings dem gemeinen Mann auch noch andere religiöse und Erbauungsbücher in die Hände zu geben; von Andern aber dahin: wenn man auch die Bibel dem Volk in die Hände geben wolle, und zwar ohne eine rationalistische Censur und Korrektion, so solle man wenigstens ihrem „Mysticismus" entgegenwirken und ihn unschädlich machen durch aufklärende, lehrreiche, aufs Praktische gerichtete Schriften, durch welche der Handwerker, der Bauer, statt in einem passiven Autoritätsglauben bestärkt zu werden, vielmehr angeregt werde zum Selbstdenken, zur Uebung und Ausbildung seines Verstandes, zur freieren Bewegung in seiner Sprache, zur erweiterten Kenntnißnahme von der Welt und Menschheit. Den Streit, ob dem gemeinen Mann seine sogenannte „glückliche Unwissenheit" zu belassen sey, oder ob man ihn solle auf jede mögliche Weise aufzuklären und mit Kenntnissen zu bereichern suchen, wollen wir hier nicht erörtern, da die erstere Ansicht doch wohl mit jedem Tage mehr ihre Anhänger verliert, und man immer allgemeiner zu der Ueberzeugung kommt, daß nur in einem primitiven Zustand, wie der von Nomaden und Hirtenvölkern, neben großer Unwissenheit doch ein ziemlicher Grad von Glück und Wohlbefinden möglich ist, in einem sonst civilisirten und besonders in einem dicht bevölkerten Staat aber die Unwissenheit in der Regel immer von andern Uebelständen, von Armuth und Lastern begleitet ist, und in solchen Verhältnissen der Unwissende nicht einem Kinde gleicht, das noch nichts zu wissen braucht, weil auch ohne dies für es gesorgt ist, sondern einem jungen Menschen, der nichts gelernt hat. Auf Verbesserung, Mehrung und Hebung der Unterrichtsanstalten, namentlich der Volksschulen, ist daher jede halbwegs intelligente Regierung bedacht, und nur der grasseste Materialismus kann verkennen, daß der Aufwand für diesen Zweig der Verwaltung ein trefflich und gewinnreich angelegtes Kapital

seyn. Der Schulunterricht umfaßt aber nur wenige Lebensjahre; sollen auch die der Schule Entwachsenen in andern Kenntnissen, außer in der Religion, welcher die Kirche dient, fortschreiten, so scheint hiezu die Lektüre guter Bücher das angemessenste, in den Augen Mancher das unentbehrlichste Mittel. Der gegenseitige mündliche Austausch und Verkehr kann zwar, wenn in einer Gemeinde einzelne Unterrichtete sich finden, wenn der Pfarrer und Schullehrer ein lebendiges Interesse für Volksbildung mit kluger Einsicht und Wahl der richtigen Mittel zur Beförderung derselben verbinden, Vieles wirken; häufig wird aber doch erforderlich seyn, die Quellen neuer Kenntnisse durch Bücher herzuleiten. Von Wohlmeinenden könnte dagegen nur etwa dies eingewendet werden: durch die über Bibel und Gebetbuch hinausgehende Lektüre werde ein neues Bedürfniß für den gemeinen Mann geschaffen, dessen Befriedigung leicht sein Geld und seine Zeit mehr als billig in Anspruch nehme; und, was noch wichtiger, habe einmal die Gewohnheit und Sucht zu lesen überhand genommen, so sey nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich, daß neben den guten Büchern oder statt derselben, sich schlechte und verderbliche einschleichen, welche einerseits wohlfeiler zu seyn pflegen, und von gewissenloser Gewinnsucht am geflissentlichsten ausgeboten und verbreitet werden. Diese Einwendungen dürfen, so wenig sie ganz abzuweisen sind, doch nicht überschätzt werden. Ein neues Bedürfniß ist an sich noch gar kein Uebelstand und kann sogar zu einer Wohlthat werden, wenn es als Sporn zu erhöhter Rührigkeit und Thätigkeit wirkt, wenn es eine gesteigerte Anwendung der Kräfte und Hülfsmittel zur Folge hat; das Bedürfniß der Lektüre in den niedern Volksklassen wird selten auf Kosten der Arbeit und zum ökonomischen Nachtheil befriedigt werden — meist wird es die entgegengesetzten Folgen haben und die Leute arbeitsamer und sparsamer machen; gewiß ist es leichter, einen wenn auch noch so eifrigen Leser von seinem Buch loszureißen, als den Trinker aus der Schenke zu vertreiben; Ausgaben für Bücher sind in der Regel, verglichen mit dem Aufwand für andre Arten der Unterhaltung und Kurzweil, unbedeutend, und dann ist auch ein gutes Buch ein bleibender Besitz. Aber die schlechte Lektüre, sittenverderbliche, giftige Bücher? — dergleichen gibt es freilich, und der Schaden, der durch sie angerichtet werden kann, soll nicht geläugnet werden; doch übertreibe man auch hier

die Gefahr nicht. Man kann in die Klasse der schädlichen Lektüre theils solche Bücher setzen, welche gegen Sittlichkeit und Religion streiten, theils solche, welche dem Aberglauben Vorschub thun und den Kopf mit wüsten, absurden, abenteuerlichen, verwirrten Vorstellungen anfüllen, als da sind Traumbücher, Gespenster- und Räubergeschichten, Schriften über Zauberei und Hexen und dergleichen. Um mit der letztern Klasse zu beginnen: manche, für einen gebildeteren Geschmack widerwärtige Bücher, wie z. B. Räubergeschichten, sind für rohere, ungebildete Menschen wohl gar heilsam, machen vielleicht durch Schilderung einer Exekution einen tieferen Eindruck auf ihr Gemüth, als eine matte Predigt; andere Bücher der zuletzt genannten Kategorie sind unbedingt der Aufklärung schädlich und entgegenwirkend, und man thut wohl, ihrer Verbreitung und den durch sie genährten Vorstellungen auf jede mögliche Weise entgegenzutreten; häufig aber beschäftigen sie doch mehr nur die nach Nahrung verlangende Einbildungskraft, als daß sie wirklich einen Einfluß auf den Verstand ausübten, und sind eine bloße, freilich wohl nicht die wünschenswertheste Unterhaltungslektüre. Uebervorsichtig ist es und grenzt an pedantische Eingeschränktheit, wenn man dem gemeinen Manne harmlose Mährchen und Geschichten, wie z. B. die Volksbücher, zu entziehen trachtet, unter dem Vorgeben, daß dadurch sein Verstand und seine Einbildungskraft auf falsche Bahnen gelockt würden. Nicht nur ist es hart und grausam, dem Niedrigen und Armen, welcher für die phantastische Herrlichkeit oft einen gerade durch Mangel und Entbehrung geschärften, lebendigen Sinn hat, diese unschuldige Freude, diese Prachtbilder der Zauberlaterne vorenthalten zu wollen; es ist auch gegen das Interesse der Aufklärung selbst; bei dem dermaligen Stand der Bildung, wenigstens in Deutschland, wird es doch nicht schwer halten, den gemeinen Mann von der Fabelhaftigkeit der Geschichten von Fortunat und seinen Söhnen, vom Kaiser Octavianus u. s. w. vollständig zu überzeugen; und an die Einsicht in die Fabelhaftigkeit dieser Sagen kann man doch sehr leicht anknüpfen, um auch andre abergläubische Vorstellungen zu bekämpfen und zu zerstören. Wenn irreligiösen, frivolen Schriften nicht der in einem gegebenen Kreise vorhandene, lebendige religiöse Sinn, verbunden mit der Belehrung und Autorität des Geistlichen entgegenzutreten und sie zu überwältigen vermag, so ist es freilich schlimm; schwerlich aber wird sich

eine solche Gesinnung bloß aus der Lektüre entwickeln. Unsittliche, schlüpfrige, unzüchtige Bücher endlich können großes Unheil stiften; aber dieser Gattung kann man auch aufs kräftigste, ohne gehässige Maßregeln, unter dem Beifall aller Wohlgesinnten, entgegentreten und ihre Verbreitung wehren; das Gefühl der Scham wirkt ihrer Cirkulation auch entgegen, und die Zucht und Ehrbarkeit in den Familien erstickt manchen bösen Samen. Allzu ängstlich darf man übrigens auch nicht seyn wegen eines unanständigen Wortes oder eines derben, rohen Spasses in einem, seiner ganzen Tendenz nach nicht unsittlichen Buche; dergleichen gleitet oft leichter ab, als man denkt, an derben, unverfeinerten Gemüthern, oder ist es nicht ärger, als manche im mündlichen Verkehr vorkommende Aeußerung. Die wahrhafte Philanthropie bewährt sich übrigens, und dies ist wohl zu beherzigen, mehr durch Geben, als durch Verwehren und Wegnehmen, und es ist nur zu wünschen, daß die humanen Männer, welche in neuster Zeit da und dort auf die Lektüre des Volks einzuwirken sich Mühe geben, in der Wahl ihrer Mittel eben so glücklich seyn mögen, als es ihnen mit ihrem Bestreben Ernst ist. In England sind menschenfreundliche Gesellschaften vorangegangen mit dem Beispiele, nützliche Schriften verschiedenen Inhalts zu wohlfeilen Preisen in die Hände des Volks zu geben, und in Deutschland strebt man da und dort, dies Beispiel nachzuahmen. In Würtemberg z. B. hat man darauf Bedacht genommen, durch den Kalender, der alljährlich in viele tausend Hände kommt, auf die Einsicht des Volks zu wirken, und wenn es gelingt, hiedurch die Volksintelligenz zu heben, so ist dies mit dreihundert Gulden nicht zu theuer bezahlt. Außerdem haben sich auch Privatvereine gebildet, mit dem Zweck, die Ausarbeitung von, für das Volk geeigneten Büchern, zu veranlassen und zu befördern. Vielleicht wäre hier das Beste, eine geschickte Auswahl unter schon vorhandenen, älteren und neueren, aber noch nicht genug verbreiteten Schriften zu treffen und durch möglichst wohlfeile Preise ihre Verbreitung zu befördern. Wenn auch der gemeine Mann zu lesen anfängt, wird dies gewiß als ein Fortschritt zu betrachten seyn, wiewohl noch nicht als der Uebertritt in ein goldenes Zeitalter — aber nur schmeichle man sich nicht, durch die Lektüre allein diesen Fortschritt zu erzielen; vielmehr hat man es so anzusehen: wenn überhaupt auch die Niedrigsten im Volke sich dem Drucke der Noth und Anstrengung

einigermaßen zu entwinden vermögen, werden sie Neigung zur Lektüre empfinden. Vor der Hand aber ist über Lesesucht in den niedern Ständen, bei Handwerkern und Bauern, noch keine ernstliche Klage zu führen; eher bei den mittlern und höhern Ständen.

Wer sind die eigentlichen Consumenten der Bücherproduktion? Die Fachschriften werden, wie sich von selbst versteht, von den Fachmännern, den Gelehrten, den Technikern, den Lehrern und Schülern gekauft, und wie schon oben gesagt, finden manche ausgezeichnete Bücher dieser Art auch ein größeres Publikum. Welches aber ist das Publikum der schönen und unterhaltenden Literatur? Seinem größten Theile nach ist es zu suchen in den Bewohnern der Städte, und zwar vorzugsweise der größern und Hauptstädte und unter den auf dem Lande lebenden Gliedern des gebildeteren Mittelstandes. Welche Massen von Büchern werden alljährlich verkauft in Paris, London, Berlin! welche Versendungen werden von dem Stapelplatze des deutschen Buchhandels, Leipzig, nach allen bedeutenderen Städten Deutschlands gemacht! Und die Käufer sind — alle auf Bildung und guten Ton mehr oder minder Anspruch machende Familien, alle jungen Leute, deren Zeit nicht durch Arbeiten ganz ausgefüllt ist und die, neben dem mündlichen Verkehr, gern auch sonstwoher Zuflüsse von Unterhaltung und geistigem Genuß sich verschafften — besonders aber die Lesevereine und Museen, die Lesekabinette und Leihbibliotheken. Nur ein paar Worte über den ursprünglich verschiedenen Charakter der Lesegesellschaft und der Leihbibliothek! Jenes ist eine Association, dies die Spekulation eines Einzelnen; das Motiv zur Gründung von jener ist ein geistiges Bedürfniß Mehrerer; bei der letztern die, wenn schon an sich nicht tadelnswerthe Gewinnsucht eines Individuums, dem daran liegt, ein schon vorhandenes Bedürfniß zu steigern, oder es, wo es noch nicht vorhanden ist, zu wecken. Aus dieser Verschiedenheit der Motive wird sich, wenigstens von Anfang, ein verschiedener, möglicherweise selbst ein entgegengesetzter Charakter der beiden Institute entwickeln. Der Leseverein hat zunächst die wirklichen übereinstimmenden Wünsche und Bedürfnisse einer Anzahl von Liebhabern der Lektüre zu befriedigen, und es ist vorauszusetzen, daß schlechte Bücher in der Regel auf Widerstand stoßen werden; der Besitzer einer Leihbibliothek aber schafft Alles an, wofür er glaubt Leser finden oder wodurch er sie hofft, anlocken zu können, ohne Rücksicht auf den innern Werth

der Bücher; das von einem Leseverein mit gutem Grund Verworfene ist ihm vielleicht das Liebste, weil das Einträglichste. Die Möglichkeit, daß schlechte, vergiftende Bücher in Umlauf gesetzt werden, ist bei der Leihbibliothek viel größer, als bei dem Leseverein; wozu auch noch das kommt, daß der Leseverein sich nur aufgenommenen Mitgliedern öffnet, während sich Jeder die Lektüre eines schlechten Buchs aus der Leihbibliothek um wenige Kreuzer verschaffen kann. Uebrigens können in der Praxis ein Leseverein und eine Leihbibliothek auf gleicher Linie stehen, oder wohl auch letztere unter sorgfältiger und ehrenhafter Leitung den erstern, wenn er nachlässig verwaltet wird, beschämen.

Die Ursachen davon, daß bei den mittlern und höhern Ständen das Lesen seit etwa einem halben Jahrhundert so ungemein zugenommen hat, sind zum Theil dieselben, wie bei den untern Volksklassen; nämlich erhöhter Wohlstand und größere Lebensbehaglichkeit. Durch den wachsenden Wohlstand werden theils größere Kapitalien zur Disposition der buchhändlerischen Spekulation gestellt und die Bücherproduktion befördert, theils auch Mehreren der Ankauf von Büchern, die Theilnahme an Lesevereinen und dergleichen möglich gemacht; zur Lebensbehaglichkeit wird bei den Gebildeteren gerechnet, daß in jedem Hause sich eine kleine Bibliothek von unterhaltenden Schriften findet, daß man nicht nur zu Hause, sondern auch in Gasthöfen, an Bade- und Kurorten politische und wohl auch literarische Zeitschriften antrifft; und was einmal Bedürfniß und Annehmlichkeit geworden, wird durch Mode und guten Ton bestätigt und sanctionirt. Vielleicht dürfte ein Grund der gestiegenen Lesesucht auch darin gefunden werden, daß während der Zeit der französischen Revolution und der vieljährigen darauf folgenden Kriege, man sich daran gewöhnte, mit Ungeduld den, Neuigkeiten bringenden, politischen Zeitungen entgegenzusehen. Nachdem die Quelle wichtiger politischer Nachrichten allgemach versiegte, verlangte man doch noch, den Lesedurst zu stillen, und nun behalf man sich, so gut es gehen wollte, mit politischen Raisonnements, wo dergleichen gestattet waren, oder man übertrug das bisher den politischen Blättern gewidmete Interesse Journalen literarischen, ästhetischen, kritischen oder poetischen Inhalts und enthusiasmirte sich, wie früher für einen Helden des Schlachtfelds oder der Tribüne, für ein ästhetisches System oder eine poetische Schule, oder man nahm,

statt einer Schlacht, mit einem literarischen Turnier vorlieb. — Der Friede, dessen man sich im größern Theil Europas seit längerer Zeit erfreute, erhöhte in jeder Beziehung theils mittelbar durch den Wohlstand, theils unmittelbar, die Genußsucht; nach einer in Orgien oder unter glänzenden Festen verbrachten Nacht hatten die feinen Herren und schönen Damen nur noch etwa so viel geistige Kraft beisammen, als zum Verständniß einer leichten Novelle oder der gefälligen Plauderei eines Modeschriftstellers erforderlich war; wie vom Champagnerkelch, so nippte man mit leichtem Munde von der schönen Literatur den aufsteigenden frischen Schaum weg; und wie über die Reste der Speisen bei Mahlzeiten, so machte sich die Dienerschaft der Vornehmen oft auch über den literarischen Abhub der Herrschaften her; die Zofe und der Kammerdiener lernten die müßigen Stunden des Wartens mit Romanen aus der Leihbibliothek ausfüllen — die mit ihnen auf gleicher Stufe des Rangs und der Bildung Stehenden gelüsteten, wetteifernd, auch nach diesem Genuß; der auf der Pritsche in der Wachstube sich dehnende Unteroffizier oder Soldat griff in der Langeweile nach einem kriegerischen Roman und vervollkommnete sich daran in der Kunst des Lesens, und die kleine Ellenwaarenhändlerin machte die Entdeckung, daß sie in der Zwischenzeit, bis sich wieder Kunden meldeten, nichts Besseres thun könne, als sich in eine rührende Geschichte vertiefen — woneben sie vielleicht gar noch strickte. Wie im Kleiderluxus und in andern Lebensgenüssen, stiegen auch in der Lektüre die verschiedenen Gesellschaftsklassen um eine oder ein paar Stufen höher empor; — und endlich ist auch der unmittelbare Reiz der Gelegenheit, der überall her angebotenen und empfohlenen Bücher, der wohlfeilen Ausgaben, der lockenden Leihbibliotheken, der klatschenden Journale, nicht gering anzuschlagen.

Wenn nun das Lesen eine so allgemeine Kunst geworden ist, daß ein Lehrling oder ein Kammermädchen vielleicht jährlich ihre fünfzig oder hundert Bände verschlingen, so bedenke man, was erst ein Mann vom Fach, ein Virtuos im Lesen, ein das Gelesene beurtheilender Kritiker im Lesen muß leisten können — und man schaudere!

Das Lesen in dem Umfang und in der Art, wie es dermalen in Deutschland betrieben wird (denn wir haben hauptsächlich bei diesem Aufsatz Deutschland im Auge, obgleich wir die Literatur

anderer Länder nicht gerade ausschließen), können wir nicht billigen und rühmen. Vorerst noch ganz abgesehen von der Beschaffenheit der Bücher an sich, und ihre Vortrefflichkeit in ihrer Art vorausgesetzt, haben wir gegen die jetzt herrschende Weise einzuwenden, daß zu frühe, daß zu Vieles, daß ohne Wahl und ohne Ernst gelesen wird.

Das zu frühe Lesen, ein charakteristisches, sogar von Manchen gerühmtes Merkmal eines Theils der heutigen Jugend, mag unter Anderem auch daher abzuleiten seyn, daß der ertheilte mündliche Unterricht nicht alle Geisteskräfte auf die gehörige Weise anspricht; daß besonders bei begabteren Knaben und Mädchen in den gewöhnlichen Lehranstalten, bei einseitiger Uebung des Gedächtnisses und des Verstandes an trockenen Gegenständen, Phantasie und Gemüth zu wenig Nahrung und Pflege erhalten, und daher nach einer Befriedigung auf anderem Wege dürsten — wo sich denn in vielen Fällen das Lesen als ein naheliegendes Auskunftsmittel darbietet. Die Leselust des Knaben wird, statt gezügelt zu werden, vielmehr gelobt; während man ihn davon abzuziehen und auf körperliche Uebungen verweisen sollte, freut man sich, ihn so gut beschäftigt und unterhalten zu sehen, und gibt sich völlig zufrieden, wenn man sich überzeugt hat, daß er keine schlechte Bücher lese. Ein solcher Lesetrieb schadet zwar in manchen Fällen nichts, und kann wohl auch ein Talent indiciren und nähren; in der Regel aber wird doch dadurch die geistige Energie mehr abgestumpft als geschärft werden; die Kraft, welche auf das ordentliche Lernen sollte verwendet werden, wird durch die angenehmere Lektüre vorweggenommen, die strenge Aufmerksamkeit geschwächt und zerstreut, und der Geist an eine weiche Nachgiebigkeit gegen sich selbst, an ein behagliches Brüten über Lieblingsgegenständen gewöhnt; wodurch seiner Tüchtigkeit und Männlichkeit, seiner Selbstständigkeit und Originalität Eintrag geschieht. Fängt man so frühe schon an, zur Unterhaltung zu lesen, so kommt man natürlich an Vielerlei, theils weil der Stoff ausgeht, theils weil man die Abwechslung liebt, oder auch weil man nach einer gewissen Vielseitigkeit strebt, die heutzutage freilich von dem Gebildeten verlangt wird — zu der man aber selten die geeignete Anleitung erhält, und die sich am Ende die Meisten auf eigne Faust aneignen müssen. Ein ausgezeichneter Kopf bewältigt auch eine bunte Lektüre und bringt das Chaos in einige Ordnung, gießt

Licht und Klarheit darüber aus; in minder klaren Köpfen aber ballt sich Alles zu einer dunkeln Masse zusammen, aus der es wohl etwa manchmal blitzt und wetterleuchtet, aber wo es nie heller Tag wird; solche lesen sich manchmal eigentlich dumm, oder wird in ihnen ein dumpfer Geniedrang geweckt, der oft traurig endet. Das zu viel Lesen fällt theilweise zusammen mit dem Lesen ohne Wahl, was zur Folge hat, daß der Geist eine schiefe, für seine gesunde Entwicklung nachtheilige Richtung bekommt, in irgend einer Weise überspannt und überreizt wird, oder auch, wenn, was jedoch seltner der Fall ist, Bücher von schwer verständlichem Inhalt zur Lektüre gewählt werden, daß man sich daran gewöhnt, nicht Alles verstehen zu wollen, auf ein gründliches Verständniß zu verzichten und flüchtig über die Blätter hinzueilen. Und dies ist, neben der Lektüre von wirklich schlechten, verwerflichen Büchern, das Allerverderblichste: dies Lesen ohne Ernst! Von der großen Mehrzahl der Lesenden, dies glauben wir keck behaupten zu dürfen, wird das Lesen rein nur als Sache der Unterhaltung und des Zeitvertreibs betrieben, als ein erlaubter Genuß, dessen man sich nicht zu schämen habe, als eine angenehme, aufregende Abwechslung in der Monotonie des alltäglichen Lebens. Darüber, daß man es als einen gebildeten Genuß ansieht, vergißt man ganz oder größtentheils, es zu einem bildenden Genuß zu erheben, oder man schmeichelt sich, durch die vagen Eindrücke, die flüchtigen Reminiscenzen, die ja wohl von jeder Lektüre zurückbleiben, schon in seiner geistigen Bildung, in seinen Kenntnissen und Einsichten gefördert zu seyn. Es sollte mit weniger Passivität und Hingebung, mit mehr Verstand und Reflexion gelesen werden. Man glaube ja nicht, daß dadurch das Lesen aus einem Genuß eine Arbeit würde! Im Gegentheil wird die Geistesthätigkeit, welche wir allerdings auch für das Lesen in Anspruch nehmen, reichlich vergolten durch den weit größern Genuß, welchen das Lesen mit Sinn und Verstand gewährt. Zum ernsten Lesen gehört, daß man das Gelesene im Gedächtniß behalte, und daß man sich ein Urtheil darüber bilde. Man wende dagegen nicht ein: Viele haben ein schlechtes Gedächtniß und behalten schwer etwas; es gibt allerdings große natürliche Unterschiede der Gedächtnißkraft, aber die frühe Uebung vermag gerade hier unendlich Viel, und zwar ohne daß man die Kinder eben pedantisch quält mit vielem Auswendiglernen; das Gedächtniß, welches neuerer Zeit

wieder anfängt zu Ehren zu kommen, wird vornehmlich gestärkt dadurch, daß man es auf scharfes Aufmerken und lebendiges, die Dinge in ihrem innern Zusammenhang erfassendes Denken, auf reges Interesse gründet. Für einen Lieblingsgegenstand, ein Lieblingsfach hat fast Jeder ein genügendes Gedächtniß, und dies deßwegen, weil hier seine Aufmerksamkeit gespannter, weil in seiner Receptivität selbst schon größere Spontaneität mit thätig ist, weil er hier die Hauptmomente scharf und richtig fassen wird, an welche sich dann das Uebrige, vermöge der Gesetze der Ideenassociation leicht anschließt. Darum sollte man von früh an den Kindern nur Bücher in die Hand geben, deren Inhalts sie sich wohl bemächtigen können, so daß sie im Stande sind, das Gelesene der Hauptsache nach mündlich oder schriftlich wiederzugeben; hiezu müssen freilich Urtheilskraft und Gedächtniß gleichermaßen ausgebildet und angeleitet werden. Die Forderung des Lehrers an den Knaben, daß er den wesentlichen Inhalt des Gelesenen seinem Gedächtniß einpräge, wird später dem Jüngling und Mann zu einem Gesetz, das er immer, ohne ausdrückliches Bewußtseyn, unwillkürlich und mit Leichtigkeit befolgt — es wird zur Angewöhnung, bei der man keinen Vorsatz, keine Mühe mehr braucht. Zum ernsten Lesen verlangen wir ferner, daß der Leser über Alles, was er liest, sich sein Urtheil bilde; damit soll nicht dem anmaßlichen Vorwitz das Wort geredet werden, der sich über Alles mitzusprechen berufen glaubt; durch eine besonnene, ernste Lektüre, nach verständiger und strenger Wahl, würde gerade diesem Hauptübel in der — Bildung unserer Zeit kräftigst entgegengearbeitet werden; sondern der Wunsch wird damit ausgesprochen, daß jeder Leser sich es zum Gesetz mache, den Eindruck, welchen jedes von ihm gelesene Buch, jeder einzelne Aufsatz auf ihn hervorbringt, sich deutlich und klar zum Bewußtseyn zu bringen, und sich über die Gründe seines Wohlgefallens oder Mißfallens genügende Rechenschaft zu geben; sich klar zu werden, ob es der Inhalt oder die Darstellung ist, was ihn anzieht oder abstößt; zu unterscheiden, was das Buch wirklich Neues oder doch für ihn Neues bietet, von dem, was ihm schon bekannt, oder was eine Wiederholung von sonst anerkannten Wahrheiten oder auch von falschen Ansichten ist; in lehrhaften Schriften auf die Consequenz des Verfassers zu achten, in imaginativen dagegen, wie Romane und Novellen, die erdichteten Charaktere und

einzelnen Charakterzüge mit dem wirklichen Leben zu vergleichen; die Wahrheit von Gefühlen in Poesien zu prüfen; verwandte Bücher unter sich zu vergleichen und ihre Vorzüge und Mängel gegen einander abzuwägen u. s. w. Das wäre eine pedantische Art zu lesen! mag Mancher denken, und so erscheint es auch, wenn man die einzelnen Verhaltungsregeln trocken herzählt; aber Jeder, der mit Verstand liest, befolgt unwillkürlich diese Regeln, nur daß er freilich sich dabei nicht eine Art von Schema macht, das er wie eine Tabelle ausfüllte; sondern Vieles fügt sich seinem Urtheil, ohne eine eigentliche kritische Denkoperation, als ein leichtes Moment von selbst ein, und Ein Blick schon zeigt dem Geübten, was für den Ungeübteren erst das Ergebniß längerer Prüfung seyn kann. Vernünftiges Lesen läßt sich mit gesunder Verdauung vergleichen. Wer am gesundesten verdaut, spürt es am wenigsten; und so auch wer sich gewöhnt hat, ernst und vernünftig zu lesen, eignet sich den Inhalt eines Buchs, so weit er seiner geistigen Natur gemäß ist, sehr leicht an, mit nicht größerer geistiger Anstrengung, als etwa ein mäßiger Spaziergang körperliche Anstrengung erfordert; während der Leser, dessen geistige Digestionskraft durch Trägheit oder Unmäßigkeit gestört und gelähmt ist, von der kräftigsten und reichlichsten Nahrung wohl etwa den Wohlgeschmack auf der Zunge, nachher aber nur Beschwerden empfindet, und nicht dadurch genährt und gekräftigt wird. Noch weiter ließe sich die Vergleichung dahin ausführen, daß für den, der mit Verstand liest, selbst eine sparsame und magere Lektüre genuß- und gewinnreicher, gleichsam nahrhafter, ist, als die reichlichste Lektüre selbst der trefflichsten Werke für den, der keine geistigen Nahrungssäfte daraus saugt, sondern sich eben damit anfüllt; Jener findet unter Spreu und Sand — Weizen- und Goldkörner; dieser stürzt sich in ein perlenreiches Meer und bringt, athemlos, nur ein paar leere Muscheln herauf.

Natürlich stehen zwischen den Extremen einer ganz soliden und einer ganz frivolen Art zu lesen viele Abstufungen in der Mitte, und bei unzähligen Lesern, welche die Lektüre nicht eben mit großem Ernst und mit der entschiedenen Absicht betreiben, neben dem Genuß sich auch dadurch zu bilden, bringt sie doch immer noch überwiegende Vortheile, da bei einiger Empfänglichkeit und Aufmerksamkeit doch Manches haften bleibt, was als Keim der Bildung, als Stoff zum Nachdenken, als Anregung zu tieferen Gefühlen wirkt, und

ausgezeichnete Schriften auch den minder erregbaren Geist mit fortreißen, ihn emporhebend über den bloß passiven, träumenden und dumpfhinbrütenden Genuß. Groß aber bleibt immer die Masse der zu unterst auf dieser Skala Stehenden, die ohne Wahl, ohne Ernst, aus bloßer Langeweile und stets nagendem Gelüsten theils zu seichten, theils zu wirklich schlechten Büchern greifen, oder auch gute Bücher ohne Gewinn und Frucht durchblättern und verschlingen, die ihren Tag in einer schläfrigen Lektüre verdämmern, dadurch ihren Geschmack vielmehr verderben als bilden, den Sinn für das wirkliche, praktische Leben, für Handeln und Thätigkeit sich abstumpfen, oder die in den Büchern nur eine Abwechslung wüster Liederlichkeit, berauschender Genüsse suchen. Bedenkt man, welche Massen seichter und schlechter Bücher alljährlich producirt werden und großentheils in die Hände des Publikums kommen; wie manche Autoren und Verleger auf verdorbenen und schlechten Geschmack eines Theils des Publikums ausdrücklich spekuliren, wie durch unangemessene Lektüre eine falsche Bildung mehr und mehr um sich greift, wie dadurch der Samen falscher Vorstellungen und verderblicher Bestrebungen in viele Gemüther ausgestreut wird; wie Ein schlechtes Buch mehr sichtbaren Schaden anrichtet, als Zehn gute nachweisbaren Segen stiften: so könnte man sich wirklich versucht fühlen, zu wünschen: daß Guttenberg seine Erfindung nicht gemacht, daß er dem Genius der Wahrheit und der Aufklärung nicht dies Organ geschaffen hätte, dessen sich der böse Genius der Menschheit mit gleichem, wo nicht noch kräftigerem Erfolge bedient.

Der moderne Lesemensch wird sich freilich entsetzen vor dem Gedanken: was die Menschheit seyn würde, ohne die Erfindung der Druckerpresse, und vor dem barbarischen Einfall, auch nur halb und halb oder augenblicklich zu wünschen, diese Erfindung möchte nicht gemacht worden seyn! Wir sind nicht gemeint, diesen Wunsch ernstlich zum unsrigen zu machen (erinnern wir uns recht, so hat Charles Nodier denselben ausgesprochen, ob im Ernst oder im Scherz, wissen wir nicht anzugeben), können aber nicht umhin, auf das aufmerksam zu machen, was sich zu seinen Gunsten vorbringen läßt.

Die Presse, sagt man, ist der gewaltige Hebel der Civilisation, der Humanität, der Freiheit; sie hat die Aufklärung um Jahrhunderte beschleunigt, sie macht die Früchte des Geistes schneller reifen

und streut den befruchtenden Samen der Geistesblüthen in einem viel umfassenderen Gebiet — der ganzen civilisirten Welt — aus, als ohne sie möglich wäre; namentlich hat die Presse, behauptet man, die Reformation siegen gemacht und den neuen Grundsätzen und Ideen über Politik und Rechte der Völker Anerkennung und theilweise den Triumph erkämpft; sie hat die heilige Schrift erst zum Eigenthum des christlichen Volkes gemacht; sie hat, in Verbindung mit andern Erfindungen, geistige Brücken zwischen den Nationen geschlagen und den Verkehr zwischen den entlegensten Ländern gestiftet; sie fixirt und vertausendfacht den Ton einer sonst im Augenblick verhallenden Stimme, sie vervielfältigt ins Unendliche die edelsten geistigen Genüsse und den Gehalt eines Lebens, sie potenzirt den Menschen.

Hievon ist Manches wahr, Anderes aber zweifelhaft oder nur mit Modifikationen zuzugeben, und gegen Manches lassen sich Nachtheile in die Wagschaale legen. Die Presse ist ein Hebel der Civilisation, der Humanität und der Freiheit, ja! aber schon hat man auch gelernt, diesen technisch-materiellen Hebel zu lähmen und zu bannen, seine Macht willkürlich zu beschränken; die Presse habe der Reformation den Sieg verschafft, wird behauptet; dies klingt sehr scheinbar, ist aber doch vielleicht zu bestreiten; die Buchdruckerkunst war erfunden, und wurde daher allerdings von der Reformation aufs glänzendste und erfolgreichste benützt — aber Wer wollte sich dafür verbürgen, daß die letztere ohne dies Hülfsmittel nicht gesiegt hätte, oder gar, daß sie nicht begonnen worden wäre, da doch das Christenthum selbst ohne die Presse sich über so viele Länder und Völker ausbreitete, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst aber gerade keine große Fortschritte mehr gemacht hat? Die Presse beschleunigt den Gang, die Entwicklung historisch wichtiger Ideen; aber ist die Beschleunigung der Geschichte so unbedingt ein Segen zu nennen? ist nicht das langsame Zeitigen oft beglückender als das schnelle Reifen? Ist zur Bildung der Einzelnen und der Nationen erforderlich, daß sie Viel in sich aufnehmen, und können sie sich nicht auch bei Wenigerem befriedigt finden, und dies Wenigere besser verarbeiten und aneignen? Ist der Verkehr zwischen entfernten Völkern so hoch anzuschlagen, wenn die Bande des mündlichen Verkehrs lockerer werden, und wird der Mensch in Wahrheit dadurch potenzirt, daß er einen viel größern Kreis des Wissens um

sich versammelt, und daß er das geistig Erzeugte schneller und weiter hin ausstrahlt? Die Athener waren ohne Zweifel das gebildetste Volk, das die Erde je gesehen, und sie wußten nichts von der Presse; die Gedichte Homers erhielten sich Jahrhunderte lang im Gedächtniß des Volks, ehe sie nur geschrieben und geordnet wurden. Das römische Reich und dann die römische Kirche vereinigte fast die ganze civilisirte Menschheit zu einem unter sich in lebendigem Verkehr und Wechselwirkung stehenden Ganzen, ohne die bindende Macht der Presse.

Durch die Presse, kann man sagen, ist die Menschheit dem natürlichen und naturgemäßen Zustand noch mehr entfremdet und wieder einige Schritte weiter in den der künstlichen Kultur hineingeführt worden. Zur Mittheilung, zum Austausch der Gedanken und Gefühle sind dem Menschen die Organe der Sprache, ist ihm die lebendige Stimme gegeben; und sollte es nicht zu bedauern seyn, wenn das beseelte Wort in die todte Schrift eingekerkert und so seiner unmittelbaren Wirksamkeit und Kraft beraubt wird? Ein durch seine Beredsamkeit oder durch den mündlichen Vortrag seiner Gedichte eine große Zuhörerschaft bewegender und entzückender Mann ist doch wohl eine schönere Erscheinung, als ein in seinem Studierzimmer die Worte zusammensuchender, des Redens, bei aller Gelehrsamkeit, fast unkundiger Mann, der sich seinen Erfolg mittelst der Druckpresse zu erringen gedenkt? Die Wirksamkeit des lebendigen Worts und Vortrags wird noch jetzt anerkannt dadurch, daß man die Universitäten fortdauern läßt; denn im Grunde könnte man die Studien, wegen deren man die Universität besucht, auch aus Büchern machen; in der That hat auch die Bedeutung der Universitäten durch die Buchdruckerkunst eine große Veränderung erlitten. Um die Lehre eines berühmten Meisters kennen zu lernen, mußte man in frühern Zeiten zu seinen Füßen sitzen, und aus seinem eignen Munde den Quell seiner Weisheit auffassen; daher kam es auch, daß viele Tausende von Studirenden nach Bologna und Paris strömten; heutzutage kann man solche Reisen ersparen; meist kann man das Wesentliche der Vorträge der Lehrer in Büchern gedruckt finden; man nennt diese Vorträge — Lesen, weil sie in den seltensten Fällen frei gehalten werden, und der Jünger, der „Paragraphos wohl einstudirt,“ überzeugt sich von dem Lehrer oft genug:

„Daß er nichts sagt, als was im Buche steht.“

Platon wünschte, daß die Schreibekunst nicht erfunden worden seyn möchte, weil dadurch die Uebung und Kraft des Gedächtnisses geschwächt werden, weil dadurch der Mensch veräußerlicht werde; etwas Wahres ist unstreitig daran, und Platon geht nur noch weiter, als derjenige, der die Buchdruckerkunst nicht erfunden wünscht; aber von dem richtigen Gesichtspunkt die Sache betrachtet, wird man doch zur Erfindung sowohl der Schreibe- als der Buchdruckerkunst der Menschheit Glück wünschen dürfen. Die Rousseau'sche Theorie, daß alle Erfindungen und Künste ein Abfall von der Natur, ein Heraustreten aus dem intellektuellen Unschuldsstand seyen, darf sich doch kaum mehr hören lassen; die Verwechslung des, historisch oder vielleicht nur fingirt, primitiven Naturzustandes mit dem naturgemäßen Zustand wird allgemein als ein Sophisma erkannt; denn die Perfektibilität, das Vorwärtsstreben in Kultur und Intelligenz ist gerade die charakteristische Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur; der Stillstand, die Stagnation ist für den menschlichen Geist Krankheit und Tod. Die Erfindung, das geflügelte Wort durch die Schrift zu fixiren, läßt sich als eine unvermeidlich zu machende ansehen; die Kunst, die Schrift durch die Presse zu vervielfältigen, ist allerdings zufälliger, scheint aber doch in einem innern, gewissermaßen providentiellen Zusammenhang zu stehen mit der universalistischen, gleichheitlichen Tendenz, die, wenn wir nicht irren, die moderne Zeit charakterisirt. Das Wort, die Stimme des Redners füllte die athenische Agora und das römische Forum aus; dies Communikationsmittel mochte genügen, so lange eine Stadt — ein Volk in sich faßte; leben konnte man ohne die Buchdruckerkunst freilich auch später noch — im Mittelalter, wo jedoch der Verkehr dadurch auch lebendig erhalten wurde, daß einzelne Klassen der Gesellschaft, von Abeuteuer- und Wander-Lust getrieben, wie die Kriegsleute, die Ritter, zum Theil auch die Gelehrten und Mönche, von einem Land und Volk zum andern zogen; in der neuern Zeit aber kam die Buchdruckerkunst erwünscht dem Bedürfniß entgegen, große Völkermassen durch geistige Bande aneinander zu ketten, das Bewußtseyn der Gemeinschaft unter ihnen zu erwecken und zu nähren und der Intelligenz breitere Bahnen zu öffnen. Die Presse ist auch insofern antidespotisch, als sie dem Einzelnen, der nicht tausend Boten bereit hat, um

sein Wort überall hinaus zu tragen, ein Mittel darbietet, sich in einem so großen Kreise vernehmbar zu machen, als die Stimme eines mächtigen Herrschers, und gleicht so die äußern Unterschiede der Macht aus. Man vergesse auch nicht, daß neben der Schrift und der Typographie uns ja auch noch das lebendige Wort, die mündliche Beredsamkeit bleibt; daß diese Künste nicht nothwendig die Vernachläßigung des Gedächtnisses und der Gabe zu reden nach sich ziehen.

Nunmehr haben wir auf die Literatur selbst, ihrem Inhalt, ihren Leistungen, ihrer Bestimmung nach, überzugehen, und zu erörtern, welche Bedeutung sie in ihrem, keinen bestimmten Fächern und Disciplinen angehörigen Theile, für das Leben der Gegenwart hat.

Geben wir zuerst an, was Alles wir in den Bereich der, die Fachschriften ausschließenden, Unterhaltungsliteratur oder Literatur schlechthin ziehen. Wir rechnen dafür erstens und vorzüglich alle sogenannten belletristischen Schriften, Poesien aller Art, Romane und Novellen, Taschenbücher und Almanache; sodann die große Zahl der der Unterhaltung und Conversation dienenden, theils Originalien liefernden, theils ästhetisch-kritischen Tagblätter und Zeitschriften, die Schriften und Abhandlungen über Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse; ferner die im leichteren Tone gehaltenen Reisebeschreibungen, Reiseskizzen, Schilderungen von Ländern und Völkern ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck; die nicht der strenggelehrten Forschung, oder der wissenschaftlichen Politik angehörenden historischen Werke; die Memoiren, die mehr von geistreichem Witz als von der ernsten Muse der Geschichte eingegebenen Charakteristiken mehr oder minder bedeutender historischer Personen, Anthologien, Anekdotensammlungen, und endlich auch die politischen Zeitungen, sofern sie sich nicht streng an's Faktische halten, sofern sie in ihren Raisonnements einen konversationsmäßigen und ästhetischen Anstrich annehmen, oder neben dem politischen Element auch die Literatur, die bedeutenden Persönlichkeiten, charakteristische und konkrete Züge aus der Tagesgeschichte u. dergl. in sich aufnehmen. So hat sich unter den französischen Journalen das Feuilleton mit den Berichten über Kunst, Wissenschaft und Literatur eingenistet; die englischen Tageblätter schließen die Literatur nicht aus und in Deutschland haben die angesehensten Organe

der Tagesgeschichte angemessen erachtet, dadurch ihre Leistungen zu vervollständigen, daß sie ihrem historischen Material auch Berichte und Urtheile über literarische Notabilitäten oder Erscheinungen beifügen. Eine Eigenthümlichkeit der neuern Zeit ist es, daß die Literatur und die Politik in ein engeres Verhältniß zu einander getreten sind; daß letztere nicht mehr so wie in früherer Zeit als ausschließliches Monopol der Diplomaten und Juristen betrachtet, und von allen übrigen Menschenkindern mit scheuer Ehrfurcht gemieden wird, und daß die Politiker vom Fach selbst anfangen, sich nach Unterstützung unter den Literaten, den Schriftstellern, umzusehen, wohl gar hin und wieder sich aus deren Reihen rekrutiren. Auch dies ist eine Folge und ein Beweis davon, daß die Tendenz der neuern Zeit, des modernen Geistes, dahin geht, mit Beseitigung der Vorrechte der Geburt und des Standes, das Talent emporzuheben und ihm die einflußreichsten Posten anzuweisen; was aber kann ein unzweifelhafteres Zeugniß des Talents seyn, als der einem Schriftsteller von der Masse des Publikums freiwillig gezollte Beifall? Der Geist der Neuzeit hat überall die Scheidemauern und die scharfen Gränzen der verschiedenen Gebiete und Kasten zerstört und größere Mischung und Amalgamation herbeigeführt; der Blick der Einzelnen erweiterte sich in den großen Bewegungen und Stürmen der Zeit, an welchen ganz Europa Theil nahm, über die eigne nächste Sphäre hinaus, und in der Revolution und in den Kriegen lernte mancher tüchtige Geist fühlen, daß er die Kraft in sich barg zu einer Art der Wirksamkeit, von der er zuvor, in bescheidener Ruhe, nicht geträumt hatte. Gemeine Soldaten, schwangen sich auf zu Marschällen und Gouverneuren; Officiere wurden Könige; Männer ohne feine und gelehrte Bildung fanden sich in die Rolle von Diplomaten; schlichte Bürger nahmen Theil an der Gesetzgebung und Regierung; eine Frau (Mad. Roland) war die Seele der eine Zeit lang herrschenden Gironde; eine Schriftstellerin (Frau von Stael) machte durch ihre Schriften die Besorgniß Napoleons rege; schon vor dieser Zeit aber hatte Rousseau, der Verfasser von Lustspielen und Romanen, durch seinen berühmten Contrat social sich in solchen Ruf, auch außerhalb Frankreichs, gesetzt, daß die Polen ihn um den Entwurf einer Verfassung für ihr Land angingen. Er läßt sich mit Recht als der Prototyp der Vereinigung von

Belletristik und Politik ansehen, welche man seither bei so vielen Autoren hat beobachten können, nicht nur bei Franzosen und Engländern, sondern auch, in veränderter Weise, bei den Deutschen. Rousseau, und die seine Principien verfolgende französische Revolution, haben aber auch insofern den Schriftstellern, welche keine studirten Politiker und Juristen waren und sind, die Theilnahme an politischen Diskussionen erleichtert, als durch beide das Natur- oder Vernunftrecht, gegenüber dem politischen und historischen Recht, in seiner Geltung und Würde proklamirt und anerkannt wurden, und so der bloß talentvolle und geistreiche Schriftsteller, auch ohne viel positives Wissen, dem gelehrtesten Juristen und Diplomaten gegenüber, an seinem natürlichen Rechtsgefühl und gesunden Menschenverstand einen festen Boden hatte, auf dem er mit der Energie einer jungen Begeisterung Fuß faßte. Ein gewandter Stylist oder gar ein glänzender Autor oder Dichter muß in Frankreich großen Succeß haben, wenn er politischen Doktrinen und Ansichten den Beistand seiner Feder leiht — in Frankreich, wo man den Glanz und die Glätte und das pathetische Feuer der Darstellung so zu schätzen weiß! und in einem Lande, wo die Politik so sehr der Puls des Lebens ist, muß sich jeder Autor von Talent aufgefordert finden, für eine der politischen Farben sich zu erklären, die Fahne, der er folgt, mit der höchsten ihm zu Gebote stehenden Kunst und Kraft zu verherrlichen, und wie dem Bürger Athens von der Solonischen Verfassung, so ist es in einem politischlebendigen Volk wie das französische, dem Talent verboten, im Kampfe der Parteien neutral zu bleiben. Schwerlich ist unter den literarischen Notabilitäten Frankreichs Ein Mann, der nicht über Politik mitgesprochen hätte, der nicht seinen Büchern oder Gedichten gelegentlich wenigstens einen politischen Anstrich gäbe; selbst poetischen und ästhetischen Fragen und Problemen wird gern eine politische Wendung gegeben, und der Romanenschreiber, der Vaudevillendichter, der Odendichter berührt häufig die Fragen des Tages. Den großen Einfluß der Literatur auf die öffentliche Meinung anerkennend, gestehen die Staatsmänner in Frankreich und England dem literarischen Talent eine gewisse Ebenbürtigkeit mit sich zu; nicht nur der politische Journalist, auch der Feuilletonist, der Dichter, wird in Frankreich ausgezeichnet und ihm, nach Umständen, eine Bahn eröffnet von den Männern am Ruder;

Ehrenauszeichnungen und Unterstützungen, dem literarischen Verdienst bewilligt, sind in England nichts Seltenes; wir wollen nun an die Standeserhöhungen W. Scotts und Bulwers, an die Pensionen Th. Moore's und der Lady Morgan erinnern. Die Regierungsmitglieder, in England und Frankreich aus dem gebildetsten Theil der Nation der Krone mit einer gewissen Nothwendigkeit aufgedrungen, können und dürfen ihre Sympathie für die wichtigsten Elemente der Bildung, für die Literatur und Kunst, nicht verläugnen — um so weniger, als sie selbst häufig einen ausgezeichneten literarischen Namen haben, — man denke in England nur an Bolingbroke, Walpole, Burke, Canning, Brougham, und die jetzigen poetischen Minister; in Frankreich an Chateaubriand, Guizot, Thiers, Barante, Salvandy; während in Deutschland, wo die Herrscher ihre Minister ohne eine äußere Nöthigung wählen, die höchsten Staatsbeamten sich beinahe „kompromittirt“ glauben würden, wenn eine literarische Produktion gegen sie zeugte, oder wenn sie die Jugendsünden eines Gedichts, eines Drama's zu bereuen hätten. Trotz der geringen Gunst jedoch, welche in Deutschland bisher den Männern der Literatur erzeigt wurde, hat auch hier die letztere sich mit der Politik enger verschwistert; wozu theils das Beispiel in andern Ländern, theils der Geist der Zeit beitragen mochte. Männer und Frauen aus den höchsten Rangklassen haben sich in neuester Zeit unter die Reihen der Autoren und Poeten gemischt. Den Grund, warum bisher dies so selten geschah, scheint ein ausgezeichneter Mann, Schleiermacher, in seinen Reden an der Akademie der Wissenschaften, sehr richtig und schlagend bezeichnet zu haben: „ein König als Schriftsteller! welche seltene Vereinigung, aber auch welch bedenkliches Verhältniß! Die Majestät (und kann man hinzusetzen: der Adel, der hohe Stand und Rang überhaupt,) hervortretend auf das Blachfeld der literarischen Oeffentlichkeit, wo Alles von Freiheit und Gleichheit ertönt, und zwar von Gleichheit nicht vor einem Gesetz, welches bestimmt und deutlich aufgestellt, jeden in Stand setzt, sich vorzusehen, sondern vor einer schwankenden und leicht beweglichen Meinung.“ Auch Folgendes unterschreiben wir gerne: „Uebel berathen ist eine Literatur, in welcher das Urtheil über ein Werk bestimmt, oder auch nur gelenkt wird durch den Werth seines Urhebers in den geselligen Verhältnissen.“ Man wird nicht läugnen können, daß

dieser Uebelstand zur Zeit noch in der deutschen Literatur statt findet; doch würde es zu streng geurtheilt seyn, wenn man diese Erscheinung nur aus serviler Gesinnung erklären wollte, statt darin, wenigstens in manchen Fällen, eine Aufmunterung und ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der die geistige Bildung vorzugsweise Vertretenden gegenüber verwandten Bestrebungen von Hochstehenden auf der Leiter der geselligen Hierarchie zu erblicken. Fürstliche und hochadelige Personen hüllen sich, wenn sie auf das „Blachfeld der literarischen Oeffentlichkeit“ hervortreten, bei uns noch immer gern in den Mantel der Anonymität oder Pseudonymität, vielleicht um durch eine solche literarische Fiktion die Unverletzlichkeit ihrer betitelten Person vor jedem unmittelbar treffenden Tadel zu schützen, und ein wohlbekannter, eben so geistreicher als schreibseliger Fürst hat sich viele Mühe gegeben, das Publikum — oder sollen wir vielleicht sagen die Welt? — auf seine verschiedenen Inkognito's aufmerksam zu machen. Gerade der Fürst Pückler-Muskau aber ist für die deutsche Literatur eine beachtungswerthe Erscheinung; zögernd zwar und mit Reservation seiner fürstlichen Persönlichkeit, ist er denn doch in die literarische Republik Deutschlands eingetreten und er hat, dem Vernehmen nach, als er zu dieser Fahne, obschon unter fremdem Namen, zuerst sogar unter dem eines Verstorbenen, schwor, ein Handgeld zu nehmen nicht verschmäht, so daß man ihn nicht einmal mehr als bloßen Volontär betrachten kann, sondern als vollständigen Zunft- und Gildegenossen. Dem Inhalt seiner Schriften nach kann der Fürst für einen Repräsentanten eines bedeutenden Zweiges der Literatur gelten; der Titel, den er einem seiner Bücher gab: Tutti frutti, paßt eigentlich mehr oder minder für alle; in allen berührt er mit gewandter Vielseitigkeit und beweglichem Geiste das Bunteste und Verschiedenartigste; er ist abwechselnd Reisebeschreiber, Ethnograph, Landschaftmaler, ein wenig Antiquar und Historiker, Porträtmaler, Memoirenschreiber, Erzähler, Dichter, Kritiker, Aesthetiker, Politiker und sogar — Moralist, alles temperirt durch den leichten und gefälligen Ton des Mannes von Welt. Hier ist für uns hauptsächlich das politische Element in seinen Schriften von Interesse, weil wir an diesem Beispiel sehen, wie in die Unterhaltungs- und Conversationsliteratur mehr und mehr der politische Geist eindringt und ein in der Gesellschaft so hoch stehender Mann,

troß den aristokratischen Ansichten und Angewöhnungen, die ihm gewiß nicht fehlen, von dem in der Literatur seinen Ausdruck findenden Geist der Zeit so weit ergriffen ist, daß er nicht bloß als Glied seines Standes, sondern hie und da als freier, der literarischen Republik angehörender Autor sich ausspricht, und in letzterer Eigenschaft über Vorurtheile sich erhebt, gegen deren Bestehen er in seiner gesellschaftlichen Stellung vielleicht durchaus nichts einzuwenden hat. Während der Fürst Pückler und einige deutsche Diplomaten, wie Gentz, Ancillon, Varnhagen, (insgesammt jedoch, so viel wir wissen, von bürgerlicher Geburt!) der Literatur herablassend die Hand boten, streckten in neuern Zeiten manche, ursprünglich literarische Männer die Hand nach den früher so kostbar verschlossenen und vor profaner Berührung bewahrten Schätzen und Kleinoden der Politik aus, und glaubten die Bestrebungen und Interessen der Literatur dadurch anfrischen und heben zu können und zu sollen, daß sie ihnen eine politische Farbe gaben, sie nach einem politischen Ziel richteten, politische Maßstäbe anlegten und die schöne Literatur überhaupt mit Politik würzten und umgekehrt. Dieser Tendenz lag ohne Zweifel eine wichtige Wahrheit zu Grunde; die Literatur und das politische Leben eines Volkes, einer Periode, bedingen und erklären sich gegenseitig; die Literatur ist nicht wie eine auf gut Glück in irgend einen Boden versetzte Pflanze, sondern ein durch alle Einflüsse des Bodens und Klima's bedingtes, ursprüngliches Gewächs; und umgekehrt wirft auf manches Volk seine Literatur einen strahlenderen Glanz, eine unvergänglichere Glorie, als seine Großthaten, Siege und die Weisheit seiner Gesetze. Indeß war es nicht allein die Erkenntniß dieser, für den Historiker höchst fruchtbaren Wahrheit, was jenes Ineinanderfließen von Literatur und Politik veranlaßte; es war auch die Unruhe und der Drang der Zeit, der die Autoren spornte, die Gefühle und Sympathien des lesenden Publikums von der erregbarsten Seite her zu bestürmen und ihren eigner Beruf gewissermaßen zu dem von Tribunen und Reformatoren der Gesellschaft zu erheben und zu adeln. Die Literatur sollte nicht mehr nur in der Stille vorbereiten und das Volk der Reife und Mündigkeit des Geistes entgegenführen — sie sollte auch selbst das letzte Wort der Emanzipation aussprechen, und ernten, was sie hatte säen helfen. Verschiedne Abstufungen und allerdings auch verschiedne Arten

dieser Durchdringung und Mischung der Literatur und der Politik werden repräsentirt durch Schiller, durch Jean Paul und durch Börne. Bei Schiller bildet das Ethisch-Politische anerkanntermaßen ein Hauptelement seines poetischen Charakters; seinem ebenso sehr philosophisch strebenden als künstlerisch bildenden Geist galt der Inhalt und die Tendenz seiner Poesie wenigstens ebensoviel als die Form, und dies ist es, was ihn hauptsächlich von Goethe unterscheidet, und was ihm von der einen Seite ebensosehr zum Verdienst angerechnet, als von der andern zum Vorwurf gemacht wird, während umgekehrt von Letztern Goethe gegen ihn gehoben, und von Jenen zurückgestellt wird. Die neuen Ideen der französischen Revolution, gegen deren Ausschweifungen und Greuel sich Schiller z. B. im Lied von der Glocke aufs stärkste und entschiedenste aussprach — sie waren es, die, sey es, daß er sie von außen in sich aufnahm oder daß er sie gleichzeitig aus sich selbst erzeugte, in Schiller ein poetisches Organ, einen begeisterten und reinen Priester fanden, und die er am ausführlichsten und klarsten in Don Carlos und in Wilhelm Tell darstellte. Auch die Räuber und Cabale und Liebe sind in gewissem Sinn Auflehnungen eines edeln Unabhängigkeits- und Rechtssinnes gegen die Immoralität und Heuchelei mancher politischen Verhältnisse und Bedrückungen, die jetzt nicht leicht mehr in unserm Vaterland zu finden seyn möchten — und in der Jungfrau von Orleans wurde ebenso sehr dem damals unter französischer Knechtschaft seufzenden, von fremden Kriegern überschwemmten Deutschland ein Spiegel vorgehalten, als die begeisterte Tapferkeit des französischen Heldenmädchens verherrlicht. Dagegen war Goethe ausschließlich Künstler und daher von den vorzugsweise künstlerischen, kontemplativen, minder praktischen Geistern gegenüber von Schillern gepriesen, welcher seine eifrigsten Bewundrer unter der strebenden, thatlustigen Jugend fand und findet, während die Freunde der Goethe'schen Muse mehr den reiferen Lebensaltern angehören, die da keine wirklichen Illusionen mehr haben, über die Trunkenheit des Jugendenthusiasmus und der „Ideale" hinaus sind und die sich nun gerne mit Goethe in eine bewußte, darum aber nicht minder genußreiche, Illusion versetzen. Den größern Reichthum der natürlichen poetischen Begabung ist man in neuester Zeit so ziemlich einig geworden, Goethe'n zuzugestehen; vergleicht man aber den

Gesammtwerth dieser beiden Koryphäen unserer Literatur, so dürfte man vielleicht das Verhältniß so festsetzen: Schiller ist der Dichter der jugendlicheren, Göthe der Dichter der älteren Gemüther, und mit diesem Urtheil ist, glauben wir, keinem der beiden großen Geister ein absoluter Vorzug vor dem andern eingeräumt; ist es nicht schön, den vom Leben und von der Wirklichkeit vielfach umhergeworfnen, geprüften, getäuschten und enttäuschten Geistern doch noch in der Poesie ein Asyl zu öffnen, und diejenigen zu fesseln, deren Herz sich schon von Vielem hat losreißen müssen? aber ist es nicht auch beneidenswerth, je die Edelsten und Kräftigsten der stets nachwachsenden Generation an dem blumengeschmückten Triumphbogen ihrer Jugend, ihrer Hoffnung und Begeisterung zu empfangen, die ersten, tief haftenden Züge auf die unentweihte Tafel ihres Herzens zu schreiben und den Erstlingen ihrer glühenden seligen Gefühle, ihrer tugendhaften Entschlüsse, ihrer uneigennützigen, für Menschenwohl und Menschenwürde schwärmenden Träume vermählt zu seyn? Zwar das reifere Alter steht an Erfahrung, an Kenntniß, an Einsicht und besonnener Nüchternheit über der Jugend; aber der natürliche Fortschritt und Uebergang der Jugend ins Alter ist nicht eben auch nothwendig und in jedem Betracht ein geistiger und sittlicher Fortschritt; und der Lorbeer des Dichters der Jugend ist ebenso unverwelklich wie der des Dichters für die reiferen Jahre; denn wenn es dereinst keine Jugend mehr geben sollte, deren Brust die flackernde Flamme der Begeisterung nährt, wird auch im Alter jener Sinn erloschen und erstorben seyn, der, aus der Jugendlichkeit des Herzens gerettet, an der milderen und gedämpfteren Glut einer goethe'schen Dichtung sich erfreut.

Als zweiten Repräsentanten der Verschmelzung von schöner Literatur und Politik nannten wir Jean Paul; als solcher bewährte er sich in mehreren seiner Schriften, die in die Periode des Kampfs gegen den ausländischen Dränger, der blutigen Befreiungskriege und die folgenden Zeiten fielen. Zwar ließen sich hier wohl auch andre lyrische Dichter nennen, wie Arndt, Th. Körner, Max von Schenkendorf, oder Fouqué; aber jene Lyriker sind zu ihren schönsten Dichtungen gerade durch die Zeitumstände begeistert, sind durch Kampf und Krieg gleichsam erst Poeten geworden, und Fouqué's politische Begeisterung hat einige störende Zuthaten; Jean

Paul aber ist ein um so merkwürdigerer Zeuge jener Thatsache, als man in dem Manne, welcher in überschwenglichen Phantasien, in der maßlosesten Gefühlsweichheit und Trunkenheit, in den verwirrtesten Labyrinthen des Witzes und Humors sich so gern erging, am wenigsten den begeisterten Sprecher für das Glück, die Größe und die Rechte der deutschen Nation vermuthet hätte. Es ist zu bedauern, daß gerade der hieher bezügliche Theil seiner Schriften beinahe am wenigsten bekannt ist und die Nation das warme und große Herz eines Mannes nicht kennt, von dem man gewöhnlich nur entweder den reichen, glänzenden und witzigen Geist, oder die überfließende, oft ins Kränkliche sich verirrende Sentimentalität hervorhebt. Für die deutsche Gemüthseigenthümlichkeit ist es gewiß beachtenswerth, daß der Geist, der sich mit so ätherhaften und unrealen Gebilden beschäftigte, als manche von Jean Pauls Schöpfungen sind, der sich in seinen Empfindungen und Gefühlen, in seinen Imaginationen und witzigen Kombinationen ohne Zweifel häufig verstieg, der sich durch seine unklassische Form — oder Formlosigkeit — in dem Briefwechsel von Schiller und Goethe den spöttischen Namen eines Tragelaphen erwarb: — daß dieser Geist von der Sympathie für sein Vaterland, von dem Interesse an seinem Wohl, seiner Würde so tief ergriffen wurde und mit so gewaltiger Stimme für dasselbe zeugte und stritt; es ist auch ein Beweis, wie in der deutschen Natur der transscendente Zug (denn dieser ist Jean Pauls Produktionen zuzuschreiben,) sich ganz wohl vereinbart mit dem Streben nach dem Würdigsten und Höchsten im realen Leben, wie in der philosophischen Sphäre Fichte, — dessen Ich-Philosophie dem guten Jean Paul so viel zu schaffen machte.

Als dritten Mann haben wir Börne genannt, nicht als ob wir ihn den beiden andern Männern gleichzustellen gesonnen wären, aber als bezeichnend und vertretend die neuste Epoche der Verschmelzung von Literatur und Politik, und als einen begeisterten, glücklichen Jünger Jean Pauls. Nur kehrt sich bei ihm und seinen Produktionen, verglichen mit Jean Paul, das Verhältniß in so fern um, als Börne das meiste Aufsehen gerade durch seine fast ausschließlich die Politik berührenden Schriften, geschrieben jedoch im Conversationston, erregte und dem größern Theil des deutschen Publikums dadurch erst bekannt zu werden anfing, während

man seine literarischen Sachen wenig beachtet. Und doch haben seine politischen Plänkeleien und die Brandraketen, die er in den Briefen aus Paris nach Deutschland schleuderte, die aber nicht Deutschland, sondern bloß einige ehrgeizige und heißblütige junge Leute und Schriftsteller entzündeten, in ihrer überspannten und leidenschaftlichen Inconsequenz, in ihrer fast ganz negativen Bitterkeit und Schonungslosigkeit, beinahe rein nur ein literarisches oder stylistisches Verdienst; einige Berechtigung zu seinem Schimpfen über Alles und über Alle — oder doch einige Nachsicht dagegen — erkaufte er sich nur durch die Festigkeit seines persönlichen Charakters: aber seine Art zu schreiben, Politik in der Form der Conversation oder von Briefen, aphoristisch, nach augenblicklichen Eindrücken und Stimmungen, mit Witz und Humor, mit lebhaften Farben und besonders mit Galle zu besprechen, hat seither vielfache Nachahmung in Deutschland gefunden und es ließen sich mehrere, besonders junge Schriftsteller namhaft machen, welche, zum Theil nicht einmal wie Börne, ihre politisch-literarischen Werke an eine tüchtige Persönlichkeit anlehnend, das Publikum wohl einige Zeit mit ihren glänzenden, dickaufgetragnen Farben überraschen und blenden und immer mehrere auf ihre Bahn hereinziehen mochten, die aber auf die Dauer, zumal da ihrer immer mehrere wurden und das Kunstgeheimniß ihrer Manier sich unter eine größere Anzahl von Prophetensöhnen verbreitete, das Zwitterhafte ihrer Strebungen nicht verhehlen können; die, von der ernsteren Politik, welche Wahrheit will, wie von der Literatur, welche Reinheit und Gediegenheit der Form verlangt, zurückgewiesen, nachdem sie die ephemere Genugthuung erlebt, den Gaumen des Publikums gekitzelt zu haben, größtentheils zerfallen und vergessen werden. Deßwegen aber sollte man doch nicht verkennen, daß ein in einander Arbeiten von Literatur und Politik, nur von einem minder selbstsüchtigen und leidenschaftloseren Standpunkt, als Börne und andre moderne Schriftsteller einnahmen, ganz erwünscht und heilsam wirken, in die Literatur kräftige Fermente werfen, und die Politik humanisiren, sie mit den reineren und höheren Bestrebungen des Geistes in Einklang setzen kann.

Den drei genannten Schriftstellern steht Goethe gegenüber, der, mit Schiller später in freundschaftlichem Verhältniß und Verkehr stehend, die Verschiedenheit ihrer Naturen doch wohl erkannte, der von J

Pauls Humor und Sentimentalität sich nicht angesprochen fühlte und den Börne auf's feindseligste angriff. Weder für die Ideen der Revolution, noch für die deutsche Freiheit, noch für die Hoffnungen nach den Juliustagen hat Goethe sich begeistert — er ließ die Zeiten mit ihren politischen Wechseln ruhig an sich vorüberziehen, und ist so der Repräsentant der von politischen Einflüssen sich scheu und sorgfältig rein haltenden Literatur. Wir werfen gar nicht die Frage auf, ob er daran wohl that oder nicht? genug, es lag einmal in seinem Wesen, und jedenfalls hatte man nicht das Recht, von dem, der Vieles leistete, Alles zu verlangen. Dagegen aber werfen wir hier die Frage auf: ist die Literatur, ihrem eigentlichen Wesen, ihrem Charakter und ihrer Bestimmung nach aristokratisch oder demokratisch? ist sie für die Reaktion, wenigstens für die Stabilität, oder für den Fortschritt? oder hat man überhaupt Unrecht, sie mit diesen aufs politische Leben bezüglichen Begriffen in Verbindung zu setzen?

Alle Lebensgebiete und Lebensformen sind unter sich verknüpft und wirken auf einander ein, denn alle sind ja Eins in dem höchsten, allumfassenden Begriff und Element des Lebens. So ist man auch völlig berechtigt, eine Wechselwirkung anzunehmen zwischen den Bestrebungen auf dem Gebiet des Schönen, namentlich des Schönen in der Sprache, der Literatur und den auf die Ordnung des bürgerlichen und staatlichen Lebens gerichteten. Denn es ist immer der in höherer Betrachtungsweise als Einheit zu fassende Genius eines Volks, der im Realen und im Ideellen sich offenbart, obwohl zuzugeben ist, daß das Talent oder die Neigung für das Eine oder das Andre bei verschiedenen Nationen verschieden seyn mag, und aus unerforschlichen Ursachen das Eine oder das Andere zu einer reicheren Blüthe, einer freieren Entfaltung in einzelnen Individuen kommen kann. Auch das ist in Betracht zu ziehen, daß die politische Blüthe eines Volk entweder mehr die Bildung und Freiheit der Gesammtheit zur Unterlage haben, oder mehr an das Herrschertalent großer Regenten geknüpft seyn kann.

Die Frage, ob die Literatur für die Stabilität oder für den Fortschritt sey, muß ohne Zweifel beantwortet werden: für den Fortschritt — jedoch nur in gewissem Sinn und mit Einschränkungen. Alles Leben ist ein Fortschreiten — der Stillstand ist der Tod. So ist auch das Leben in der Literatur ein beständiges

Fortschreiten, ein Assimiliren und Aneignen von neuen Elementen, ein Bilden von neuen Formen; darum kann es für die Literatur nur erwünscht und heilsam seyn, wenn das Gesammtleben, in welchem sie wurzelt, aus dem sie ihre Nahrung zieht, in einer steten Bewegung ist und ihr immer neue Seiten darbietet; damit soll aber nicht behauptet werden, daß jede Bewegung vorwärts auch gerade ein Fortschritt zum Bessern sey, und eben so wenig, daß je schneller die Bewegung und Entwicklung im Leben eines Volks, desto förderlicher und wohlthätiger sie auf die Literatur wirken müsse. Auffallend rasche Veränderungen können eben sowohl Zeichen von der Schwäche, als von der Vollkräftigkeit eines Organismus seyn, wie die bunten Farben des herbstlichen Laubes die Vorboten der winterlichen Erstarrung sind. Der allzurasche Verlauf des politischen Lebensprozesses kann gar leicht, statt die Literatur zu heben, zu schwellen und zu kräftigen, die ihr bestimmten Kräfte verschlingen und sie verkümmern machen. Am förderlichsten möchte der Literatur, so weit ihr Gedeihen überhaupt von äußern Einflüssen abhängig ist, ein stetiger, gemäßigter Fortschritt des politischen Lebens seyn, dessen Grad freilich nicht genau bestimmt werden kann, wodurch auch die innere Gesundheit und Tüchtigkeit der literarischen Produktionen am ehesten verbürgt wird. Der vornehmste Theil der Literatur, die Poesie, beschäftigt sich zwar in ihren wichtigsten Gattungen, in Epos und Drama, hauptsächlich mit der Vergangenheit, und insofern könnte scheinen, daß das politische Vorwärtsschreiten eben keine wesentliche Bedingung ihres Gedeihens sey; aber ohne Zweifel wird eine lebendige Vergangenheit am besten in einer lebendigen Gegenwart begriffen, und die poetische Reproduktion muß, wie Anteus durch die Berührung seiner Mutter Erde seine Kraft stärkte, auf dem Boden einer kräftigenden Wirklichkeit stehen. Die Literatur eines Volks, einer Epoche wird zwar immer in der Vergangenheit wurzeln, aber der Stamm, die Aeste, die Blüthen gehören der Jetztzeit an und stehen unter dem Einflusse von dieser; und diejenige Literatur oder Poesie, die mit der Vergangenheit einen Götzendienst treibt, mit Verachtung und Vernachlässigung des Nächsten und der Gegenwart, wird wohl in sich selbst etwas Ungesundes und Untüchtiges haben. Dies gilt eben so von demjenigen Classicismus der modernen Zeit, der sich in die antike Weltanschauung mit sklavischer Abhängigkeit zurückversetzte,

den Olymp mit all seinen Göttern adoptirte und die zwischen dem Alterthum und der Neuzeit liegenden Jahrhunderte zu überspringen sich die Miene gab, als von einer einseitigen Romantik, die nur in den Gefühlen und Ideen des Mittelalters das Heil sah und dessen Legenden, Mystik, Mariakultus, Rittergeist u. s. w., mit einiger moderner Sentimentalität versetzt, wieder beleben wollte. Die Literatur ist oder soll seyn wie ein Januskopf, rückwärts, aber zugleich auch vorwärtsschauend, dabei aber soll sie doch vorwärts schreiten mit der übrigen Lebensentwicklung, und nie einem Stabilitätsprinzip einseitig huldigen.

Ist die Literatur aristokratisch oder demokratisch? Man kann erwiedern: es gibt eine aristokratische und eine demokratische Literatur; das ist aber nicht die Antwort auf die aufgeworfene Frage, welche den Sinn hat: ob die Literatur an sich, ihrem Wesen nach, diese oder jene Tendenz habe?

Die Anfänge der Literatur sind überall Poesien gewesen und zwar Poesien, die, aus dem innersten Bewußtseyn, den Lebensgewohnheiten, der Empfindungsweise, den wichtigsten Interessen des Volkes entsprungen, ob zwar von Einzelnen, höher Begabten in die poetische Form gefaßt, doch ihrem Inhalte nach gewissermaßen als ein Gesammtprodukt, als ein Gemeinbesitz des ganzen Volkes betrachtet werden konnten. Somit ist die Literatur in ihrem Ursprung populär oder demokratisch, wenn man sich dieses Ausdrucks der Kürze halber bedienen darf. Auch in den spätern Perioden der Geschichte eines Volks, wo die Unterschiede des Berufs, der Bildung, selbst der natürlichen Begabung, schärfer hervortreten, die Dichter und Schriftsteller sich von der Masse absondern und sich über sie erheben, wünscht natürlich Jeder, der die Gabe der Dichtung oder Erzählung besitzt, seine Stimme im möglichst großen Kreise erschallen zu lassen, das möglichst ausgebreitete Publikum für seinen Ruhm zu gewinnen. Die Zahl der Herzen, die er zu rühren oder zu begeistern vermag, ist für den Dichter der sicherste Maßstab seiner Macht, seines Talents, die wellenartige Ausbreitung seiner Poesien und seines Namens sein höchster Stolz. Dies wird immer das Natürliche bleiben; aber in der historischen Entwicklung der Völker haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß diese ursprüngliche Volksthümlichkeit der Literatur, als Poesie, hin und wieder sich in das Gegentheil verwandelt zu haben scheint. Von

der Masse des Volks hat sich überall in den modernen Staaten eine Aristokratie, theils des Blutes, theils des Reichthums, der Intelligenz und Bildung, abgesondert, die, wenigstens was die geistigen Interessen und Bestrebungen anbelangt, eigentlich das Volk vertritt oder bildet. Stand im Mittelalter der freie Adel der Masse der Hörigen und Leibeigenen gegenüber und behauptete sich, neben der Geistlichkeit, beinahe im Alleinbesitz aller höheren geistigen Bestrebungen; so schwang sich im Verlauf der Zeit der in den freien Städten ansässige Bürgerstand nach und nach zu gleicher und selbst zu höherer Bildung empor, als der im Krieg brutaler werdende, durch das Hofleben verdorbene und auf dem Lande verbauernde Adel; und heutzutage, wo so manche Vorurtheile über den Werth der Geburt und des Bluts verschwunden sind, wo in Deutschland (und noch mehr in Frankreich) in den wesentlichsten Rechten kein Unterschied der Stände mehr gilt, ist die Aristokratie der Bildung und Intelligenz durch eine weit schärfere Demarkationslinie von der Masse des niedern Volkes geschieden, als der Adel vom Bürgerstand. Zu der Zeit, wo der Adel die Nation war, wo, wie in Frankreich, der allmächtige Hof, die Majestät des Königs die Bedeutung des gesammten Volks verschlang, da kannte freilich die Literatur, die Poesie kein höheres Streben, keinen stolzeren Triumph, als den Beifall der Edlen, die Gunst und die Belohnung des Monarchen; der ritterliche Troubadour hätte den Beifall der Unebenbürtigen geringgeschätzt; und selbst noch ein Racine starb aus Verdruß und Kummer darüber, daß Louis XIV. einem seiner Stücke keinen Beifall gezollt hatte. Aber seitdem der Mittelstand mit den höheren und höchsten Ständen an Bildung und Intelligenz wetteifert und wohl gar sie übertrifft, hat auch die Literatur wieder ihren populären, volksthümlichen Charakter angenommen und streben die Dichter und Autoren (zwar allerdings, wenn es ihnen ums Gute und Treffliche Ernst ist, nach dem Beifall der Besten, aber auch) nach dem Beifall einer möglichst großen Anzahl, sie bemühen sich um ein ausgebreitetes Publikum, sie wünschen mit ihren Produktionen in den Kern des Volkes hinabzudringen, und dem Dichter unserer Tage z. B. ist es ohne Zweifel schmeichelhafter, wenn er ein Lied von sich im Mund eines gemeinen Mannes hört, als wenn fürstliche Personen ihr Wohlgefallen daran bezeugen. Das Patronat der eigentlichen Aristokratie zu Gunsten der Literatur hat, abgesehen von

einzelnen Fällen, in Deutschland so ziemlich aufgehört; an die Stelle der Mäcenasse ist das Publikum getreten — eine Masse, wo nicht von Millionen, doch von Hunderttausenden — welches freilich zur Bethätigung seines Beifalls und seiner Gunst nicht schenkt, sondern nur kauft, aber dessen Mittel zur Unterstützung der Literatur mittelst des Ankaufs der Bücher sehr groß, größer als die der reichsten Potentaten und Magnaten sind, und dem diese Art von Patronat nicht bloß Ehrensache, sondern Sache des Bedürfnisses ist. Der Kreis des literarischen Publikums überhaupt kann sich jetzt nur nach unten hin erweitern, und daß dies geschehen werde, scheinen auch viele Zeichen anzudeuten; die Buchhändler, die Vermittler der Produktion und der Consumtion, thun ihr Möglichstes, um durch wirklich oder scheinbar wohlfeile Ausgaben auch den Unbemittelteren den Ankauf von Büchern zu erleichtern, und die Autoren lassen sich mehr und mehr angelegen seyn, durch Verständlichkeit und Popularität der Darstellung sich innerhalb des geistigen Horizonts der weniger Gelehrten und Gebildeten zu halten. In so fern kann man sagen, die Literatur (in Deutschland) habe eine mehr demokratische als aristokratische Tendenz, und sie suche sich eine möglichst breite Basis zu geben.

Eine aristokratische Literatur, welche nur die Vornehmen und Großen zu ausübenden Jüngern oder zu beschützenden Gönnern und Pflegern hat, verfällt, wie die Literaturgeschichte zeigt, gar leicht ins Preziöse, Affektirte, Gezierte und Hohle; eine höfische Literatur trägt den Wurm in sich und die Servilität der Gesinnung wird, wenn sie auch das Genie nicht zu ersticken vermag, wenigstens seinen kühnsten und edelsten Flug lähmen und seine Reinheit beflecken. Der Literatur von entgegengesetzter Tendenz aber droht eine andere Klippe; sie kommt in Versuchung, wie jene dem Dünkel und Hochmuth der Vornehmen, so den unedeln Neigungen und Gesinnungen, dem Neid, der Eigenliebe, dem Haß und der Bosheit des großen Haufens zu schmeicheln, und so zur plebejischen Literatur im schlechten Sinne des Worts herabzusinken. Das Vermittelnde und Versöhnende zwischen diesen beiden Extremen wäre eine wahrhaft nationale Literatur, d. h. nicht etwa eine solche, welche sich ausschließlich oder vorzugsweise an das politische Bewußtseyn des Volkes wendete, sondern eine solche, welche weder ausschließlich die Bedürfnisse und Gelüste der dem Blut oder dem Geiste nach

Vornehmen zu befriedigen, noch dem rohen und gemeinen Geschmack des lesenden Pöbels zu schmeicheln sich vorsetzte; welche gleich weit vom Gesuchten und Raffinirten, wie vom Trivialen und Gemeinen abstände; welche Adel der Gesinnung und des Strebens mit Einfachheit und Anspruchlosigkeit des Auftretens, der Haltung und Darstellung verbände, und indem sie die Quintessenz des Strebens, Fühlens und Denkens der Nation in mannichfachen Formen verkörperte, einen Mittelpunkt für die verschiedensten Geister, vorausgesetzt, daß sie von tüchtiger Gesinnung und kräftiger Gesundheit seyen, bildete. Was die Jahrhunderte gethan haben, die Völker zu zerreißen, den Unterschied der Stände zu einer ungeheuern Kluft der Bildung, der Denkweise, der Bedürfnisse, der Empfindung zu erweitern: das kann man freilich der Literatur nicht zumuthen wieder gut zu machen und auszugleichen; die Millionen, die ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts essen, oder die am Morgen noch nicht wissen, wie sie sich am Abend sättigen werden — die um den täglichen Unterhalt ringen: sie haben freilich kein Ohr, kein Verständniß für die Musik und die Süßigkeit eines noch so köstlichen Liedes, dessen Sänger voll der reinsten Humanität ist; sie würden stumpf seyn gegen das patriotische Epos, gegen den volksthümlichsten Roman; aber welch ein ungeheures Echo haben doch wahrhaft nationale Dichter, als welche wir beispielsweise Beranger, Walter Scott, Schiller und Uhland nennen können, gefunden! Wie tief in die Nation sind sie hinabgedrungen, weil sie von dem Genius der Nation selbst gleichsam beseelt und geweiht sind!

Nunmehr haben wir auch vom Personal der Literatur zu sprechen, von den Individuen, deren Produktionen zusammen die Totalität der Literatur (in dem oben angegebenen, eingeschränkteren Sinne des Worts) bilden. Natürlich müssen wir uns hier sehr im Allgemeinen halten, denn die sogenannte „literarische Republik“ besteht aus den buntesten Elementen und die Skala derselben hat unzählig viele Abstufungen und Sprossen. Von einer Republik hat die literarische Republik hauptsächlich die Faktionen und das Prinzip des Ehrgeizes; die Patronate und Clientelen und die Freiheit (so weit nicht der Staat sich darein mischt) zu thun und zu treiben, was Jeder will, und eine persönliche Willkür und Unverantwortlichkeit, vermöge welcher jedem Individuum unverwehrt ist, es zu halten mit wem er will, zu verherrlichen und zu besingen, zu schmähen und zu

lästern, wen er mag, und auf die ehrwürdigsten, lorbeergekrönten Häupter, Lebende und Todte, seine Galle und seinen Geifer auszugießen, ohne deßhalb wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung zur Rechenschaft gezogen und etwa aus dem literarischen Gemeinwesen verbannt zu werden. Von Gemeinsamkeit des Strebens, von Gesetzlichkeit, von einer Verfolgung bestimmter Zwecke durch die Bemühungen Vieler und Aller ist in der literarischen Republik keine Rede; und so wenig herrscht in ihr Gemeingeist, daß ein Autor dem Andern, wenn er ihm nicht zufällig durch Uebereinstimmung des Strebens, der Gesinnung oder durch Bande der Freundschaft näher gebracht ist, bloß als einem Mitgliede derselben Gilde mit keiner besondern Aufmerksamkeit entgegenkommt. Die Eintheilung der bunten Legion der Schriftsteller läßt sich nach verschiednen Eintheilungsgründen und Momenten machen; man kann sie eintheilen nach den Fächern oder Materien der Literatur, womit sie sich beschäftigen, und da bekommen wir, außer den in Fachwissenschaften arbeitenden Gelehrten, folgende, nicht einmal erschöpfende, Klassen: dramatische, epische, lyrische Dichter, Roman- und Novellen-Dichter und Schreiber, Erzähler, im Gebiet der Geschichte und Politik Arbeitende, Memorienschreiber und Anekdotensammler, Jugendschriftsteller, Arbeiter an den belletristischen Tagesblättern bunten Inhalts, Reisebeschreiber, Kritiker, Plauderer, Uebersetzer von Poesie und Prosa, Compilatoren in allen Gebieten. Oder aber man nimmt zum Eintheilungsgrund das Talent, die Geschicklichkeit und den Fleiß — und dann, welche Unterschiede wieder zwischen den nach der vorigen Eintheilung in Eine Klasse fallenden Autoren! zwischen dem die Nation begeisternden Sänger und dem jämmerlichen Versmacher, zwischen dem Verfasser eines die Tiefen des Lebens und des Geistes aufschließenden Romans oder Drama's, und dem Verfertiger einer übelgeschriebnen, trivialen oder schmutzigen Geschichte, — eines gemeinen, jämmerlichen Schwankes, einer hölzernen, seynsollenden Komödie! zwischen dem Verfasser eines geist- und ideenreichen Aufsatzes über Politik und dem geistlosen Wiederkäuer politischer Neuigkeiten und Lügen; dem ernst zu Werk gehenden Kritiker und dem unwissenden und gewissenlosen Lobhudler oder Lästerer u. s. w. Oder man kann auch eintheilen nach den Motiven, die den Autor zur Schriftstellerei veranlassen; entweder ist es ein unüberwindlicher,

innerer Drang, eine aus Genie oder Talent entspringende Nothwendigkeit zu produciren, bald ist es Geschmack und Neigung, was Einen zur Literatur hinzieht, daß er die Schriftstellerei als eigentlichen Beruf oder als Nebenbeschäftigung treibt, bald ist es die wirkliche Noth, die Einem diesen Erwerbszweig anweist. — Dieser versteht sich zu pekuniären Opfern, um seine Eitelkeit befriedigt, seine Produkte, seinen Namen gedruckt zu sehen; Jener ist froh, immer ungenannt zu bleiben, wenn er nur mit seiner Feder etwas erwirbt; der Eine sucht durch seine Erzeugnisse ernstlich etwas Gutes zu stiften, die Ansichten aufzuklären, die Gefühle zu erwärmen und zu veredeln; der Andre hat seine Freude daran, Vorurtheile und schlechte Leidenschaften zu nähren. Bedenkt man nun, wie diese Eintheilungsgründe und Momente durcheinander laufen und sich kreuzen, so begreift man, welche bunte Mannigfaltigkeit in der literarischen Republik herrscht, und wie wenig Gleichförmigkeit und Eintracht in diesem Reiche ist! Der Schein der Einheit wird noch am meisten gerettet und vertreten durch die Buchhändler, welche vermöge der Organisation des deutschen Buchhandels, mehr als irgend ein andres Gewerbe Ein unter sich in beständigem, wechselseitigem Verkehr stehendes Ganze bilden, so daß in dem Laden des Sortimentsbuchhändlers Freund und Feind, Hohes und Niedriges, Edles und Gemeines, Dauerndes und Ephemeres, friedlich sich zusammenfinden und neben einander gestellt dem kauflustigen Publikum angeboten werden.

Die Buchhändler bilden die dritte bei der Literatur betheiligte Macht, neben den Autoren und dem Publikum. Es wäre höchst interessant, eine auf Thatsachen und Zahlen gegründete Darstellung, eine Art Statistik, zu bekommen von dem Einfluß, welchen die Autoren, die Buchhändler, das Publikum auf die Literatur und je unter sich auf einander, etwa in den letzten fünfzig oder siebzig Jahren in Deutschland geübt haben. In Ermanglung von genau ermittelten Thatsachen und Zahlen müssen wir uns auf Allgemeines beschränken. Offenbar und unbestreitbar ist, daß eine Wechselwirkung zwischen den drei Faktoren besteht, deren Anfang allerdings vorzugsweise in den Autoren zu suchen seyn mag. Die großen, das letzte Drittheil des vorigen Jahrhunderts zumeist verherrlichenden deutschen Schriftsteller und Dichter weckten in hohem Grade die Empfänglichkeit des Publikums; das vermehrte und elektrisirte

Publikum versprach und gewährte unternehmenden Verlegern der Werke jener berühmten Männer einen ausgezeichneten Erfolg; der große Erfolg weckte den Eifer und vermehrte die Concurrenz der Buchhändler; die gesteigerte Zahl und Unternehmungslust der Verleger vermehrte auch die Zahl und steigerte die Honorare der Autoren, und die unendlich gestiegene Zahl der neuen Bücher lockte und nährte die Leselust des Publikums. Die in gewaltigem Verhältniß wachsende Zahl der Leser machte es hinwieder den Buchhändlern möglich, bei Schriften, welchen sich ein ausgebreiteter Beifall prophezeien ließ, sehr große Auflagen und sehr niedrige Preise zu machen und gleichsam eine Concurrenz der Wohlfeilheit zu eröffnen. Dies konnte für das Publikum recht nützlich seyn, war es aber durchaus nicht immer; der Spekulationsgeist fing an, eine allzugroße Rolle bei den buchhändlerischen Unternehmungen zu spielen; Verleger begannen, selbst die Plane zu Büchern und literarischen Instituten zu entwerfen — mitunter mit glücklichem Takt, mit noblem Sinn, mit geschickter Wahl der Autoren und Gegenstände und mit glänzendem Erfolg — oft aber auch ohne alle Sachkenntniß, einzig beherrscht von dem Streben, schnell einen reichen Gewinn zu machen, unbekümmert um den innern Werth der pompös angekündigten, oft nur dem Scheine nach spottwohlfeilen, Werke, deren Ausarbeitung, Bearbeitung oder Compilation fast im Abstreich an den Wenigstnehmenden übertragen wurde. Unmöglich konnte bei einem Verfahren dieser Art die Würde der Literatur, das Ansehen der Autoren, der Geschmack und die Bildung des Publikums gewinnen.

In ein solches totales Abhängigkeitsverhältniß von Buchhändlern und Publikum konnten freilich nur die Dii minorum und minimarum gentium unter den Autoren treten, und man könnte nach diesem Moment noch eine andre Eintheilung der Autoren machen, in solche, welche in ihren Produktionen frei ihrer eignen Neigung, der eignen Ueberzeugung und dem eignen Geschmack folgen, die, wenn sie durchdringen, das Publikum beherrschen und nach ihrem Sinne bilden, und in solche, welche in ihren literarischen Arbeiten abhängig sind entweder von dem Willen und Auftrag des Buchhändlers, oder von dem Geschmack und der Laune des Publikums, als dessen maitres de plaisir sie sich betrachten, statt, wie es der Würde der Literatur geziemt, als seine Bildner

und Lehrer. Aus dem maître de plaisir wird gar leicht etwas noch Schlimmeres, — ein Verführer und Vergifter der Sitten, und die Literatur, zu deren Orden sich auch solche unwürdige Mitglieder, und zwar oft mit der widerlichsten Anmaßung und Aufdringlichkeit zählen, wird durch ihre Schuld mit den Wehklagen und Verwünschungen mancher Redlichgesinnten beladen, welche Vortheil und Nachtheil nicht gegen einander abzuwägen im Stande sind. Aufs bitterste wird beklagt, daß die Literatur zu einem eigentlichen Erwerbszweig, zu einer Profession geworden sei, und der in seiner jetzigen Gestalt nur durch die Druckerpresse möglich gemachte Buchhandel für die Existenz der bei weitem überwiegenden Anzahl von Schriften verantwortlich gemacht und gescholten, die einzig in der Aussicht auf Publikation durch den Druck den Grund ihrer Entstehung haben.

Die unstreitig gerechten Klagen über die eigentlich schlechte, d. h. verderbliche Literatur führen uns nun zu den Beschwerden und Anfechtungen, die man von verschiednen Seiten gegen die Literatur überhaupt (in dem hier angenommenen Sinne) vorgebracht hat. Ausschließliche Realisten, zelotische Fromme und moralische Rigoristen verwerfen und verdammen diese ganze Literatur als überflüssig, unnütz, entnervend, und während sie dem Frommen als zu weltlich erscheint, wird sie von dem Realisten als überhirnig und unpraktisch verachtet. Die Einen sagen: sie zieht den Menschen von Gott; die Andern: sie zieht ihn von nützlicher und gewinnreicher Arbeit; die Dritten: sie zieht ihn vom sittlichen Handeln ab. Alle stimmen überein: sie mache die Menschen faul und untüchtig, fülle ihnen den Kopf mit phantastischen Grillen und Bildern, mit hohlem, leerem Zeuge an, nähre krankhafte Gefühle und Leidenschaften und führe am Ende wohl gar zur Liederlichkeit, zur Verrücktheit, zum Selbstmord. Nur etwa ein an Geistliches streifendes Gedicht würde der Fromme, moralische Erzählungen der Moralist, und Reisebeschreibungen der Realist gelten lassen.

Diese Anklagen gegen die Literatur, wiewohl einseitig und von einem beschränkten Standpunkte aus erhoben, sind doch nicht ohne Gewicht und enthalten manches Wahre. Die Gegner der Literatur könnten auch eine achtunggebietende Autorität für ihre Ansicht anführen, wir meinen den Platon, der aus seinem Staat die Dichter verbannt wissen wollte, welchen er gewiß so ziemlich alle

Autoren, deren Erzeugnisse unter den Begriff der Literatur in unserm Sinne fallen, zugesellt hätte. Platon wollte nämlich in seinem, aus lauter rüstigen und tüchtigen, zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Tugenden (zu theoretischer und praktischer Philosophie) heranzubildenden Männern und Jünglingen bestehenden, griechisch-idealen Staate alles nur auf den Schein, auf die Nachahmung Berechnete, alles des wahren Ernsts und Wesens Ermangelnde in Kunst, Poesie, Musik ausgeschlossen und verbannt wissen, weil der Nachbildner nichts der Rede Werthes versteht von dem, was er nachbildet, sondern die Nachbildung eben nur Spiel ist und kein Ernst; von den Tonarten wollte er nur die dorische und phrygische, als die Krieger zur Tapferkeit begeisternd, von den Dichtern nur die Strengeren und weniger Anmuthigeren, zulassen, mit Verbannung Alles dessen, was die Bürger zur Schlaffheit, Trägheit, Weichlichkeit und Vielthuerei verleiten müßte. Ein Erklärer Platons bemerkt darüber: „daß die Dichtkunst Unkundige berückt und täuscht, macht ihr Platon zum Vorwurf; und es wird nicht geläugnet werden können, daß die große Mehrzahl der Menschen über das richtige Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit nie ins Klare kommt, ja sogar auch das nicht, daß die Dichtkunst eine Menge verworrener Leute nur noch mehr verwirrt, und darum auch die unphilosophische Menge, die Frauen und die Jugend am meisten hinzureißen pflegt,“* und wir müssen dieß zugeben; wir können mit Bestimmtheit annehmen, daß, da in der Unterhaltungsliteratur die eigentliche Poesie wohl noch das tüchtigste Element ausmacht, gegenüber von so vielem „Lesefutter,“ der Verdammungsspruch des griechischen Philosophen, welcher sich ja nicht bloß darauf gründete, daß die Poesie, als Nachahmung, soweit von der Idee abstehe, sondern auch darauf, daß sie Vielthuerei, Weichlichkeit und Schlaffheit erzeuge, aus pädagogischen und ethischen Gründen, nahezu Alles unter dem Namen Literatur Befaßte getroffen haben würde. Was sollen wir zu den, mit einer solchen Autorität verstärkten Beschwerden und Anklagen der oben bezeichneten Parteien gegen die Literatur sagen?

Erstlich läßt sich bezweifeln, ob es dem Platon, bei seiner bekannten ironischen Weise, mit diesem seinem Verdammungsspruch

---

* A. Ruge's platonische Aesthetik. S. 180.

gegen die Poesie, so wie mit seinem oben angeführten Paradoxon über die Nachtheile der Erfindung der Buchstabenschrift, so ganz voller Ernst gewesen sei? Gerade das Uebertriebene in seinem Dichterhaß, mit dem er besonders den Homer verfolgt und verspottet, welchen er selbst gewiß ungern würde aufgeopfert und aus dem Gedächtniß der Nation vertilgt haben, und die prosaische Sophistik, womit er in der Poesie nur Schein und Nachahmung finden will, führen zu der Annahme, daß er in solchen Aeußerungen noch nicht sein letztes Wort ausgesprochen. Sodann ist wohl zu beherzigen, daß die der Literatur schuld gegebenen nachtheiligen Wirkungen zu einem sehr großen Theil dem Mißbrauch zur Last fällt, der bei der Benützung und dem Genuß ihrer Produktionen statt findet. Daß die Lektüre hinsichtlich der Wahl der Bücher so unzweckmäßig, in ihrer Methode so leichtsinnig und genußsüchtig, in ihrem Umfang so unmäßig und heißhungrig zu sein pflegt — das ist gewiß ein weit größerer Uebelstand als die Beschaffenheit der Bücher selbst. Daß die Literatur, namentlich die deutsche, nur dabei gewinnen würde, wenn die Hälfte oder drei Viertheile ihrer Masse, nämlich die Hefe, von ihr genommen werden könnten, geben wir gerne zu; aber jene Eiferer gegen die Literatur würden sich auch dabei nicht beruhigen, sondern am liebsten würden sie sie ganz, als eine schädliche Wucher- und Schmarotzerpflanze, mit Stumpf und Stiel ausgerottet sehen. Ehe wir zugäben und billigten, daß man dem Ueberhandnehmen der Literatur mit polizeilichen Gewaltmitteln entgegenträte, daß man nicht nur aus Gründen politischer Gefährlichkeit und Vergiftung der Sitten, sondern auch wegen zu geringen Gehalts, schlechten Styl's u. dgl. den Büchern die Existenz verweigerte, wollen wir doch lieber die ganze Sündfluth einbrechen lassen, die sich ja am Ende doch auch verlaufen wird. Nicht einmal dem vielleicht wohlgemeinten und beifallswerth scheinenden Wunsche, der übrigens nie realisirt werden könnte, möchten wir beitreten: daß nur diejenigen literarischen Erzeugnisse in Umlauf kommen sollten, welche nicht durch die Aussicht auf die Verbreitung durch den Druck hervorgerufen worden, welche mithin mehr aus einer gewissen innern Neigung und Nothwendigkeit entsprungen seien und darum in einem höhern Grade die Berechtigung zum Dasein anzusprechen haben, die übrigen dagegen, als künstlich herangezogene und entwickelte Treibhauspflanzen, gar nie hätten ans

Licht treten sollten, und von Rechtswegen der Vernichtung verfallen seyen. Allerdings würden in die erstere Klasse die edelsten und freisten Produktionen, namentlich im Gebiete der Poesie, fallen, diejenigen Erzeugnisse, die als die gereiftesten Früchte von den begabtesten Geistern von selbst sich ablösen, und in welchen die Lebenskraft des Genius fortwaltet; aber einerseits würde man doch auch noch Manches in der Literatur behalten, was ihr wenig Ehre und Gewinn brächte; denn nicht nur in den trefflichsten, ihrer Kraft bewußten Geistern ist der Trieb zur Produktion so stark, daß er ohne alle andre Absicht und Berechnung in Erzeugnissen sich bethätigt, sondern auch mittelmäßige, ja schwache Geister glauben oft einen unwiderstehlichen Beruf und Drang in sich zu verspüren zur Produktion von Poesie oder von Prosa; dies jedoch wäre immer noch das kleinere Uebel; aber andrerseits würde ohne die Aussicht und Möglichkeit der Verbreitung durch den Druck sehr viel Gutes und Treffliches in der Literatur ungeschrieben bleiben. Um einen Fall anzuführen, der freilich nicht ins Gebiet der Literatur in unserm Sinn gehört: würde sich wohl Luther zur Verdeutschung der ganzen Bibel entschlossen haben, wenn er nicht hätte hoffen können, sie mittelst des Drucks in die Hände des Volks zu geben? Was in diesem Falle die fromme Menschenliebe wirkte, das wirken bei Andern nicht selten weniger edle, darum aber noch keineswegs verwerfliche Motive. Schiller z. B. schreibt irgendwo, er müsse, um bestehen zu können, jährlich ein Drama schreiben. Man kann diese Nothwendigkeit, diesen aus den Verhältnissen entspringenden Zwang zum Dichten beklagen, man mag den edeln Dichter bedauern, daß er so seine Kräfte, seinen Lebensgenuß, vielleicht sein Leben selbst opferte: aber im Interesse der Literatur kann man gewiß nicht wünschen, daß irgend eines seiner Stücke wäre ungeschrieben geblieben. In vielen andern Fällen ist nicht diese so dringende äußere Nöthigung, wohl aber ein die Produktionslust erhöhender oder herausfordernder äußerer Reiz, durch die Aussicht auf den Druck des Producirten, vorhanden und wirksam; und soll man es tadeln oder beklagen, wenn entweder die Aussicht auf einen nicht unrühmlichen Erwerb, oder auf einen zu gewinnenden Namen, auf den Beifall und die Gunst der Menschen, den, der etwas Tüchtiges und Liebliches zu produciren im Stande ist, aber ohne jenen Sporn nicht zur wirklichen

Ausführung gekommen wäre, vollends bestimmt, seine Kräfte anzustrengen und zu koncentriren, oder das ganz freiwillig entstandene Fragment zu einem fertigen, ansprechenden Ganzen abzurunden? Gegen eine gewisse, oft selbst dem tüchtigen Talent anhaftende, der Produktion hinderliche Trägheit, bildet die Liebe zum Ruhm oder auch die Eitelkeit manchmal ein ganz heilsames Gegengewicht, und das äußere Bedürfniß wird zwar oft die Stelle der Muse oder der Minerva schlecht genug vertreten, aber doch manchmal den Leichtsinn und die Flüchtigkeit bannen und nöthigen, bessern und höhern Eingebungen zu horchen.

Wir haben aber den gegen die Literatur eifernden Realisten, Frommen und Moralisten noch etwas genauer zu antworten und Rede zu stehen; wir haben die Würde und Bedeutung, ja die Existenz der Literatur gegen sie zu vertheidigen. Den Anwalt eines sehr großen Theils der Literatur, so wie sie in Deutschland jetzt ist, möchten wir freilich nicht machen, und geben gern zu, daß es mit der Würde und Bedeutung von vielleicht drei Viertheilen derselben übel beschaffen ist; aber wer mit freierem und umfassenderem Blick die Erscheinungen des Lebens zu betrachten vermag, wer nicht immer nur bei dem Einzelnen, an sich Unerfreulichen und wohl auch Verwerflichen haftet, wer einen größern Zusammenhang sucht und die Gesetze und Symptome der Entwicklung nicht verkennt, weiß sich auch über die unlieblichen und widerlichen Erscheinungen, über die Mißgestalten und Verkrüpplungen im Gebiete der Literatur zu trösten und zu beruhigen. Das Große, Schöne, Vollendete ersteht nirgends auf einen Schlag, getrennt von allem Kleinlichen, Rohen, Verfehlten; kein Wald besteht einzig aus lauter gleich stattlichen Eichen; so steigt auch in der Literatur das Große, Gediegene, Meisterhafte erst aus einer Menge von roheren Anfängen empor; selbst das scheinbar Plötzliche und Unvorbereitete ist nicht über Nacht gewachsen, obschon vielleicht sehr rasch zur Blüthe aufgebrochen; so darf man sich nicht wundern oder allzu sehr betrüben, wenn auch in der Literatur das Edle und Gediegene in der wimmelnden Umgebung von Fehlversuchen, von rohen Nachahmungen von Caricaturen und Verkrüpplungen auftritt. Die mit den einzelnen neuen Erscheinungen der Literatur sich befassende Kritik thut wohl daran, alle ihre Schwächen und Sünden, das Kleinliche, das Rohe, das Uebertriebene, das Unnatürliche, das Raffinirte, das

Widerliche und Verderbliche daran schonungslos zu rügen; die Pflicht der Pädagogen im weitesten Sinne, d. h. aller derjenigen, welche auf die Erziehung und Bildung Einzelner oder Vieler im ganzen Verlauf des Lebens einen Einfluß ausüben können, ist es, vor der Lektüre seichter, unerquicklicher, werthloser, roher und verderblicher Bücher zu warnen, auf die lebenskräftigen, originellen, durchdachten und durchempfundnen hinzuweisen, und so zur Anerkennung des Ursprünglichen und Trefflichen, zur Verdrängung des Gemeinen und Hohlen kräftigst beizutragen: betrachtet man aber die Literatur als ein Ganzes, das sich allmählig und nach natürlichen Gesetzen entwickelt, so urtheilt man weniger streng, oder doch ohne Erbitterung über das Mittelmäßige und Geringe, welches immer das Treffliche umwuchert, aber auch immer von ihm überragt wird.

Als eine Wucher- und Schmarotzerpflanze erscheint nun aber die ganze Literatur ihren oben bezeichneten Gegnern, weil sie nicht dem Nutzen, der Gottseligkeit und dem sittlichen Handeln diene. Hier handelt es sich freilich um die gesammte Welt- und Lebensanschauung, und wir können kaum hoffen, eine solche Differenz auszugleichen. Wir müßten uns in eine Erörterung darüber einlassen: Was ist das Höchste im Leben? was ist die Bestimmung des Menschen? und dies läßt sich nicht in der Kürze abmachen. Jene drei Arten von Gegnern sind übrigens unter sich sonst durchaus nicht einig, sondern nur in ihrer Feindschaft gegen die Literatur; der consequente Realist, dem das leibliche Behagen, das irdische Wohlseyn der Einzelnen, und wenn er einige Philanthropie besitzt, der Menschheit, das Höchste ist, will von der Gottseligkeit nichts wissen, sieht die Religion für Phantasterei an, wie die Poesie, und läßt die Moral hauptsächlich wegen ihres praktischen Vortheils für die Ordnung und das Wohlseyn der Gesellschaft gelten. Er haßt die Literatur weniger, als daß er sie geringschätzt.

Der Moralist mißtraut der Literatur, der Poesie; er wittert überall darin eine Verführung zur Unsittlichkeit, mindestens zur sittlichen Trägheit und Gleichgültigkeit gegen die Tugend und die Pflicht; er erblickt im Schönen gern eine Beschönigung des Lasters, und das Reich der Poesie und Literatur ist ihm ein Reich des Scheins und der Täuschung.

Dem Frommen ist der Dienst der Poesie ein Götzendienst, sofern nicht gerade geistliche Lieder oder Messiaden gedichtet werden; die weltliche Poesie und Literatur rechnet er insgesammt zu den unnützen Worten, für welche dereinst Rechenschaft abzulegen sey; das Schöne reducirt er auf die Sinnlichkeit und Sünde.

Dem Realisten kann, nach seinem Standpunkt, erwidert werden: er habe keinen Grund, die Literatur anzufeinden, wenn sie einerseits ihren Mann nähre und andrerseits die Summe der Genüsse des Publikums vermehre, worüber doch dies selbst nach seinem Geschmack urtheilen muß; dem Realisten ist nicht die Arbeit, sondern das durch die Arbeit zu erzielende Wohlseyn, der Genuß, das Ziel seines Strebens; sein Ideal ist: bei einem Minimum von Arbeit ein Maximum von Genuß; und was hätte er dagegen einzuwenden, wenn die ganze Menschheit gut gekleidet und köstlich schmausend, auch eine Freude, einen Genuß am Lesen, an der Literatur fände?

Bei den beiden Andern handelt es sich um einen angeblichen Widerstreit geistiger Faktoren: nämlich des Schönen mit dem Guten oder Sittlichen, und mit dem Göttlichen. (Platon behauptet auch den Widerstreit der Dichtung, des nur Scheinenden, mit der Wahrheit.) Es verräth große Beschränktheit, wenn man, was nicht identisch ist und sich deckt, sofort für absolut einander widersprechend erklärt, wenn man durchaus die Vermittlung des Schönen und des Guten, des Schönen und des Göttlichen, des Schönen und des Wahren läugnet, weil die unmittelbaren Erscheinungsformen verschieden sind, und Wer würde nicht denjenigen einen abgeschmackten Narren nennen, der z. B. Jesum der Lüge beschuldigte, weil er in seinen Parabeln Ereignisse, die in der Wirklichkeit nicht statt hatten, als geschehen erzählt, um eine Wahrheit zu veranschaulichen? Freilich ist nicht bei jeder Poesie ebenso wie bei einer Parabel oder Fabel die Absicht die: eine bestimmte Wahrheit oder Lehre, eine Moral zu veranschaulichen und einzuschärfen; aber die menschliche Natur ist auch nicht so beschaffen, daß sie immer nur nach reinen Erkenntnissen verlangte, daß sie immer nur durch Bestimmung des reinsittlichen Willens zum Handeln angeregt werden müßte, oder nur in der beständigen Fixirung auf das Ueberirdische und Göttliche ihre Bestimmung erfüllte. Was man mit den Namen Phantasie und Gemüth bezeichnet, der Geschmack und der

Schönheitssinn bilden auch ein integrirendes Element des menschlischen Wesens; sie sind der Bildung, der Veredlung in einem unendlichen Grade fähig, sie verschmelzen in ihrer Vollendung und Reinheit mit dem Wahrheitssinn, mit dem sittlichen, ja selbst mit dem religiösen Gefühl zu einer untrennbaren Einheit, und der Gipfel der ästhetischen Bildung läßt sich ohne einen lebendigen Sinn für Wahrheit und Güte nicht einmal erreichen. Wir möchten nicht behaupten, die Wahrheit solle dadurch, daß sie im Gewande der Schönheit auftrete, sich geneigte und gefällige Aufnahme erschmeicheln, und die Tugend solle, statt an den Willen sich zu wenden und die Sehnen der Mannhaftigkeit zu spannen, als gewinnende Grazie sich empfehlen; wir hielten es für bedenklich und gewagt, die ästhetische Bildung und Weltanschauung zur Basis aller moralischen und intellektuellen Bildung zu machen, die Literatur zur einzigen Schule der Weisheit und Sittlichkeit zu erklären, und aufs Theater z. B. hinzuweisen, als auf die Veranschaulichung der Gesetze der Weltgeschichte; nicht allein aus Bildern und Fiktionen, und wären es die genialesten und trefflichsten, lernt man die Wahrheit, den Sinn und die Aufgaben des Lebens kennen, und nie kann die Literatur den Mangel einer kräftigen, gesunden und großen Wirklichkeit ersetzen und vergüten: aber die letzte Vollendung, eine Art Weihe, kann die ästhetische Bildung, die Bekanntschaft mit der Literatur und Poesie der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung geben, sie kann die Kenntnisse und Einsichten lebendiger machen, die verschiednen Elemente und Sphären der Bildung auf eine gefällige und harmonische Weise verbinden, Gefühl und Anschauung kräftiger wecken, das allgemein menschliche Bewußtseyn erweitern, in einer engen Sphäre des Wirkens und Daseyns die Aussicht in größere und erhabnere gewähren, in der Monotonie des alltäglichen Lebens einen kühnen und frischen, vom Gemeinen nicht zu überwältigenden Sinn nähren, für manche Entbehrungen einen idealen Ersatz bieten und die Seele in die schmerzstillenden Wellen der Schönheit und Begeisterung tauchen. Das Alles kann die Literatur, wenn sie Heroen aufzuweisen hat wie die deutsche — und will man ihr noch im Ernst vorwerfen, daß sie unnütz, entnervend, für Sittlichkeit und Religiosität nachtheilig wirke?

Und endlich haben wir noch die Literatur von einer Seite zu ~trachten, von welcher sie eine neue Bedeutung, eine unendliche

Wichtigkeit erhält. Die Literatur eines Volks, jenen Begriff in seinem höchsten Sinn genommen, so daß darunter die edelsten, dauerndsten, vorzüglich die poetischen Erzeugnisse seines Genius begriffen sind, ist für eine Nation ein kostbarer Schatz, und zwar kein todter und unfruchtbarer, sondern ein lebendiger, eine immer und Allen zugängliche Quelle nicht bloß des individuellen Genusses, nein! nährend auch das erhebende Selbstbewußtseyn der Nation, ihren gerechten und edeln Stolz auf die Geister, die in ihrer Mitte erstanden, in ihren Schöpfungen ihre Sprache verherrlicht und bereichert haben. Die Sprache ist es, die die Nationen verbindet und ihre organische Einheit repräsentirt, und der Werth dieses Allen gemeinsamen Besitzes steigert sich unendlich durch die aus diesem Material erbauten geistigen Denkmale der großen Dichter; so übt die Literatur eine bindende Kraft, die sich mit den Jahrhunderten verstärkt, und der Engländer, der freilich auch sonst Grund hat, auf sein Heimathland stolz und ihm anhänglich zu seyn, fühlt gewiß sein Herz auch darum noch inniger verwachsen mit der Gesammtheit und dem Genius seines Volkes, weil der größte, vor zwei Jahrhunderten gestorbne Dichter der neuen und vielleicht aller Zeit, dessen Echo noch heute ganz England und Europa ist, ein Britte war, und den Schatz der Literatur Englands ebenso sehr zum reichsten an köstlichen Edelsteinen machte, als seine Krone und Schatzkammer es an Juwelen und Gold sind. Und wir Deutsche — haben wir Ursache, unserer Literatur, so wie sie seit etwa sechzig Jahren sich gestaltet hat, uns zu schämen? Kann man verkennen, daß das Beste und Gediegenste mit immer tiefern und kräftigeren Wurzeln in den Kern der Nation hinabdringt, und, während die Ephemeren der Tagesliteratur in Massen kommen und verschwinden, einen Augenblick die altehrwürdigen Namen in Vergessenheit zu bringen drohen und im nächsten Augenblick verdorren wie Gras, — in aller Stille mehr und mehr Boden gewinnt? Die Klagen über die überhandnehmende Frivolität in der Literatur, über schwindelhafte Spekulationen von Buchhändlern, über schmähliche Abhängigkeit der Autoren von dem corrupten Geschmack eines blasirten Theils des Publikums und manche andre Uebelstände mögen im Allgemeinen nicht unbegründet seyn; aber so lange man sich überzeugt halten darf, daß der Grundstock des Guten doch im Wachsen begriffen ist, so lange

die Herolde und Bewundrer des Frivolen und Schlechten die Freunde des Gediegenen und Guten zwar überschreien aber nicht überreden; so lange die kecken Prahlereien anmaßender Neuerer wie Wasserblasen zerspringen und ihre listigen Anläufe gegen erprobte Ehrennamen und Koryphäen ein lächerliches Ende nehmen: so lange darf man auch wegen des Gedeihens und der Lebenskraft der deutschen Literatur unbesorgt seyn, und zuversichtlich hoffen, daß sie in ihrer nationalen Bedeutung ein an Wirksamkeit sich stets verstärkendes Ferment deutschen Gemeinsinns und eines das Volk ehrenden Nationalgefühls bleiben werde.

G. P.

Die Stellung Kants zur Philosophie vor ihm und nach ihm.

Wenn wir in tiefer Winternacht bei eingetretenem Thauwetter, nach anhaltendem Frost, einsam aufgeblieben sind bei stillen Studien, dann bemächtigt sich unserer Seele eine eigenthümliche Stillung aller Gedanken und Empfindungen. Der allgemeine Schlaf, welcher alle übrigen Lebenden gefesselt hält, lagert sich um uns herum wie ein Zelt aus schwarzer Seide, und umfängt uns wie eine mysteriöse Hütte wunderbarer Sicherheit. Die brennenden Farben unserer Gefühle werden dunkler und matter, und spielen nur gleich leisen farbigen Schatten auf unserer Vorstellungswelt. Die Maschinerie unserer Gedanken, welche sich am Tage umhertrieb gleich einem Uhrwerk in heftiger Arbeit, läßt nach und behält nur noch eine leise Schwebung übrig, gleich der Schwebung der Magnetnadel über ihrem Ruhepunkt. Die ganze Welt rückt uns ferner; durch jeden schauernden Zug des Nachtlüftchens wird sie uns entfremdeter. Unser Denken wird zu einem Zweifel an ihrer Existenz. Draußen erblicken wir alle Gegenstände in schwarzen Flor gehüllt, nicht unterscheidbar von der Nacht, die vom Himmel herabquillt, und den Raum gleich einem unermeßlichen Meere mit einer schwarzen Wogenfluth durchdringt. Die Uhr, mit ihren gleichmäßigen Perpendikelschlägen, scheint nicht mehr ein Entstehen und Vergehen, sondern nur eine einfache Zeitdauer, ohne Abwechselung, anzuzeigen, in welcher als unauslöschliche, aber matt glimmende Funken die Sterne des unendlichen Abgrunds schimmern, unter ihnen der Stern meiner nächtlichen Kerze und der Stern meines denkenden Bewußtseyns. Und in dieser

Anschauung verlernen meine Gedanken das Zeitliche und wenden sich auf das Ewige. Ihre Magnetnadel, nachdem sie eine Zeit lang, wie von Stößen eines unsicher gehenden Schiffs, geschaudert, beruhigt sich nun, und wendet sich mit Entschiedenheit unbeweglich auf einen verborgenen Polarstern, der uns zieht, ohne daß wir ihn fassen, der unsere Gedanken unabwendbar auf sich richtet, ohne daß wir ihn sehen. — Dies ist die Stimmung, in welche uns das anhaltende Studium des Kantischen Systems versetzt.

Denn die Kantische Philosophie erregt uns auch einen Zweifel an der Gewißheit der sinnlichen Existenz und der Welt, und geht darauf aus, unsere Gedanken zu einer anderen Ordnung der Dinge zu gewöhnen, in welcher zwar die Reize der empirischen Weltordnung sich großentheils in eine fahle Nacht verlieren, dafür aber ein entgegengesetzter Seelenreiz hervortritt durch die stärker empfundene Würde unserer moralischen und gesetzgebenden Vernunft. Kant raubt dieser Vernunft hundert Interessen, wodurch sie bei andern Lehrern der Moral in Spannung erhalten wird. Er macht ihr weder, wie Fichte, den Kampf mit der Außenwelt zur ritterlichen Aufgabe, noch läßt er sie mit wolfischer Emsigkeit nach äußeren und inneren Vollkommenheiten trachten; weder daß er ihr mit Hegel Ideale des Staats-, Gesellschafts- und Familienlebens zur Erringung und Darstellung vorhielte, noch ihr die Kränze zeigte, welche beim Laufen in den Rennbahnen des weltgeschichtlichen Prozesses zu erreichen sind. Eben so sehr wird der sich getäuscht sehen, welcher bei ihm Entflammung für ein religiöses System sucht, worin ihn Schelling, oder für ein politisches System, worin ihn Fichte übertrifft. Alles dieses sind Interessen des Tages, die wir uns gefallen lassen müssen, in den dunkeln Brunnen der Vergessenheit als unwichtig herabfallen zu sehen, indem sich Kant erkühnt, für all dieses Weggeworfene uns vollständigen Ersatz zu bieten in einem einzigen schlichten Willensakt, in dem Willen, uns einzig und allein dem abstrakten Gesetz unserer praktischen Vernunft, welches P f l i c h t heißt, zu unterwerfen. Er schärft dieses Gesetz dadurch, daß er von der strengen Pflicht als solcher die Zuthaten sorgfältig absondert, womit Philosophen alter und neuer Zeit dieselbe zu verbrämen und einschmeichelnder zu machen suchten, indem sie theils auf die wohlthätigen Folgen einer strengen Pflichterfüllung das hauptsächlichste Gewicht legten, theils neben dem reinen Moralgesetz noch gewisse Ideale einer

außerordentlichen Seelengröße, oder den Schwung einer Begeisterung für diese oder jene Lebenszwecke als Motive der Pflichterfüllung gelten ließen. Kant hingegen nannte die Ideale solcher eklatanter Tugenden, welche den Menschen groß und mächtig machen, dafür aber auch viele grausame und blutige Opfer fordern, die Blendlaternen des Lebens, welche mit ihren trüglichen und sinnlichen Scheinen die praktische Vernunft vom geraden Wege ablenken und in Sümpfe locken; er verglich die, welche ihren schimmernden Scheinen als etwas Wesenhaftem folgen, denen, welche bunt schillernden Seifenblasen nachlaufen.

Dies ist die Stimmung der praktischen Philosophie Kants, welche übereinkommt mit jener Stimmung der tiefen stillen Mitternacht, wenn das Geräusch des Tages mit seinem Glanze und seinem Prunk wie ein untergesunkenes Leben hinter uns verbraust ist, und wir in eine ruhige und kühle Betrachtung sinken, in welcher der geniale Tugendglanz eben so sehr bei uns im Preise sinkt, als eine treue und ausnahmslose Pflichterfüllung in demselben steigt, verbunden mit dem süßen Bewußtseyn, Niemanden anders gehorcht zu haben, als dem Imperativ der eigenen praktischen Vernunft.

Aber der durch Kant eröffnete Weg des Denkens fesselt nicht allein in so hohem Grade durch diese Tiefe der Anschauung, zu der er führt, durch diese Wunderbarkeit des Standpunkts, auf welchen er bringt, sondern der durch ihn gefundene Kreis neuer philosophischer Begriffe ist zu einem Gemeingut geworden, an welchem wir Alle, theils mit Wissen, noch viel mehr aber unbewußter Weise zehren. Kein Gebildeter ist heutzutage von Kantischen Einflüssen in seinem Denken frei zu nennen; sie sind vorhanden, oft selbst ohne daß wir uns ihrer im entferntesten bewußt sind. Gebrauchen wir z. B. nicht alle Tage die Kategorien von Subjektiv und Objektiv mit großer Geläufigkeit und instinktartiger Feinheit, ohne gewöhnlich daran zu denken, daß dies unmöglich seyn würde, wenn Kant nicht diese Begriffe durch seine Vernunftkritik zu einer solchen philosophischen Tiefe und praktischen Anwendbarkeit erst langsam heraus präparirt hätte? Wir urtheilen z. B. von Goethe, daß bei ihm die objektive, von Jean Paul, daß bei ihm die subjektive Auffassung vorherrscht, und haben, indem wir diesen Unterschied auf hundertfältige Weise an den Werken dieser Dichter denkend

durchzuspielen wissen, dadurch das Bewußtseyn einer erworbenen Verstandesstärke, welche nicht bloß Eigenthum Einzelner, sondern ein sich durch die Literatur verbreitendes Allgemeingut geworden ist. Den Wenigsten fällt freilich hierbei die erste Quelle ein, aus welcher Schelling und Andere, welche die Kategorien von Subjekt und Objekt im Kantischen Sinne zuerst ins populäre Denken einführten, dieselben schöpften. Wir sind ferner gewohnt, bei einem vorliegenden Ereigniß nach dem Begriff zu forschen, welcher sich darin entwickelt, denken aber wohl kaum jemals daran, daß die Neueren, welche diese Methode ins populäre Denken einführten, und auf Geschichte, Theologie u. s. w. anwandten, den ersten Anstoß zu solchem Verfahren durch Kant bekamen, indem sie auf das Verhältniß reflektirten, welches er in der Vernunftkritik zwischen Begriffen und sinnlichen Erscheinungen festsetzt. Und auf ähnliche Art wachsen fast alle Begriffe, welche aus den neueren philosophischen Entwickelungen in Deutschland in das allgemeinere Bewußtseyn eingeflossen sind, aus dem Kantischen System, als ihrer Wurzel. Und so ist das Denken gegenwärtiger Zeit als ganz und gar von Kantischen Kategorien durchdrungen anzunehmen, ganz zu schweigen von den vielverbreiteten Theorien, welche sich ausdrücklich unter seinem Namen von ihm herschreiben, und auch in ihrer ursprünglichen Gestalt noch keineswegs untergegangen sind. Das Bewußtseyn dieser Zeit hat sich allmählig in eine neue, aus dem Kantischen System ursprünglich entsprossene Denkweise eingesponnen, und aus dieser neuen Denksphäre ist darum kein Entfliehen mehr, weil ihre Instrumente des Urtheils feiner, schärfer, umfangender, unwiderstehlicher sind, als die früheren philosophischen Mittel, und weil, wenn man die durch die neuen philosophischen Mittel bewerkstelligten Funktionen des Begreifens mit den früheren Arten des philosophischen Begriffs zusammenhält, man einen Unterschied zwischen beiden entdeckt, welcher ähnlich ist dem Unterschied zwischen den regulären und energischen Bewegungen eines von innen heraus bewegten Dampfschiffs und den Bewegungen des dem Zufall der Winde und Wellen ausgesetzten Segelfahrzeugs, welches mit gelegenheitlicher Benutzung von Wind und Wetter, mit Laviren und Segelstreichen sich überall so gut hilft, als es kann.

Welches nun sind die näheren Umrisse dieses Systemes von so großer Macht, daß von ihm eine Reformation des Denkens

ausgehen konnte, welche noch tagtäglich im Wachsen und Gähren begriffen ist? Welches ist die Gestalt, in der die Welt erscheint unter der matten, aber klaren Nachtbeleuchtung jener zu Anfang bezeichneten Seelenstimmung des Ernstes und der tiefen Contemplation?

Die Kantische Philosophie ist Idealismus, aber nicht gemeiner Idealismus, sondern transcendentaler. Der Unterschied zwischen beiden ist dieser. Der gemeine Idealismus hält die ganze existirende Welt für Trug und Täuschung, indem er keine Dinge, sondern nur Vorstellungen von Dingen für existirend annimmt. Der transcendentale Idealismus hingegen nimmt existirende Dinge in der Außenwelt an, aber gibt nicht zu, daß wir dieselben erkennen, wie sie an sich sind, sondern nur wie sie unserem menschlichen Vorstellungsvermögen als solchem erscheinen. Der gemeine Idealismus läßt bei den Dingen der Außenwelt, von denen wir Vorstellungen haben, die Dinge ganz weg und hält sich bloß an die Vorstellungen. Dies thut der transcendentale nicht, sondern hebt nur die vollständige Uebereinstimmung zwischen Dingen an sich und Vorstellungen auf, welche das gemeine Bewußtseyn zwischen beiden arglos vorauszusetzen pflegt. Während das unphilosophische Bewußtseyn vorauszusetzen pflegt, daß Alles, was unsere Vorstellung von einem Dinge aussagt, als z. B. Farbe, Gestalt, Zusammenhang der Theile, Verbindung derselben zu einem Zweck u. s. w. in dem Dinge an sich selbst enthalten liege und sein eigenstes Wesen ausmache, sieht der transcendentale Idealismus in allem diesen nur Beziehungen zwischen den Dingen an sich selbst und dem menschlichen Erkenntnißvermögen, welches der Erkenntniß derselben eine Menge von Formen und Gesetzen, die ihm von Natur inwohnen, eben durch sein Erkennen aufdrückt.

Im Blick dieses transcendentalen Idealismus fängt nun unsere ganze Erkenntnißwelt zwischen zwei unerkennbaren Punkten, als ihren beiden Polen, zu schweben an, zwischen den Dingen an sich selbst einerseits und dem Erkenntnißvermögen oder Subjekt andererseits. Dieser höchste Polargegensatz von einem absoluten Subjekt und absoluten Objekt wurde von den Philosophen nach Kant weiter verarbeitet. Der Kantischen Theorie zufolge kann er aber nicht weiter verarbeitet werden, weil einem jeden seiner Glieder das Prädikat der Unerforschlichkeit zukommt.

Die Dinge an sich sind nach Kant darum unerforschlich, weil eine jede Vorstellung, die wir nur irgend auf sie anwenden können, sich nachweisen läßt als eine solche, deren Elemente entweder aus sinnlichem Schein oder aus inneren angebornen Formen unseres Erkenntnißvermögens bestehen. Es bleibt uns daher von den Dingen an sich selbst nur die Erkenntniß übrig, daß sie sind. Was sie aber sind, bleibt uns verborgen, und eine jede Qualität, die wir ihnen beilegen, ist aus uns und nicht aus ihnen geschöpft.

Daß das reine Subjekt ebenfalls unerforschlich ist, versteht sich schon daraus, daß es ein Wirkliches, ein Ding an sich selbst ist. Dinge an sich können vorgestellt, d. h. mit subjektivem Schein behaftet werden, aber ihr Wesen wird dadurch nicht erkannt. So ist es auch mit dem reinen Subjekt. Die Eigenschaften von sich, welche es im inneren Sinne vorfindet, daß es eine denkende, fühlende, begehrende Kraft sey u. s. w. bezeichnen ebenfalls nur Stücke aus den ihm eingebornen Begriffen und Vorstellungen, mit denen es, durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen, sich selbst behaftet. Auch hier bleibt als eine sichere und gewisse Erkenntniß nur dies zurück, daß das reine Subjekt ist, nicht aber, was dasselbe ist. Dieses Was bleibt unerforschlich, undurchschaubar. Völlig durchschaubar und erkennbar sind hingegen die mannichfaltigen Vorstellungsformen, mit denen das Subjekt, gezwungen durch innerliche Nothwendigkeit, sowohl die Dinge der Außenwelt, als auch sich selbst unwillkürlich behaftet.

Diese Vorstellungsformen sind das Apriori im Gegensatz zum Aposteriori. Denn Apriori heißt alles dasjenige in der Erkenntniß, was den nothwendigen und allgemeingültigen Charakter an sich trägt, folglich nicht aus der Erfahrung geschöpft seyn kann, sondern im Erkenntnißvermögen selbst gegeben ist. Aposteriori heißt dasjenige, was aus der Erfahrung geschöpft ist und aus keinem anderen Grunde gilt, als weil es so oder so gegeben ist, daher auch anders gedacht werden könnte, als es ist.

Das Apriori ist zweierlei: Formen, wodurch wir anschauen, und Formen, wodurch wir urtheilen. Die Anschauungsformen sind der Raum und die Zeit nebst allem dem, was in und mit ihnen von selbst zu erkennen ist. Dahin gehören die drei Dimensionen als Eigenschaften des Raums, die mathematischen Figuren als mögliche Theilungen und Zerschneidungen desselben, die arithmetischen

Progressionen, welche entspringen durch ein Hinauf- und Hinunterzählen im Zeitschema, auch die verschiedenen Formen der ortverändernden Bewegung als eines im Raume angeschauten Zeitwechsels. Rufen wir diese sämmtlichen Anschauungsformen, so weit sie bisher von der Wissenschaft erforscht sind, vor die Seele, so entdecken wir darin einen unendlichen Schauplatz unendlich mannichfaltiger Formen, in denen alles Erscheinende zu erscheinen gezwungen ist. Je nachdem nun die Dinge an sich selbst in diesen Formen erscheinen, und sich mit deren Verhältnissen behaftet zeigen, beurtheilen wir die Dinge an sich als Gegenstände unserer Erfahrung. Und hierdurch ist der Stoff unserer Urtheile über die Gegenstände der Erfahrung gegeben. Denn der Stoff unserer Urtheile besteht in den Beziehungen, in denen wir die Dinge an sich selbst zu den apriorischen Formen der Zeit und des Raums erblicken. Um aber das Urtheil vollständig zu machen, muß zum Urtheilsstoff die Urtheilsform treten, welche den zweiten Theil des Apriori bildet.

Die Urtheilsformen fallen unter vier Rubriken, welche auf folgende Art gefunden werden. Wenn wir urtheilen wollen, sind wir erstlich genöthigt, entweder ein einzelnes Ding oder mehrere, oder eine Allheit von Dingen zum Gegenstande des Urtheils zu nehmen, und also die Dinge, über die wir urtheilen, aufzufassen unter die Form entweder der Einheit oder Vielheit oder Allheit. Kant nennt diese Formen die Kategorien der Quantität. Wir sind zweitens genöthigt, von dem Dinge, über welches wir urtheilen wollen, irgend ein Prädikat entweder auszusagen oder zu leugnen, und die Form entweder der Bejahung oder der Verneinung anzuwenden, welche Kant die Kategorien der Qualität nennt. Wir sind drittens genöthigt, an dem Dinge, über welches wir urtheilen wollen, gewisse Eigenschaften hervorzuheben, die wir als Prädikate dem Dinge, welches nun das Subjekt heißt, beilegen. Die dritte Urtheilsform ist also das Verhältniß des Dinges zu seinen Eigenschaften, oder, was dasselbe sagt, der Substanz zu ihren Accidentien. Ich kann aber auch zwei Urtheile mit einander in eine solche Verbindung setzen, daß das eine dem andern eben so anklebt, wie das Accidens seiner Substanz, z. B. indem ich sage: Wenn die Sonne aufgeht, wird es Tag. In diesem Fall heißt der Inhalt des substantiellen Urtheils die Ursache, und der Inhalt des accidentiellen Urtheils die Wirkung. Kant benennt die Urtheilsformen von

Substanz und Accidens, Ursache und Wirkung mit dem gemeinsamen Namen von Kategorien der Relation. Endlich viertens sind wir genöthigt, sobald wir urtheilen wollen, entweder etwas als gewiß zu behaupten, oder dasselbe als zweifelhaft und eine Sache bloßer Möglichkeit auszusprechen. Die Gewißheit eines Thatbestandes erreicht aber dann ihren höchsten Grad, wenn ich die Unmöglichkeit des Gegentheils nachweisen kann. Dann verwandelt sich Gewißheit in Nothwendigkeit. Kant bezeichnet die Denkformen der Nothwendigkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit als Kategorien der Modalität. Und hiermit ist das zweite Feld des Apriori mit seinem wesentlichen Inhalte beschrieben.

Der Vorgang unseres Erkennens besteht aus einem Ineinandergreifen beider apriorischen Felder, von denen das eine die Formen enthält, durch welche wir anschauen, das andere die Formen, durch welche wir urtheilen. Das Ineinandergreifen ist so beschaffen, daß jede Urtheilsform im Felde der Anschauungen ihr eigenthümliches Schema findet, bei dessen Erscheinen sie eintritt. Z. B. wo Etwas in immer gleicher Ordnung auf einander folgt, bildet dieses Aufeinanderfolgen ein Schema für die Kategorien der Ursache und Wirkung; * wo in einer wechselnden Erscheinung etwas Beharrendes wahrgenommen wird, woran der Wechsel vorgeht, bildet dieses Beharren ein Schema für die Kategorie der Substanz ** u. s. w.

Das Erkennen ist also nach Kant eine überaus künstliche Maschinerie, bei welcher viele Räder in einander greifen müssen, um das Produkt hervorzubringen. Alles aber, was wir erkennen,

* Wir nehmen z. B. wahr, daß, so oft wir an ein Glas schlagen, ein Klang erfolgt; daß, so oft die Kälte einen gewissen Grad erreicht, ein Gefrieren des Wassers erfolgt; daß, so oft wir in die Sonne sehen, eine Farbenentwicklung in unserem Auge erfolgt. In allen diesen und ähnlichen Fällen nennen wir das Vorhergehende die Ursache, das Erfolgende die Wirkung.

** Wir nehmen z. B. wahr, daß sich ein gewisses Volumen Wasser aus dem festen in den flüssigen, und aus diesem wieder in den dampfförmigen Zustand begibt, und auch wieder rückwärts; daß der Mond sich aus Vollmond in Neumond verwandelt, und der Mensch aus einem Knaben ein Greis wird, und in seinem täglichen Leben aus einem Wachenden ein Schlafender wird und umgekehrt. In allen diesen Fällen nennen wir die wechselnden Zustände Accidentien; aber das, woran der Wechsel vorgeht, als: Wasser, Mond, Mensch, — Substanzen.



ist ein durch diese Maschinerie verarbeiteter Stoff, und wir erkennen die Stoffe nur als verarbeitete. Denn die rohen Stoffe, d. h. die Dinge an sich selbst zu erkennen, ist darum nicht möglich, weil ein jedes Erkennen schon ein Verarbeiten des rohen Stoffes ist, welcher, so lange er nicht unter die Maschinerie des Apriori gebracht wird, auch nicht erkannt werden kann. Denn er kann unmöglich eher erkannt werden, als er erkannt wird, obgleich er vom verarbeitenden Erkenntnißakt immerwährend in seiner noch unverarbeiteten Gestalt als Stoff vorausgesetzt wird.

So weit uns daher nach Kant die Metaphysik bringt in der Einsicht in den Akt unseres Erkennens, so sehr versagt sie uns jeden Blick in das übersinnliche Reich der Dinge an sich selbst. Die Ahnung, welche sich im gemeinen Bewußtseyn oft zu regen pflegt, daß innerhalb unserer sinnlichen Erkenntnißsphäre sich viel Schein und Blendung in unsere Erkenntniß einmische, erhebt das Kantische System zur Einsicht und Gewißheit; dagegen schlägt es die Hoffnung, die sich mit jener Ahnung gewöhnlich zu verbinden pflegt, die Hoffnung, daß sich durch bloßes Nachdenken über die Natur und das Weltall die wahre Gestalt der Dinge an sich selbst erforschen lassen möge, auch durchaus zu Boden.

Wir sind hiermit an den Ort im Kantischen System gelangt, wo wir recht die Finsterniß empfinden, in welcher wir dieser Theorie zufolge herumirren in Beziehung auf die Erkenntniß der Dinge an sich selbst, und in welcher die Seele, nachdem sie vergebens alle Leitern ihrer apriorischen Begriffe auf und abgelaufen ist, am Ende zwischen sich und dem jenseitigen Orte ihrer Sehnsucht doch nichts entdeckt, als eine unübersehliche Kluft. Während sie aber an dieser Kluft starrt und sich resignirend auf sich selbst zurückzieht, entdeckt sie bei sich selbst eine Freistätte wunderbarer Beruhigung, in einem Entschluß ihres Willens. Und so bemächtigt sich ihrer jenes stille und gottgeborgene Bewußtseyn, weil sie in den höchsten Gebieten ihr Glauben und Meinen nicht mehr von einem vergeblichen Forschen und Grübeln, sondern von einem Entschluß des Willens abhängig macht, nämlich vom Entschluß, in einem Gebiete, worin kein Wissen möglich ist, dasjenige zu glauben und zu hoffen, was wir bei einer gewissenhaften Vollziehung des in unserer praktischen Vernunft liegenden Moralgesetzes zu glauben und zu hoffen nicht umhin können.



Der Entschluß, sich für ein Glied einer höheren geistigen Weltordnung zu halten, welche nicht bloß in die Grenzen dieses Lebens eingeschlossen ist, sondern darüber hinausreicht, ist identisch mit dem Entschluß, das moralische Gesetz zur strengen Richtschnur seines Lebens zu machen. Denn weil das moralische Gesetz befiehlt, so zu handeln, als ob wir das Mitglied einer solchen Weltordnung seyen, so können wir dies im Ernst unmöglich vollführen, ohne uns für ein solches zu halten, und so steht und fällt unser Entschluß zum Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge mit unserem Entschluß, das zu thun, was in diese höhere Ordnung gehört, und von ihr seine Früchte und Folgen zu erwarten hat.

Entschließen wir uns zu diesem Glauben und diesem Thun, so erkennen wir uns als Geschöpfe, die zu zwei Welten gehören, und gelangen auf den Standpunkt, auf welchem Kants Leben und Denken als auf seinem Fundamente ruhete. Das Bewußtseyn, daß wir Wesen sind, welche, obgleich durch die apriorischen Formen des Anschauens und Denkens an eine niedere Natur gefesselt, dennoch ihr Haupt über dieselbe erheben, und schon hier ihr Leben als Bewohner einer höheren Welt beginnen dürfen, dies Bewußtseyn bringt die Seele in jene tiefe und contemplative Ruhe, gleich der Stille, welche von den Gestirnen der Mitternacht in unser Gemüth herabquillt, und unsere Seele in himmlischer Klarheit badet.

Die Stille einer solchen tiefen contemplativen Nacht liegt auch über dem ganzen Leben des Mannes ausgebreitet, in dessen Haupte sich diese Lebenstheorie entwickelte. Er verließ Zeit seines Lebens seine Vaterstadt, Königsberg, nicht. Er war daselbst geboren in demselben Jahre, in welchem Klopstock das Licht der Welt erblickte (1724), von armen, sehr ehrenwerthen Eltern, deren Vorfahren aus Schottland, dem Vaterlande des Philosophen Hume, stammten. Wenn Kant später gestand, von diesem schottischen Skeptiker zu seiner philosophischen Kritik bedeutende Anreize empfangen zu haben, so machte ihn dabei vielleicht ein gewisser überseeischer Blutstropfen in seinen Adern zur Aneignung der Ideen dieses kühnen Schotten noch geschickter. Wie ein stiller und tiefverborgener Strom floß das Leben Kants langsam hin. Nach einer zehnjährigen Thätigkeit als Informator und einer fünfzehnjährigen als Privatdocent trat

er im Jahr 1770 als Professor ordinarius mit seiner lateinischen Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis auf, in welcher er zum erstenmale die Idee seiner nachherigen Kritik der reinen Vernunft öffentlich an den Tag legte, oder vielmehr durch die gewählte strenge Form der mathematischen Methode und der todten Sprache vor den Augen aller Welt öffentlich vergrub. Dieser langmüthige Charakter konnte nochmals ohne Grämen Jahre der Vergessenheit und Nichtbeachtung über sein neues Weltsystem hingehen sehen, bis 1787, wo seine Kritik der Vernunft erschien, oder vielmehr bis 1792, wo sie zuerst durch die mehreren polemischen Angriffe, die sie auf sich zog, sich recht bemerkbar zu machen anfing. Damals war Kant bereits bis in sein 68stes Lebensjahr vorgeschritten. Und doch findet man schon in seinem mit 22 Jahren geschriebenen Traktat von den lebendigen Kräften mehrere von den eigenthümlichen Grundideen zur Vernunftkritik ausgesprochen. Man findet daselbst z. B. schon die Ansicht, daß der Raum eine Anschauungsform sey, welche die Gesetze enthalte, unter denen unser Vorstellungsvermögen von den sinnlichen Eindrücken afficirt werde; man findet daselbst schon die Ansicht ausgesprochen, daß es an sich seyende Dinge geben könne, welche nirgends und nie in unser menschliches Vorstellungsvermögen zu fallen vermöchten. In dieser Abhandlung findet sich die Bedächtlichkeit eines Alten mit der Keckheit des frischen Jugendmuths gepaart. Der junge Kant unternahm in dieser seiner ersten Excursion im Gebiete der Philosophie nichts Geringeres, als gegen Leibnitz, Cartesius, Bernoulli, Bilfinger und Andere damals berühmte Philosophen in die Schranken zu treten, und sich zum Schiedsrichter in einem zwischen den Leibnitzianern und Cartesianern mit großem Eifer geführten Streit aufzuwerfen. Was sich als Resultat der Ueberzeugung durch diese Arbeit bei ihm festsetzte, hat er später in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft niedergelegt, und ist von da in die Naturconstruktionen der Schellingschen Schule übergeflossen. Für den Augenblick aber hatte die Schrift des jungen muthigen Ringers kein anderes Schicksal, als das, unbeachtet zu bleiben. Natürlich, denn es gibt ja überall kein besseres Mittel, seine Gedanken zu verbergen, als wenn man sie in eine philosophische Form kleidet, welche die Farbe keiner der im Augenblick herrschenden Schulen trägt. Kant konnte warten. Er kannte seinen Schatz,

und er hatte nicht die Ansicht einer neueren Schule von ihm, daß seine Philosophie nur Philosophie seines Jahrhunders sey und mit demselben unterzugehen habe. Ein anderer Begriff von der Wahrheit beseelte ihn, nach welchem die Wahrheit lieber um der Gründlichkeit ihrer inneren Durchbildung willen von der Eile ihres Erscheinens absteht, als in der Angst, ihre Idee möge mittlerweile schon veralten, nicht weiß, wie schnell sie zur hundertstimmigen Posaune ihres eigenen Ruhmes greifen soll. Kant konnte warten. Seine Philosophie war seine Existenz. Sechzig Jahre lagen noch vor ihm, ihr durch allmählig vorbereitendes Wirken und durch ein ewiges Umwälzen und stilles Graben in dem Bergwerke des neuen Grundgedankens ein auf Unerschütterlichkeit und ewige Dauer berechnetes Fundament zu geben. Sein Leben war seine Philosophie. Mehr brauchte es vor der Hand nicht, damit seine Philosophie lebte. Sein Leben war eingetaucht in jene stille Mitternacht, deren schwarze und beruhigende Fluth aus den Brunnen einer ununterbrochenen Contemplation hervorquoll, und jedes übereilte Begehren des stürmischen Ehrgeizes dämpfte. Der Horizont der neuen philosophischen Anschauung bot Nahrungsstoff und Lebensbalsam genug, um ein einsames und farbloses Leben für seine Entbehrungen und seine Oede zu entschädigen, und die Sicherheit der erworbenen Erkenntniß bot innere Zufriedenheit genug dar, sich mit der bloßen Erlaubniß, seiner Lebensbestimmung wirklich leben zu dürfen, genügen zu lassen, ohne einen frühen Beifall oder Anhang ertrotzen zu wollen. So wie die Abhandlung von den lebendigen Kräften Zeugniß davon gibt, daß die Grundanschauungen der Vernunftkritik sehr früh schon in Kants Denkart Wurzel gefaßt hatten, so bezeugen dasselbe in Beziehung auf den praktischen Theil seiner Philosophie viele kleinere Aufsätze aus früherer Zeit (z. B. Gedanken beim Ableben des Herrn v. Funk 1754 u. a. m.), in denen Kant sich mit sichtlicher Vorliebe über Gegenstände der Religion und Moral nach einer Ansicht ausspricht, welche sich weigert, in den Meinungen über die Zwecke des Lebens und der Tugend Partei zu nehmen, und sich im Gegentheil mit Hinwegwerfung aller anderen Hülfe nach den reinen Geboten der gesetzgebenden Vernunft richtet, im Vertrauen, daß wenn der Mensch auf diese Art nach dem von Gott ihm auf seine Fahrt mitgegebenen Kompaß seine Schuldigkeit thue, auf der anderen Seite der Beherrscher der Meere und Stürme

das Seinige hinzufügen werde, nach dem in einem jener Aufsätze angeführten Verse Pope's:

„Daß Jeder seinen Kreis vollende, den ihm der Himmel ausersehn."

Die Kantische Lehre ist also gar nicht in dem Grade Sache der bloßen Verstandesberechnung, in welchem sie dies, nach der Form der späteren Kantischen Schriften zu urtheilen, wohl scheinen kann, und in welchem sie auch nach dem eingeschlichenen falschen Begriff des sogenannten trockenen und dürren Kantianismus gemeiniglich dafür gilt. Ihr Fundament ist vielmehr eine Grundanschauung des Lebens, welche schon vom 22sten Jahre an so frisch und lebendig in Kants Adern pulsirte, als nur der gleichzeitige Klopstock von seinen poetischen Idealen als Triebfedern des innersten Lebensbluts seinerseits in Bewegung gesetzt seyn mochte. Aber indem diese positive Kantische Grundanschauung sich als Maßstab sowohl an die deutschen als ausländischen spekulativen Systeme ansetzte, gebar sie eine fundamentale Kritik derselben, und trat so in der Gestalt einer Kritik der philosophischen Spekulation überhaupt, oder als eine Kritik der reinen Vernunft auf.

Zwei philosophische Mächte waren es, welche auf Kants Nachdenken von zwei verschiedenen Seiten her fortwährend entgegengesetzte Eindrücke ausübten: die deutsche Philosophie und die ausländische. Die deutsche Philosophie war in ihrer damaligen dogmatischen und starren Form des Wolfischen Systems ihm im eigenen Geiste dadurch regsam und thätig, daß er als Lehrer der Logik und Metaphysik selbst zu Vorlesungen über dieselbe verpflichtet war, wobei er sich der Meierschen Compendien zu bedienen pflegte. Den Contrast zu der pedantischen, aber gründlichen Wolfischen Methode bildete damals die bewegliche Mannichfaltigkeit der französischen und englischen Sensualphilosophie, deren geistreiche, flüchtige und zum Theil ausschweifende Erscheinungen Kant mit großer Lebhaftigkeit und dem spähenden Blick eines Thurmwächters im Stillen verfolgte. Seine philosophische Grundanschauung gewann hierdurch gleichsam einen doppelten Schlagschatten, einen, den sie im Lichte der Wolfischen und mathematischen Methode warf, und einen entgegengesetzten, der ihr im flimmernden Fackelschein des französischen und englischen Sensualismus nachzog. Durch ein wiederholtes Vortragen der Philosophie nach Wolfischer Methode,

wobei er seine Gegenansichten immer anmerkungsweise einflocht, gewöhnte er sich, dieselben als Zweifel an gewissen Lehrsätzen des Leibnitzischen Dogmatismus auszusprechen. Aber in der Kritik der reinen Vernunft stellte er sich auf den entgegengesetzten sensualistischen Standpunkt, und hierdurch mußte bei ihm eine Gedankenumwälzung von kolossaler Natur entstehen. Denn Alles das, was er als Lehrer nach der Wolfischen Methode als Zweifel zu rechtfertigen hatte, verstand sich auf dem anderen Standpunkte von selbst, und fast Alles, was er als ein Schüler Wolfs bisher hatte stehen lassen, war nun zu beweisen. Hierdurch entstand die Anforderung einer Rechenschaft über die untersten Fundamente des Denkens und Wissens, von einer Gründlichkeit, wie sie vorher noch nirgends statt gefunden hatte. In welcher Art solche Gedankenumwälzungen mit der Gewalt einer Axendrehung der Erde unter unseren eigenen Füßen in ihm vorgehen mußten, erlaube ich mir in einigen Beispielen zu zeigen.

Wolf fand in den Grundbegriffen des Verstandes die Grundgesetze der uns umgebenden Welt enthalten, indem die Verhältnisse der Substantialität, der Ursachlichkeit, des Zweckzusammenhangs, der Nothwendigkeit, der Möglichkeit u. a. zugleich die Grundbedingungen der Existenz um uns her und die Grundbegriffe unseres Verstandes bilden. Wolf nahm daher das Allgemeine, was durch den Begriff erkannt wird, als das Wesentliche und Substantielle in den Dingen an, an welchem er alle sinnlichen und individuellen Bestimmungen als bloße Accidenzen kleben ließ. Kant nun stimmte mit der ersten Hälfte dieses Satzes wohl überein, aber nicht mit der zweiten, welche Wolf als eine vermeintliche Folgerung aus jener fließen ließ. Kant ließ daher als Ausleger des Meierschen Compendiums den Vordersatz ruhig stehen. Um aber seine wahre Ansicht über die vermeinte Folgerung daraus an den Tag zu legen, durfte er nur in Form eines Zweifels sich ausbreiten über die Nicht-Nothwendigkeit dieses Folgesatzes und über den Widerspruch, der darin liege, wenn man das individuelle Daseyn zu einer bloßen Eigenschaft von Begriffen und (weil Begriffe bloße Möglichkeiten und noch nichts Wirkliches bezeichnen) die Wirklichkeit zu einer bloßen Eigenschaft von etwas nur Möglichem macht. Als er nun aber sich entschloß, seine Philosophie eben so auf den Boden der Erfahrung zu erbauen, wie Locke und Hume dies gethan, hatte er

den letzten Satz zu beweisen nicht mehr nöthig, weil derselbe sich auf diesem Standpunkt von selbst verstand. Aber mit einem Anklammern an die bloße Erfahrung schien nun auch zugleich der obige erste Vordersatz zu fallen, welchen Kant doch nicht wollte fahren lassen. Dadurch kam er nun hier in die Nothwendigkeit, das, was sich auf dem Wolfischen Standpunkt oder dem Standpunkt der reinen Vernunft von selbst verstand, umständlich zu beweisen, nämlich, daß in den Grundbegriffen des Verstandes die Grundgesetze der uns umgebenden Welt vorgezeichnet liegen. Es war daher nur die Rettung und Rechtfertigung eines Wolfischen reinen Vernunftsatzes vom Standpunkt der Erfahrung aus, welche sich von diesem Standpunkt aus so neu und frappirend ausnahm als Behauptung, daß die Dinge sich nach unserer Erkenntniß richteten und nicht unsere Erkenntniß nach den Dingen, genauer gesprochen, daß die Grundgesetze der Erfahrungswelt, in welcher wir leben, in den Grundbegriffen unseres Verstandes vorgezeichnet liegen.

Dasselbe Verfahren, welches Kant hier beobachtete, mußte er bei vielen anderen Punkten wiederholen, so daß man sagen kann, er war Zeit seines Lebens beschäftigt, seine Philosophie aus der Tonart des Wolfischen in die des Humischen Systemes zu transponiren. Wolf leitete alle philosophische Erkenntniß aus dem reinen Verstande, Hume leitete sie alle aus den Erfahrungen unserer Sinne ab, und so unterzog sich Kant, indem er sich auf den Standpunkt der Erfahrung stellte, der Arbeit, alle diejenigen Wolfischen Sätze, welche er stehen zu lassen gesonnen war, mit empirischen Beweisen zu versehen, und so kann man von ihm sagen, daß er die Wolfische Philosophie in den Brunnen des Humeschen Skepticismus versenkte, um das Unhaltbare daran untergehen zu lassen, dasjenige aber, was er für rettbar hielt, durch sichere und starke Hebezeuge daraus wieder geläutert und erfrischt ans Tageslicht empor zu ziehen.

Zu diesen emporgezogenen Sätzen gehört als der allervorzüglichste der von einer intelligibeln Welt im Wolfischen Sinn, oder von einer Welt der noumena, im Gegensatz zur erscheinenden oder phänomenen Welt.

Leibnitz, und ihm zufolge Wolf, hatten behauptet, daß der Mensch ein Wesen sey, welches in zwei entgegengesetzten und von

einander getrennten Welten lebe, in einer Körperwelt, welche wir durch die Erfahrung der Sinne, und einer Geisterwelt, welche wir durch die bloße Vernunft vermöge ihrer Begriffe erkennten. Kant war von dieser Behauptung im Allgemeinen überzeugt und durchdrungen; in ihr bestand der starke moralische Pulsschlag seines Lebens und der Grundtrieb seines Philosophirens. Dennoch sah er sich genöthigt, bei diesem Wolfischen Satz einen sehr erheblichen Zweifel anzubringen, dadurch, daß er auf mannichfaltigen Denkwegen es erprobte und hernach auch in seiner Vernunftkritik unter dem Titel der Antinominen bewies, daß jenseits der Grenzen der Erfahrung durch bloßes Denken keine sichere Erkenntniß möglich sey. Er fand auch, daß die Erkenntnisse, welche uns die Psychologie am Leitfaden der Erfahrung bietet, lange nicht hinreichen, ein solches Leben der Menschennatur in zwei entgegengesetzten Welten zu bewahrheiten. Weil er aber von diesem Leibnitzischen Satz moralisch überzeugt war, so ergriff er zu seiner Beglaubigung den Weg der moralischen Postulate. Und so stellte sich in seiner Philosophie dem empirischen Bewußtseyn das moralische Bewußtseyn entgegen als eine Erfahrung von höherer Natur, und rückte gleichsam der gemeinen sinnlichen Erfahrung als eine Gegenerfahrung aus einer anderen Welt ins Angesicht. Und hierher stammt nun die energische Gewalt, womit das Kantische System den Geist vom flimmernden Lichte des Erfahrungsbewußtseyns in die einsame Nacht des moralischen Selbstbewußtseyns treibt. Es treibt nicht mit der Gewalt des spekulativen Gedankens, sondern mit der des moralischen Zwangs. Es zwingt die Seele zur Anerkennung ihrer eigenen Freiheit; es zeigt ihr die Mittel, dieselbe keiner Art von wissenschaftlicher Verlockung zum Raube zu lassen. Es fordert eben dadurch auch auf, unter den vielen Personen, die in uns zu stecken pflegen, besonders den freien Philosophen in uns hervortreten zu lassen, und uns nicht tiefer in das Gedränge und Gewühl der geschäftigen Erfahrungswelt einzutauchen, als so, daß es uns noch von Zeit zu Zeit möglich wird, die bunte Uniform, in welche uns ein solches Leben kleidet, als einen fremden Schmuck von den nackten Gliedern der Seele zu werfen, gleichwie der große Baco von Verulam am Abend nach vollbrachter Arbeit seinen Lordkanzlerschmuck verachtend auf den Sessel zu werfen pflegte mit dem Ausruf: „Da lieg', Lordkanzler von England!“

Auf diese Art entstand bei einem Manne, der in hohem Grade von der Gemüthsart erfüllt war, die das Alterthum eine philosophische nannte, eine Lehre, in welcher sich eben diese Gemüthsart besonders getreu und wahr abbildete. Von einem klaren und scharfsinnigen Denken geschärft, wurde in ihm die Sinnesart eine Sense, vor deren mächtigem Schwung alle früheren Systeme wie gemähetes Gras zusammensanken, aber auch zu einem Pflug, der den philosophischen Acker mit tieferen Furchen als jemals urbar machte, und zu neuen blühenden Saaten zubereitete.

Und zwar sind es drei neue in Bewegung gesetzte philosophische Triebräder, durch deren Energie die Kantische Philosophie in der Wissenschaft umwandelnd gewirkt hat. Das erste Rad ist die Kantische Methode des Wissens, das zweite ist die Kantische Deduktion des Glaubens, das dritte ist das Kantische Moralgesetz. Ein genaues Studium der Kantischen Schriften ergibt, daß, so sehr auch die Neueren in Methode, Form und Inhalt der Wissenschaft wieder von Kant ab- oder vielmehr zurückgewichen sind, es dennoch jene drei Triebräder sind, die ihren Systemen nicht allein den ersten Anstoß gegeben haben, sondern deren geheimem Fortarbeiten sie auch ihre ganze innere Organisation verdanken. Die Arbeit der gegenwärtig thätigen Tochtersysteme Kants, namentlich des Hegelschen, ist, Brücken zu schlagen über die ungeheure Kluft, die sich zwischen der neuen Kantischen Weltansicht und der alten scholastisch-Wolfischen aufgethan hatte, Brücken, um darauf das wissenschaftliche Bewußtseyn sanft und allmählig vom alten Standpunkt auf den neuen hinüberzuleiten. Zu diesem Zweck sind sie zwischen der neuen Kantischen und der alten scholastischen Ansicht Achselträger geworden, und haben ihre ewige Schönheit der augenblicklichen Nützlichkeit aufgeopfert. Dennoch arbeiten in ihnen unverkennbar die drei Triebräder der Kantischen Wissenschaft als innerster, aber verdeckter Lebenspuls. Sie haben aber in ihrer unverdeckten und vollen Energie folgende Gestalt.

Das erste ist die Kantische Methode des Wissens. Die Philosophie war vorher dadurch verhindert gewesen, sich zum Range einer sicheren und exakten Wissenschaft zu erheben, daß sie sich nicht an dem genügen ließ, was wir sicher wissen können, und daß sie so durch Vermischung des Sicheren mit dem Unsicheren in der Erkenntniß das erstere ebenfalls in den Verdacht des Schwankens

brachte. Die Kantische Wissenschaft ging daher darauf aus, alle diejenigen Elemente aus dem Wissen auszuscheiden, welche auf sichere und demonstrative Erkenntniß keinen Anspruch zu machen haben. Und indem sie dann den übrig bleibenden Rest des Wissens, welcher schlechterdings nicht zu stürzen war, als auf unerschütterlichen Grundfesten ruhend zeigte, räumte sie den einen der Zankäpfel aus dem Wege, die bisher zu unaufhörlichem Streit entflammt hatten, nämlich den Gegensatz von Dogmatismus und Skepticismus. Die Philosophen hatten früher einen von diesen beiden Wegen betreten zu müssen geglaubt, daß sie entweder als Dogmatiker die philosophische Erkenntniß auf ein einziges Princip zurückbrachten, oder als Skeptiker an der Gründlichkeit und Sicherheit aller philosophischen Erkenntniß zweifelten. Das eine war jetzt durch die That eben so unmöglich gemacht, als das andere.

Der andere Zankapfel, welchen Kant aus dem Wege räumte durch seine Methode des philosophischen Wissens, ist der Gegensatz von Sensualismus und Intellektualismus. Alles Wissen fängt nach Kant zwar mit Thatsachen sinnlicher Erfahrung an und geht von ihnen aus, fließt aber nicht lediglich aus der sinnlichen Erfahrung, sondern die Thatsachen derselben werden von angebornen und a priori bestimmten reinen Verstandesbegriffen oder Kategorieen, als von einem schon bereit liegenden Fachwerk, aufgenommen und in Ordnung gebracht. Die Ordnung aber richtet sich nach den Lagen, Stellungen und Figuren, welche die sinnlichen Eindrücke bilden in den von ihnen angefüllten Behältern der angeborenen Anschauungen der Zeit und des Raumes. Durch diese inwendige Anordnung, gleichsam Verdauung des von außen Gegebenen, werden erst sinnliche Eindrücke in den Rang von Begriffen oder Erkenntnissen erhoben. Durch diese Methode, womit Kant zwischen Sinnlichkeit und Verstand als genau abwägender Schiedsrichter trat, wurde er in der Philosophie zugleich Friedensstifter und Beendiger der hartnäckigsten Streitigkeiten. Denn diese dreheten sich von Cartesius bis auf ihn selbst großentheils darum, ob die philosophische Erkenntniß solle, wie die Sensualisten wollten, aus reiner Erfahrung, oder, wie die Intellektualisten wollten, aus reiner Vernunft abgeleitet werden. Beides ist, wie Kant gezeigt hat, unmöglich, indem jede Erkenntniß aus zwei Faktoren, einem äußerlichen und einem innerlichen, entspringen muß. Die

Wissenschaft erkrankt durch Vernachlässigung des einen oder des andern Faktors. Denn ein Verstand, welcher die Erfahrung aus den Augen verliert, hat keine Macht, sich vor Blendwerken zu schützen, und eine Erfahrung, welche nicht mit gehörigem Verstande, Scharfsinn und Combinationsgabe verarbeitet wird, bleibt ein todter und für die Praxis unbrauchbarer Klumpen.

Der dritte Zankapfel, welchen Kant durch seine Methode des philosophischen Wissens aus dem Wege räumte, ist die von den Zeiten der Scholastik her noch von Wolf und Anderen beibehaltene spekulative Theologie. Hierbei hatte Kant nicht als Vermittler Frieden zu stiften, sondern das Uebel war mit Stumpf und Stiel auszurotten. Kant hat den alten Drachen der Scholastik, gegen welchen schon die meisten Philosophen vor ihm mit großem Eifer, aber nicht mit hinreichenden Waffen ins Feld gezogen waren, ein für allemal getödtet. Es darf uns dabei nicht irre machen, dieselbe Scholastik, welche durch ihn den Todesstreich empfing, wieder in mehreren neueren Systemen das Haupt erheben zu sehen. Denn es erscheint hierin nichts anders, als die letzten Gliederzuckungen eines Leichnams, welchem schon das Herz unheilbar durchschnitten ist und welchem die inneren Lebensbedingungen gänzlich fehlen. Die drohende Gestalt, in welcher sich der Leichnam nochmals emporthürmt, um dann auf immer zu sinken, kann keinen Kundigen mehr schrecken. Die Schärfe, welche dem Unthier ins Herz traf, ist in den erwähnten einfachen Begriffen enthalten. Die spekulative Theologie leitet die Lehre von Gott, von der Weltschöpfung, von der Substanz der Seele und ihrem Zustande nach dem Tode aus Begriffen der bloßen oder reinen Vernunft ab, isolirt also den einen jener Faktoren, durch deren Zusammenwirken einzig Erkenntniß möglich ist. Und so verführerisch wirkte dieser unrechtmäßige scholastische Zauber, daß sich selbst Locke, welcher doch vom Princip ausging, daß alle unsere Erkenntniß aus der Erfahrung fließe, seine vermeintlich aus bloßer Erfahrung abgezogenen Vernunftkategorien dazu mißbrauchte, um seine Erkenntniß weit über die Grenzen aller Erfahrung wahrhaft ins Blaue auszudehnen, und über die Beschaffenheit einer ewigen Materie, einer Schöpfung aller Dinge durch ihren Urheber u. s. w. philosophische Machtsprüche zu thun. Diese uralte philosophische Ungezogenheit eines Fischers im Trüben der reinen Vernunft hat durch Kant ihr

wirkliches Ende erreicht, und das führt uns auf das zweite Triebrad der Kantischen Forschung, den Glauben.

Die Gegenstände des Glaubens, nämlich Gott und Unsterblichkeit, fallen schlechterdings über die Grenzen des Wissens hinaus. Der Glaube beruht auf keinerlei Art von Einsicht, sondern auf einem moralischen Willensentschluß von eigenthümlich dringender Art. Der Glaube ist nothwendig immer mit einer moralischen Gemüthsumwandlung verbunden. Er ist selbst eins mit der Richtung, die das Gemüth von seinem Streben nach unten, nach den Gütern der Erde, hinaufwärts nach oben, nach der ernsthaften Vollziehung des moralischen Gesetzes nimmt. Wie diese Richtung schwindet, schwindet auch nothwendig der Glaube; wie sie wiederkehrt, kehrt auch nothwendig der Glaube wieder. Wer für das moralische Gesetz sich anstrengt, und in ihm steht, der ist ein Glaubiger, indem der Glaube nichts ist, als die Consequenz dieses Gesetzes; wer hingegen den Glauben annimmt und bekennt, ohne ihn mit der moralischen That zu besiegeln, dessen Glauben hat keinen größeren Werth, als eine metaphysische Einsicht von Gott und göttlichen Dingen, d. h. den Werth einer Selbsttäuschung. Die Identität zwischen einer unablässigen Willensrichtung auf das moralische Gesetz und dem Glauben läßt sich folgendermaßen sehr einfach einsehen.

Das moralische Gesetz, welches als das Gebot, kein Unrecht zu thun, jeder menschlichen Vernunft angeboren ist, fordert unbedingte und ausnahmslose Unterwerfung. Diese wird ihm auch von selbst zu Theil werden, so lange sich eine Nützlichkeitsidee mit ihm verbinden läßt, d. h. so lange wir durch Befolgung des Gesetzes uns zu den Zielen entweder des Wohlseyns, oder der Ehre, oder eines zu erlangenden Glücks, eines inneren oder äußeren Behagens, einer inneren oder äußeren Vollkommenheit hingetrieben sehen. Denn Tugend und wahre Glückseligkeit sind Ideen, welche sich im angebornen Urtheil unserer praktischen Vernunft verhalten, wie Ursache und Wirkung. Von einem tugendhaften Menschen urtheilt unsere praktische Vernunft, er sey ein Mensch, welcher verdient wahrhaft glückselig zu seyn. In den Fällen also, wo das moralische Gesetz mit unserem Streben nach Glückseligkeit im Einklang steht, hat die Befolgung des ersteren keine Schwierigkeit. Aber dieser Einklang ist nicht immer vorhanden. Man nehme also von

den Fällen des Gegentheils, die die Erfahrung bietet, einen heraus, welcher die That, wodurch wir erhöhete Glückseligkeit und Vervollkommnung verdienen, mit Unglück oder gar mit der Zerstörung aller uns erworbenen Vollkommenheiten, d. h. mit dem Tode belohnt oder zu belohnen verspricht. In diesem Fall erscheint nothwendig das moralische Gebot als eine Absurdität, welche im Gedränge der Leidenschaften, die ein solcher Fall mit sich führt, uns nur noch ein achselzuckendes Lächeln abnöthigen kann, womit wir uns über das Gebot hinwegsetzen, Andere aber, welche sich demselben dennoch unterwerfen, als Thoren bemitleiden. Und so wird das moralische Gesetz zum Scherz, zu einer Maske, die nur so lange eine Bedeutung hat, als sie die Zwecke der Glückseligkeit und Vervollkommnung zu überkleiden dient. Dies Verhältniß weicht nicht eher, als bis wir uns entschließen, die Zustände, welche uns dem moralischen Gesetz zufolge bloß des Glücks und der Vollkommenheit würdig machen, ohne sie zu gewähren, für reelle Ursachen eines noch höheren Glücks, einer noch höheren Vollkommenheit in einer über diesem Leben stehenden höheren moralischen Weltordnung anzusehen. Ohne diesen Glauben ist eine Willenskraft, welche in allen Fällen ausreiche, dem moralischen Gesetz nachzukommen, unmöglich; und wenn es uns daher wirklich Ernst ist, ohne Ausnahme zu thun, was das moralische Gesetz gebietet, so muß es uns vor Allem mit diesem Glauben Ernst werden, ohne welchen das moralische Gesetz keine Kraft hat. In diesem Glauben an eine gerechte Vergeltung in einer höheren Ordnung der Dinge liegt aber beides eingeschlossen, der Glaube an die Fortdauer des Subjekts, welchem vergolten wird, und der Glaube an eine Allwissenheit, Allgerechtigkeit und Allmacht, welche vergelten kann und will.

So wird der Glaube an Gott und Unsterblichkeit bei Kant aus einer Sache der Demonstration zu einer Sache des moralischen Entschlusses. An Gott und Unsterblichkeit glauben heißt, sich zur höheren moralischen Weltordnung entschließen, daran zweifeln aber heißt, sich zur niederen physiologischen Weltordnung entschließen. Beides ist in des Menschen freie Wahl gegeben. Und das Kantische System tritt daher in diesem Punkte mehr, als irgend ein anderes, auf die Seite der positiven Religion, welche ihrer Natur nach niemals die philosophischen Anmaßungen begünstigen konnte,

durch welche das, was die Religion als einen moralischen Entschluß fordert (das Nichtsehen und doch Glauben) in eine metaphysische Demonstration aus bloßen Begriffen verwandelt werden soll. Auch hat die Kantische Lehre vom Glauben durch die darin enthaltene enge Verknüpfung von Gottesfurcht und Moralität, durch die darin vorherrschende Vorstellung von Gott, daß er sey ein allmächtiger Rächer des Bösen und ein Erbarmer über die leidende Unschuld, eine enge Beziehung zum einfachen und uralten Glauben Abrahams und der Patriarchen. Und so wie der uralte Jehovah alle die heidnischen Theologien und Götterlehren, welche sich als glänzende und systematische Gebäude bis in den Himmel hinein thürmten, mit langsamen und allmächtigen, aber eisernen Schritten zertrat, so hat auch das Kantische System angefangen und fährt noch immer fort, die glänzenden Gebäude des Intellektualismus und Sensualismus, des Dogmatismus und Skepticismus mit langsamen und allmähligen, aber eisernen Schritten zu zertreten. Und auch diesmal erschien Jehovah wieder in seiner alten und gewohnten Gestalt, als Gesetzgeber der zehn Gebote, an denen darum keine menschliche Gewalt etwas ändern und rücken kann, weil sie als Regeln zur Vermeidung des Unrechts und zur Vollziehung des moralischen Gesetzes das angeborene Eigenthum der praktischen Vernunft ausmachen.

Um endlich auf das dritte Triebrad der Kantischen Forschung, das Moralgesetz selbst, zu kommen, so ist dasselbe unerschütterlich und ewig, und es bleibt einem Philosophen dabei natürlich kein anderes Verdienst, als die Reinheit der Darstellung, oder auch die Auffassung desselben von einem neuen, bisher noch nicht versuchten Standpunkt. Auf letzterem Wege haben sich die Moralphilosophen vor Kant einiges Verdienst erworben, indem sie zeigten, wie weit man mit den aus der Erfahrung geschöpften Principien des Wohlwollens, des sittlichen Instinkts, des Strebens nach Vervollkommnung, des Geselligkeitstriebs u. s. w. auf dem Felde der Moral fortkommen könne. Kant hingegen hat darnach gestrebt, das Moralgesetz auf einen möglichst abstrakten Ausdruck zu bringen, d. h. auf einen solchen, welcher von allen aus der Erfahrung zu schöpfenden Bestimmungen möglichst abstrahirt. Sobald man das Moralgesetz möglichst rein fassen will, ist man darum genöthigt, einen solchen zu wählen, weil überall bei vorkommenden Fällen des

des Conflikts zwischen reiner Moralität und solchen Motiven, die aus der Erfahrung stammen, das Moralgesetz seinem Wesen nach eine Unterdrückung letzterer Motive fordert. Kant hielt sich also an dem bekannten abstrakten Ausdruck des moralischen Gesetzes fest: Was du nicht willst, das man dir thue, das thue du Andern auch nicht; thue du ihnen aber das, wovon du wünschest, daß es dir geschehen möge. Beide Sätze faßte er in den noch kürzeren Ausdruck zusammen: Handle so, daß du wollen kannst, dein Handeln gelte als Maxime und Richtschnur für alle Menschen.

Das moralische Gesetz ist darum nicht mit einem bloßen moralischen Triebe oder moralischen Sinn zu verwechseln, weil seine zwingende Kraft auf einer Einsicht dessen ruht, was uns moralische Würde gibt und was nicht, und weil wir nicht einen Trieb oder eine Neigung, sondern das vernünftige Urtheil über den moralischen Werth einer Handlung Schiedsrichter seyn lassen. Kant fühlte das Bedürfniß, den Inhalt des reinen Vernunfturtheils in dieser Sache sorgfältig abzusondern von dem, was Neigung, Begeisterung, Abscheu, Nutzen, Furcht dem bloßen Vernunftgesetz gewöhnlich noch hinzuzusetzen pflegen. Er bezeichnete daher seine Arbeit in diesem Stücke selbst als einen gleichsam chemischen Scheidungsproceß. Denn durch das einfache Verfahren, daß wir uns das, was irgend ein Trieb von uns fordert, als sittliche Handlungsweise für einen ganzen gesellschaftlichen Zustand denken, löset sich das, was an diesem Triebe Schlacke ist, von selbst ab, und nur das, was dem moralischen Gesetz nicht mehr widerspricht, kann sich dabei in der Vorstellung halten.

Der Unterschied zwischen dem Moralsystem Kants und zwischen denen sowohl der Späteren als der Früheren hat besonders darin seinen Grund, daß Kant diese Sache verdeutlichte zu seinem eigenen Gebrauch, zu seiner eigenen inneren Gewißheit und Ueberzeugung, die Andern aber mehrentheils zur Gewinnung eines bequem lehrbaren und in allen Fällen mit einer prompten Antwort dienenden Systems. Daher wählte er seinen Maßstab nach der reinen Vernunft in ihrer möglichsten Entfernung von empirischen Motiven, die Andern aber nach dem Leben und der schnellen empirischen Anwendbarkeit. Ihm war es fatal, daß die praktische Vernunft in ihren Urtheilen sollte bei den moralischen Trieben und Neigungen der Erfahrung oder bei ihrer herrschenden Sitte, beim Geiste des Zeitalters u. s. w.

betteln gehen; deßhalb hielt er sich lieber an der Reinheit des abstrakten Gesetzes, sollte dessen Anwendung auch in vielen Fällen keinen allgemeinen Ausdruck leiden und dem Gewissen eines jeden überlassen bleiben. Den Andern war es hingegen fatal, daß das reine Moralgesetz der Vernunft viele ihnen höchst wichtige Fragen unentschieden ließ, und eben dadurch für unwichtig erklärte, gewisse Pflichten mit übertriebener Strenge forderte und bei manchen Tugenden, besonders bei denen von genialer Natur, sich kalt zeigte, kurz, daß nach dem abstrakten Moralgesetz der Vernunft ein großer Theil des Pomps der Moralsysteme wegfiel, welcher dadurch so sehr begeistert und fesselt, daß wir Anleitung bekommen, alle außerordentlichen Kraftäußerungen für irgend einen von der Zeit und dem Jahrhundert aufgegebenen Zweck für Tugenden anzusehen und so im Begriffe der Tugend nur im Grunde unser eigenes Jahrhundert glorificirt zu erblicken, oder gar eine jede energische und außerordentliche Kraftäußerung, gehe sie zu welchem Ziel sie wolle, für Tugend zu halten. Das Verdienst Kants in Beziehung auf das Moralgesetz ist, dasselbe in der unsterblichen Schönheit vor uns hingestellt zu haben als nackte Göttergestalt. Das Verfahren der Späteren ist, daß sie aus Furcht, die Welt möchte die nackte Schönheit und Unschuld nicht wohl ertragen, dieselbe wieder in glänzende Gewänder hüllten, wie es schon die Früheren gethan, damit sich der Glanz der himmlischen Schönheit dämpfe und derselbe den Sterblichen nicht gar zu stechend ins Auge fahre.

Versenken wir so den Geist in das gewaltige Arbeiten dieser drei Triebräder im Kantischen System, so können wir nicht umhin zu rufen: Sokrates! Hier ist in der That ein neuer Sokrates. So wie Sokrates, erhob auch Kant den praktischen Theil der Philosophie an Werth und Gewißheit über den theoretischen; so wie Sokrates, mahnte er von unnützen Sophistereien ab und vernichtete die metaphysischen Scheinkünste seiner Zeit; so wie Sokrates, brachte er eine völlige Umwälzung in die Philosophie; so wie Sokrates, setzte er dem Glänzenden das Unscheinbare, dem Künstlichen das Einfache, der geschraubten Spekulation den gesunden Menschenverstand entgegen; so wie Sokrates, brachte er die Philosophie vom Himmel auf die Erde, vom Standpunkt theoretischer Allwissenheit auf den Standpunkt praktischen Glaubens; so wie Sokrates, war er ein Feind aller auf Blendung ausgehenden Rhetorik, aber ein

Meister in Knüpfung und Entwirrung logischer Spitzfindigkeiten und Antinomiceen. Auch sind Kant und Sokrates darin einander ähnlich, daß beide keine abgeschlossene Schule bildeten, welcher sie die Grundsätze eines vollendeten und fertigen Systems eingeimpft hätten, sondern beide erklärten ihre Philosophie dem theoretischen Theile nach bis an ihr Ende für werdend und unvollendet, und nur zu der praktischen Gewißheit vom Gesetze des an sich Guten und dem darin enthaltenen Zusammenhang der Seele mit einer göttlichen Existenz bekannten sich beide als zu einer dogmatischen, festen und über allen Zweifel erhabenen Lehre. Denn Kant hielt seine Vernunftkritik nur erst für eine Vorbereitung zu einer zukünftigen Metaphysik, die er sich noch nicht aufzustellen getraute, und Sokrates verschmähete es nicht, bei jedem Gespräche das Forschen wieder von vorne anzufangen, ob sich ihm nicht vielleicht noch ein besserer Weg entdecken möge, als die bisher betretenen, welcher zu der Höhe des einzig Einen hinaufführe, welches das Gute ist. Beider Leben bestand in einer fortgesetzten Prüfung und Kritik sämmtlicher vorangegangener Systeme, bei Sokrates in einer Kritik des Parmenides, Zeno, Heraklit und der Sophisten, bei Kant in einer Kritik von Leibnitz, Wolf, Locke, Hume und den französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts, welchen man wohl, Voltairen an ihrer Spitze, den Namen der Sophisten des modernen Zeitalters passend zuertheilen darf. Kant wäre schwerlich durch das Wolfische System, welches er lehrte, bloß und allein zu einer so gründlichen und durchdringenden Vertheidigung der in ihm schon angedeuteten moralischen Weltordnung angefeuert worden, hätten ihn nicht die hundertstimmigen Echo's von den widerstreitenden, geistreichen und blendenden Lehren eines Helvetius, Condillac, La Mettrie, Maupertuis, Robinet, Rousseau beständig umrauscht und zur unaufhörlichen Disputation mit ihnen aufgefordert, welche vom Sokratischen unaufhörlichen Kampf mit den rednerischen Sophisten sich nur dadurch unterschied, daß der Sokratische dialogisch, öffentlich vor den Ohren Athens geführt wurde und erst später durch Plato, Xenophon und Aeschines aufs Papier kam, der Kantische Streit aber sich monologisch als unaufhörliche Contemplation eines langen und einsamen Lebens in der Stille des Königsberger Studierzimmers vollführte, und sich erst dann der Welt kund gab, nachdem er sich als Kritik der reinen

Vernunft hatte aufs Papier bannen lassen. Dieser Unterschied betrifft also nur die Form und nicht das Wesen; im Wesen sind Sokrates und Kant sich durchaus ähnlich. Sokrates wollte, was Kant wollte. Beide gingen darauf ans, der irre gewordenen Philosophie einen unerschütterlichen Grund aufzufinden. Und weil beide nach demselben strebten, so fanden beide dasselbe. Die reformatorische Macht beider gründete sich darauf, daß beide den ganzen Umfang der vor ihnen eingeschlagenen Denkwege einer Kritik von Grund aus unterwarfen, aber nicht einer bloß verneinenden Kritik, sondern einer aufbauenden, einer Kritik, welche mit wohlwollendem Fleiße, nach Wegschneidung der faulen Zweige, den stehen bleibenden gesunden Stamm in ein kräftiges Wachsthum bringt durch ein stärkeres Zuführen von gesunderen Säften aus der unerschütterlichen Wurzel der praktischen Vernunft, des moralischen Gesetzes. Die Lehre des neuen Sokrates enthielt eine durchaus treffende und fein nuancirte Antwort gerade auf die Fragen, welche sein Jahrhundert an ihn stellte, und eben so war es mit der Lehre des alten Sokrates in Beziehung auf seine Zeit beschaffen. Dies brachte beiderseits Modifikationen sowohl im theoretischen, als praktischen Theil ihrer Lehre hervor. Es ist lehrreich, dieselben näher ins Auge zu fassen und zu beobachten, wie dasselbe ewige Licht des nackten moralischen Gesetzes in verschiedenartiger Atmosphäre auch einen anders gefärbten Schein von sich warf.

Erstlich in theoretischer Hinsicht. Das Alterthum war bis auf Sokrates noch mit Versuchen beschäftigt, den Begriff einer Sache von der Sache selbst zu trennen, dadurch ein eigentlich abstraktes Denken zu begründen und sich aus dem Reiche sinnlicher Vorstellungen in das Reich reiner Abstraktionen zu erheben. Dieser Prozeß, der uns jetzt der leichteste und geläufigste dünkt, ging mit einer solchen Schwierigkeit damals von Statten, daß es erst dem Aristoteles gelang, die allgemeingültigen Gesetze für das abstrakte Denken, Urtheilen und Schließen völlig festzusetzen und systematisch zu ordnen. Einfache logische Sätze, an denen es uns nicht mehr einfällt Anstoß zu nehmen, galten damals noch für Räthsel und Paradoxen. Wir, die wir an logische Gleichungen bis zum Ueberdruß gewöhnt sind, empfinden z. B. keinesweges mehr einen Widerspruch darin, wenn wir denken, daß zwar alle Neger Menschen, darum aber noch nicht alle Menschen Neger sind.

Das Alterthum hingegen, welchem die mathematischen Gleichungen zwar schon sehr geläufig waren, die logischen aber nicht, faßte den genannten Satz auch als mathematische Gleichung: Neger = Mensch, und fand es dann natürlich sonderbar, daß er sich nicht umkehren lasse, indem wir nicht sagen können: Mensch = Neger. Daß dieser und ähnliche Sätze zu Sokrates Zeit für nicht minder schwierige Probleme galten, als heutzutage die Antinomieen und Paralogismen der Kantischen Vernunftkritik, zeigt die geringe Stufe der logischen Ausbildung jener Zeit an, die im eigentlichen Sinn erst daran war, denken zu lernen. Da dem Alterthum die Gesetze der Abstraktion noch so schwer wurden, so war eine Lehre, wie die Kantische, welche dieselben in der höchsten Geläufigkeit der Scholastik voraussetzte, und nun darauf ausging, dieselben in ihrem unrechtmäßigen Umfange zu beschränken, im ganzen Alterthum unmöglich. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir bei Sokrates noch keine Maßregeln zur Einschränkung im Gebrauch metaphysischer Begriffe bei Erkenntniß der göttlichen Gegenstände finden, wenn wir uns bei ihm im Gegentheil zu einem so unumschränkten Gebrauch unseres Abstraktionsvermögens aufgefordert sehen, daß jedes System, welches wir hiernach aufbauen, nothwendig der Scheere der Kantischen Kritik anheimfällt. Sokrates selbst aber hütete sich durch einen richtigen Takt vor solchem Aufbau, und Plato folgte ihm darin. Die theoretische Selbstbeschränkung, welche sich die Philosophie in Sokrates auferlegte, ist also eine eben so große, als die, welche sie in Kant übte, nur daß sie bei Sokrates erst als ein unbestimmter persönlicher Takt, bei Kant hingegen als eine genaue und feste Grenzbestimmung auftreten konnte.

In Beziehung auf den praktischen Theil ihrer Philosophie ist aber zwischen Sokrates und Kant der Unterschied, daß jener als eigentlicher Lehrer der Moral und philosophischer Eiferer für dieselbe zu handeln hatte, indem er selbst öffentlich mit einem leuchtenden Beispiel voranging; Kant aber hatte nichts anderes zu thun, als auf ein uraltes, bis zum Ueberdruß bekanntes und mit dem Tode von tausend Märtyrern besiegeltes Gesetz hinzuweisen. Die Griechen waren ein jugendliches Volk, gewöhnt, auf glänzenden Rennbahnen nach Kränzen zu laufen. Die Schönheit ihres Lebens bestand darin, daß sie auch ihre Schlachten, ihre Sitten all ihr Thun als einen Wettlauf auf Olympischen Bahnen ansahen.

Auch die Bahn der Enthaltsamkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit befand sich unter diesen, und die berühmten sieben Weisen, welche sie liefen, waren zugleich geehrt als Philosophen und Gesetzgeber Griechenlands. Auf diesen alten ehrenvollen praktischen Standpunkt steuerte Sokrates das Schiff der Philosophie wiederum aus den Klippen und Sandbänken, auf die es gerathen war. Sokrates vergleicht sich daher bei Plato selbst mit einem Gymnasten. Den ganzen Tag stand er auf der Palästra des philosophischen Begriffs, und erkämpfte von jedem, der sich mit ihm einließ, die Grundsätze der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Besonnenheit. Als nun aber die gymnastische Ascetik des Sokrates und Epiktet sich in die Moral des Christenthums ergossen hatte wie ein Strom ins Meer; als die Lehre, den Nächsten wie sich selbst zu lieben und zu achten, allgemeines Volkseigenthum geworden war; als eben diese Lehre aber auch die Metaphysik des Neu-Platonismus begierig in sich gesogen hatte, und sich zuerst mit theologischer, hernach mit philosophischer Metaphysik furchtbar überwaldet hatte, fand Kant es für nöthig, mit Umgehung aller Metaphysik sein ganzes Wissen und Glauben wiederum auf den uralten unerschütterlichen Felsen zu bauen, daß man dem Nächsten das thue, was man nur sich selbst gethan wünschen mag, und daß man so gegen sich selbst handle, wie man es gern einem jeden zur Regel machen würde, und daß man sich in alle die reellen Folgen und ideellen Folgerungen ergebe, die aus diesem Thun fließen.

An Kant und Sokrates hat sich auf eine auffallende Weise der alte Satz bewährt, daß die Furcht des Herrn Weisheit sey, und daß eine Geistesstimmung, die mit einer vorherrschenden Lust an den Gesetzen der praktischen Vernunft verbunden ist, auch den hellsten und klarsten Spiegel abgibt für die Auffassung der schwierigsten theoretischen Wahrheiten. Beide besaßen in ihrem Denken eine solche Unbefangenheit und Selbstbeherrschung, daß sie sich für alle Systeme Zeit Lebens offen halten konnten, ohne die Klippen eines matten Eklekticismus, oder eines alle Wahrheit aus den Augen verlierenden Skepticismus jemals fürchten zu dürfen. Sie waren vielmehr Skeptiker voll Ernst und Treue, Zweifler voll Hoffnung, krystallklare Spiegel eines jeden ausgesprochenen Worts, einer jeden möglichen Ueberzeugung. Dies kam aber nur daher, weil sie das Fundament aller Wahrheit so fest unter ihren Füßen

fühlten, und daher gleichsam Himmel und Erde ruhig in Flammen konnten aufgehen sehen, ohne für sich und die von ihnen vertretene Wahrheit eine Haarkrümmung befürchten zu dürfen.

Es ist daher zu schließen, daß die Kantische Philosophie auf die philosophische Entwicklung der Zukunft wohl eine eben so große Einwirkung haben wird, wie sie Sokrates im Alterthum gehabt hat. Was die kurze Zeit betrifft, die von Kant bis auf heute verflossen ist, so widerspricht die Geschichte dieser Vermuthung nicht. Denn so wie im Alterthum Sokrates der Anstoß wurde zu einer völlig neuen Ideenentwicklung, welche aber nach den verschiedensten Seiten auseinanderwich, und in ihrem Auseinanderweichen auch wieder die älteren Lehren des Parmenides, Pythagoras, Heraklit und Demokrit theilweise erneuerte, so hat auch unsere Zeit in Folge der Kantischen Reform wieder von verschiedenen Seiten die Lehren Spinoza's, Leibnitzens, Plato's, Jakob Böhmens u. A. ihr Haupt erheben sehen, und die Kantische Ideenbewegung hat sich schon eben so geschickt als die Sokratische darin bewiesen, altes philosophisches Material zu neuen Zwecken zu benutzen und dadurch auch wieder alte Systeme mit neuen Stützen zu versehen. Die Kantische Philosophie erscheint schon jetzt als die Durchgangspforte für alle Systeme vor ihm und nach ihm. Zu ihr strömen alle hin, um nach entgegengesetzten Richtungen wieder auszuströmen.

Die Leibnitzische Theorie von einer überirdischen Intellektualwelt ist in sie eingedrungen als die Lehre von einem überirdischen Vernunftstaat, worin wir als Geister leben, während wir als Naturwesen der Raum- und Zeitwelt angehören. Diese Theorie ist wieder daraus hervorgeströmt als eine Hegelsche Lehre von dem sich in der Weltgeschichte gesetzmäßig vollführenden Reiche Gottes.

Der Geist Spinoza's ist eingegangen in diese Pforte als eine Anforderung, aus reinen Begriffen ein strenges metaphysisches System (nur innerhalb der Grenzen einer möglichen Erfahrung) zu begründen, und ist in anderer Gestalt wieder daraus hervorgeströmt als eine aus Begriffen construirte Schellingsche Natur-Metaphysik, welche aus dem Urquell des höchsten Begriffs die verschiedenen Natur-Qualitäten stufenweise als Adern rinnen läßt.

Der Locke'sche Versuch einer Naturbeschreibung unseres Vorstellungsschatzes ist eingegangen in diese Pforte als eine Sonderung und Scheidung der verschiedenen Elemente, aus denen unsere

Erkenntniß besteht; er ist in anderer Gestalt daraus hervorgegangen als eine Herbartsche und Beneke'sche Psychologie, welche die Anziehungs- und Abstoßungskräfte der Vorstellungen einer Beobachtung und Berechnung unterwirft.

Die Platonische Dialektik, welche in den Widersprüchen und Labyrinthen der Begriffswelt unseres Verstandes mit bewunderungswürdigem Scharfsinn rechnete, ist ins Kantische System gedrungen als eine Lehre von den Antinomieen und Paralogismen, welche dem über seine Grenzen schweifenden Verstande den Weg versperren. Sie ist in anderer Gestalt wieder daraus hervorgedrungen als ein zwiefacher Versuch, die in Antinomieen liegenden Widersprüche zu beseitigen, entweder durch eine Hegelsche Versöhnung oder durch eine Herbartsche Korrektur derselben.

Die Naturconstruktion des Cartesius, welcher sprach: Gebt mir Ausdehnung und Bewegung und ich will die Natur daraus entstehen lassen, ist ins Kantische System gedrungen als eine physikalische Dynamik aus Anziehungs- und Abstoßungskräften, und ist wieder daraus hervorgegangen als eine Okensche Naturphilosophie, welche von den ersten Anziehungen der Atome an bis in den Organismus des denkenden Gehirns hinauf den Akt eines einzigen sich vollziehenden Selbstbewußtseyns nachweist.

Die Lehren des Grotius und Hobbes sind ins Kantische System gedrungen als Idee zu einem Naturrecht, und sind bereichert und verwandelt wiederum daraus hervorgetreten als Staatslehren, durch welche Männer, wie Hegel und Krause, das Ideal der Platonischen Republik zu übertreffen suchten.

Der mit Abälard angefangene theologische Rationalismus, welcher den Glauben aus der äußeren Autorität in die innerliche Autorität des eigenen Gemüthes hinüberpflanzte, ist in die Kantische Philosophie eingekehrt als eine Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, und ist wieder andersgestaltig daraus hervorgetreten als ein Glaube, welcher seine Dogmen aus den Erregungen und Empfindungen des eignen Herzens empfängt, wie er von Schleiermacher am glücklichsten und wirksamsten ist vertheidigt worden.

Mit einem Worte, das Kantische System ist die Pforte, durch welche Alles aus- und einströmt, was die philosophische Welt vor und nach in Bewegung gesetzt hat, die universelle geistige

Börse, wo sich alle Ideencirkulation concentrirt, um von dort sich in äußersten Weiten wiederum zu verlieren, das philosophische London, welches seine Schiffe in alle Weltgegenden aussendet und wieder zurücknimmt, und für welches kein unbesuchter und unbenutzter Ort auf dem Erdball der menschlichen Begriffe existirt, den es nicht bei seinen Weltumseglungen und Irrfahrten begrüßt und colonisirt hätte.

Die Philosophie des heutigen Tages gleicht einem mannichfaltigen Ausbau von Kammern und Zellen, die zusammen ein schwer überschaubares Ganze bilden. Ein jeder der neueren Philosophen hat nur einen Flügel des Gebäudes inne. Das ganze Gebäude ist aber im Grundriß construirt von Kant. Niemand hat sich nach ihm gefunden, der sich als Beherrscher des Ganzen wieder hätte zu erkennen geben dürfen; sondern indem der eine sich in die Kategorien, der andere in die apriorischen Anschauungen, der dritte in die Untersuchung der Dinge an sich, der vierte in das absolute Subjekt u. s. w. fest nistete, ist die große Anschauung des Ganzen allmählig verloren gegangen, mit welcher Kant alle diese Felder des Denkens in einer gleichmäßigen klaren, wenn gleich erst abstrakten und unerfahrenen Deutlichkeit überschaute. Die Erkenntniß der neueren philosophischen Systeme ist daher ausgebreitet und erfahrungsreich, aber einseitig; der Blick des Kantischen Systems dagegen war allseitig, obgleich unausgebreitet und erfahrungsarm. Die Nothwendigkeit, auf die Kantische Vernunftkritik zurückzugehen, wenn man sich in der heutigen philosophischen Welt gründlich orientiren will, braucht nicht bewiesen zu werden; ein jeder, der an die Sache kommt, fühlt sie von selbst. Wer sich aber einem gründlichen Studium der Vernunftkritik unterzieht, dem springen die Keime zur heutigen Ideenentwicklung daraus aller Orten in überraschender Fülle entgegen. Ihm zeigt sich das Kantische System als ein Begriffsorganismus, der seine Denkbewegungen fortsetzt bis zu einer gewissen Grenze, wo er sich selbst Ziel steckt und eigenmächtig abbricht. Sobald wir aber jene Denkbewegungen in uns selber wieder lebendig werden lassen und das System in unsere eigene Seele nehmen, so setzen sich jene Bewegungen in uns weiter fort und bringen uns nothwendigerweise auf viele Ideengänge, welche denen sehr ähnlich sind, in denen sich die neueren Systeme bewegen, und wir fangen an,

uns zu überzeugen, daß jenes reiche nachherige philosophische Leben, jener stürmische und vielbewegte Jenensische Denkproceß, schon allen seinen wesentlichen Begriffen und Formen nach im Kantischen System enthalten liegt, aber als ein leises und innerliches Pulsiren. Fichte stellte seine Philosophie auch in der That noch dar als das, was sie wirklich war, als einen aus der Vernunftkritik entsprossenen Zweig, aber schon in Schellings Schule wurde es Sitte, auf Kant mit Verachtung herab zu sehen, und bei Hegel gilt die Kantische Kritik vollends nur noch für den untergeordneten Standpunkt des kritisirenden Verstandes, welcher vom Standpunkt der concreten Vernunftwahrheit eben so sehr als ein bloßes Moment überwältigt wird, als das Gesetz des moralischen Imperativs sich hier als ein höchst untergeordnetes Moment in den Wogen des sich mit Trümmern und Leichen darüber hinwälzenden weltgeschichtlichen Processes verlieren muß. Es hat fast das Ansehen, als ob diese Philosophen das Todesurtheil nachträglich auf geistige Art an dem neuen Sokrates vollstrecken wollten, welches sein Jahrhundert auf körperliche Art an ihm zu vollziehen vergaß. Sie waren in diesem Todesurtheil von einer leichteren Art zwar dadurch einigermaßen zu entschuldigen, daß sich eine geistlose und hölzerne Schaar fand, welche, anstatt in den Begriffen Kants weiter zu denken, bei ihnen mit Eigensinn stehen blieb und, obwohl mit Unrecht, den Namen der Kantischen Schule für sich allein occupirte. Sie wurde dann die eigentliche Veranlassung dazu, daß sich die lebendigen Schüler Kants, welche auf dem von ihm eingeschlagenen Wege sich nicht sklavisch, sondern frei bewegten, es für besser fanden, die Gemeinschaft mit dem Kantischen System, von welchem sie nichts desto weniger getragen wurden, zu verläugnen. Zur Zeit des Wachsthums dieser Systeme führte die Verläugnung wenig Schaden herbei, indem man schon um des Kampfes willen, den man mit der Gegenparthei der alten unbeweglichen Kantianer zu bestehen hatte, stets auf die ursprünglichen Kantischen Ideen zurückgetrieben wurde. Denn dieser Kampf wurde recht eigentlich im Schooße des Kantischen Systems geführt, und seine Parteien waren keine andere, als zwei innerhalb dieses Systems bestehende Principien, ein Princip der Stabilität, ein anderes der Bewegung. Jetzt aber, da das trockene Holz des staubigen und dogmatischen Kantianismus längst in Flammen verzehrt ist, da die einzelnen aus der wahren Seele des Kantischen Systems

hervorgegangenen Denkwege sich in entgegengesetzte Richtungen verloren und durch Vermischung mit allen Fächern des Wissens sich in die Weite und Breite zerstreut haben, muß das allmählige Vergessen der Kantischen Mutterphilosophie sich unausbleiblich rächen, schon darum, weil es im Reiche des Gedankens entnervend ist, an einem System zu hangen, welches sich selbst nur für eine dem augenblicklichen Zeitgeist angemessene Erscheinung ausgibt, und dessen Anhänger der größeren Anzahl nach ihre laue Anhänglichkeit nur dadurch begründen, daß sie sagen, sie halten sich eben ans System der Jetztzeit, und ein System könne nicht anders widerlegt werden, als durch ein neues System.

Wenn wir demnach einen Rückblick werfen auf die beschriebene wunderbare und die Aufmerksamkeit so magisch fesselnde Figur, welche die Stellung Kants in der Ideengeschichte der Neuzeit bildet, so fallen folgende Hauptpunkte und Beziehungen dabei ins Auge:

Wir versinken hier erstlich aus dem gemeinen Tageslicht einer oberflächlichen und gedankenlosen Anschauung der Sinne in die gestirnte Nacht eines Denkens mit bewaffnetem Auge, mit geläuterten und gereinigten Begriffen, eines Denkens, welches unser geistiges Anschauungsvermögen gleich dem Apparat einer Sternwarte weit über die Grenzen des kleinen Erdballs, welchen wir bewohnen, zur Erkenntniß der wahren Gestalt des Universums hinüberträgt.

Wir entdecken dann, daß das Gesetz dieser nicht mehr terrestern, sondern universellen Ordnung der Dinge auch nicht mehr ein physiologisches oder psychologisches, sondern ein moralisches sey.

Wir entdecken ferner, daß diese Erkenntniß als philosophisches System schon einmal im Alterthum vorhanden war, und dort mit dem Namen Sokrates bezeichnet ist.

Wir entdecken endlich in dieser Erkenntniß das Centrum und die Durchgangspforte aller philosophischen Ideenströmungen in alter und neuer Zeit.

Und aus diesem allen ergibt sich im Urtheil eines Jeden von selbst die Wichtigkeit der Stellung, welche die Kantische Philosophie im Leben Europa's schon einnimmt und nothwendig immer mehr einnehmen wird, so wie die Bedeutung des weltgeschichtlichen Ruhms, auf welchen sein Erfinder so lange die Ansprüche haben wird, als die menschliche Vernunft nicht ihrer eigenen Macht und Würde vergißt. C. Fortlage.

Das englisch=amerikanische Bankwesen
in seinen
commerziellen, politischen, staatswirthschaftlichen
und moralischen Beziehungen.

---

* * * Every loan
Is not a merely speculative hit,
But seats a nation or upsets a throne.
Republics also get involved a bit;
Columbia's stock has holders not unknown
On 'Change; and even thy silver soil, Peru,
Must get itself discounted by a Jew.
Byron's Don Juan.
Canto XII 6

Die amerikanische Bankfrage hat in so vielerlei Richtungen die Interessen der commerziellen Welt in Anspruch genommen, sie hat ihren zerstörenden, lähmenden Einfluß auf die Politik und das ruhige Fortschreiten der Vereinigten Staaten so sichtbar an den Tag gelegt, und so wesentlich auf den moralischen Charakter des Volkes eingewirkt, daß eine nähere Betrachtung derselben wohl nicht unnütz und selbst für europäische Leser von Bedeutung seyn kann. — Die merkantilen Verhältnisse aller Nationen sind so eng mit einander verknüpft und der materielle Wohlstand der Völker steht mit denselben in solchem innigen Zusammenhang, daß eine Handelsrevolution, wie die durch das englische und amerikanische Bankwesen hervorgerufene, in ihren Folgen nothwendigerweise auch entferntere Staaten berühren und mehr oder weniger nachtheilig auf sie einwirken muß. Aber auch der durch dasselbe hervorgerufene politische Zustand ist

beachtungswerth, um so mehr, da in neuester Zeit mehrere Staaten sich demselben günstig bewiesen, und durch die Einführung von Zettel- und Discontobanken ihrem Handel neuen Aufschwung zu geben suchten. Die durch die Einführung und Vermehrung von Banken geänderten staatswirthschaftlichen Verhältnisse kommen hier ebenfalls in Betrachtung, so wie der Einfluß, den jede solche Aenderung auf den sittlichen Zustand eines Volkes ausüben muß. Es wäre sonach dieser Gegenstand, wie bereits die Ueberschrift dieses Artikels ausspricht, zuerst in seinen commerziellen und staatswirthschaftlichen, sodann aber in seinen politischen und moralischen Folgen zu betrachten; den Schluß könnte sodann der Leser für sich selbst ziehen und denselben auf irgend ein beliebiges Staatensystem anwenden. In der Bearbeitung desselben hat der Verfasser kein eigenes politisches Vorbild im Auge gehabt, kein besonderes staatswirthschaftliches oder philosophisches System; wohl aber ist er der Erfahrung treu geblieben, und den aus ihr hergeleiteten Lehren. Er betrachtete die amerikanische Bankfrage stets als eine rein praktische, ins Leben eingreifende, und hat sich daher auch bemüht, sie ganz aus diesem Gesichtspunkte aufzufassen, und ohne Berücksichtigung irgend einer schulgerechten Theorie, die mit ihr zusammenhängenden Thatsachen dem Leser deutlich vor's Gesicht zu führen.

Der rein merkantile Theil dieser Frage läßt sich zuvörderst aus zwei Gesichtspunkten betrachten: dem geschichtlichen, und dem rein theoretischen, woraus sich der Schluß: „in wie ferne die bis jetzt eingeführten Banken ihrem ausgesprochenen Zwecke entsprochen,“ von selbst ergibt.

Das gegenwärtige Banksystem mit allen seinen politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Folgen nahm seinen Ursprung im Jahr 1609 mit der Gründung der Bank von Amsterdam. Die Banken von Venedig und Genua sind zwar älter, es waren dies aber einzelne, für sich bestehende und mit dem gegenwärtigen System durchaus nicht zusammenhängende Institute. Die Bank von Amsterdam war eine reine Depositenbank — ein bloßes Magazin für Gold und Silber — welche keinen andern Zweck hatte, als den kaufmännischen Verkehr zu erleichtern und die edeln Metalle selbst gegen Abnützung und Veruntreuung (durch Beschneiden und Durchlöchern) zu bewahren.

Auch war die Errichtung einer solchen Depositenbank, gleich der später entstandenen Bank von Hamburg, ein Hauptmittel, einen

bestimmten Münzfuß einzuführen, und den Kurs der aus allen Ländern zusammenfließenden Geldsorten nach einer festgesetzten Einheit zu reguliren. Die ganze Einrichtung war so einfach wie möglich. Der Deponent, das heißt derjenige, welcher Gold oder Silber der Bank in Verwahrung gab, wurde für den Betrag desselben in den Büchern der Bank ins Haben geschrieben und erhielt dafür ein Certifikat, welches, da es transferabel war (girirt werden konnte), von einer in die andere Hand ging, und, da die Bank zu jeder Zeit bereit war, dasselbe gegen eine mäßige Vergütung für die Kosten des Aufbewahrens der edeln Metalle wieder einzulösen, statt der klingenden Münze in Umlauf gesetzt wurde. Diese Bank-Certifikate wurden nach und nach zum cirkulirenden Medium von Holland, das heißt, verrichteten den Dienst des Handels und der Gewerbe, während die edeln Metalle, die sie Gulden für Gulden repräsentirten, ruhig in den Gewölben der Bank schliefen, und dadurch gegen die Gefahren des Abnutzens und des Verlustes durch den Gebrauch gesichert waren. Auf diese Art wurde ein Papiergeld gegründet, welches die ganze Sicherheit, Einheit und Solidität der edeln Metalle mit der Leichtigkeit der Transportation und den größeren Vortheilen von Wechselbriefen verband und zugleich dem Staate eine Auslage von mehreren Millionen Gulden ersparte. Mac Culloch schätzt die Summe des jetzt in England cirkulirenden Geldes auf sechzig Millionen Pfund Sterling. Bestünde diese einzig in Gold, * so wäre dieselbe für die gegenwärtigen Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe noch lange nicht hinreichend; durch das Bankgeschäft aber wird der Umsatz so erleichtert und dabei so viel Zeit gewonnen, daß die Summe von 60 Millionen die von wenigstens 200 ersetzt, welche man sonst zum Behufe desselben Verkehrs nöthig haben würde. Nehmen wir

* Nach englischen Gesetzen sind nur Gold und Noten der englischen Nationalbank als Baarzahlungen zu betrachten. Eine in Silber über den Betrag von 39 Schillingen angebotene Zahlung kann von dem Empfänger zurückgewiesen werden. Auch cirkuliren die in England geprägten Silbermünzen 5 Proc. über ihren eigentlichen inneren Werth, das heißt sie sind 5 Proc. geringhaltiger als die ihnen aufgeprägte Zahl. Dies geschieht, um die Ausfuhr der für die arbeitenden Klassen unumgänglich nothwendigen Scheidemünze zu verhüten. Die Noten der Bank von England sind überall als Baarzahlungen statt Gold anzunehmen, die Bank selbst aber ist verbunden, ihre Gläubiger in Gold zu bezahlen.

nun an, daß das Gold durch den Umsatz jährlich nur $\frac{1}{4}$ eines Prozent durch Abnützung verliert, so ergibt sich auf die Summe von 200,000,000 Pfd. Strl. allein ein Verlust von einer halben Million. Rechnet man nun noch die bei weitem größeren Transportkosten, den momentanen Verlust der in Transportation begriffenen und durch keine Repräsentanten ersetzten Kapitalien, so wie die Interessen der auf Zeit gestellten Wechselbriefe hinzu, so kann man die ganze durch die Banken erzielte Ersparniß auf nicht viel weniger als $3\frac{1}{4}$ Mill. Pfunde oder ungefähr auf 5 Proc. des jetzt circulirenden Geldes anschlagen. Ein Land, wie Frankreich, Deutschland oder Amerika, in welchem das System der Anweisungen (**checks** und **drafts on a banker**) weniger ausgebildet und vervollkommnet ist als in England, brauchte bei einer ähnlichen Ausdehnung seines Handels und seiner Gewerbe vielleicht eine dreimal größere Summe cirkulirenden Geldes, und insofern dieses aus Gold bestünde, wäre der Gebrauch desselben mit einem jährlichen Verluste von vielleicht zehn oder fünfzehn Procenten des ganzen in Umlauf gesetzten Mediums verbunden. In den Ländern, wo Silber den Hauptbestandtheil des cirkulirenden Geldes bildet, wie dies z. B. in Frankreich, Deutschland und Nordamerika der Fall ist, würde dieser Verlust, im Verhältniß zu den größern Transportationskosten und der hiedurch oder durch Wechselbriefe verlornen Zeit, noch größer seyn, und in den Vereinigten Staaten endlich, wo der Süden der Markt aller Erzeugnisse, der Norden aber, wegen der Einfuhr, der Platz ist, auf dem remittirt wird, müßte derselbe bei der stets steigenden Ausbreitung des Handels und der Manufakturen in kurzer Zeit die Summe aller jetzigen Staatseinkünfte erreichen, und eine direkte Besteurung des ganzen Volkes zur Folge haben.

Es ist somit keinem Zweifel unterworfen, daß eine sichere, wohleingerichtete Depositenbank, nach dem Muster der im Jahr 1609 eingeführten Bank von Amsterdam, nicht nur im Allgemeinen zur Erleichterung des Verkehrs und des Handels, sondern auch zu bedeutenden Ersparnissen im Staatshaushalt selbst benützt werden kann. Es bleibt sonach nur noch die Frage zu beantworten: ob eine Bank dieser Art keinen Mißbräuchen unterworfen ist, und ob die durch sie drohenden Gefahren mit den von ihr zu erwartenden Vortheilen einigermaßen im Verhältniß stehen.

Zu diesem Zweck müssen wir auf die Operation eines solchen Instituts

etwas näher eingehen. Zuerst ist vorauszusehen, daß wegen der von ihm gebotenen Sicherheit alle bemittelteren Klassen, Kaufleute, Banquiers und Fabrikanten, sich desselben zur Aufbewahrung ihrer Gelder bedienen, und von letzteren nur so viel in Händen behalten würden, als zu ihrem täglichen Gebrauch gerade nothwendig ist. Die Bank muß demnach der Depositar aller im Großhandel cirkulirenden Summen werden, wie dies ebenfalls die Geschichte der holländischen, englischen und amerikanischen Banken nachweiset, und wovon vielleicht in wenigen Jahren noch ganz andere Institute Beweise liefern dürften. Diese Summen würden zwar von Zeit zu Zeit der Bank wieder abgefordert werden, da aber jeder bedeutende Kaufmann mit der Bank in Verkehr stehen müßte, so würden bald alle großen Geschäfte durch Anweisungen auf die Bank oder durch Umschreibungen in den Büchern der Bank abgemacht werden, und das baare Geld nach und nach ganz, wenigstens aus dem Großhandel, verschwinden. Da die Bank keine Anweisungen auf sich selbst, daß heißt, keine Banknoten ausgeben würde, so hätte sie auch nicht zu befürchten, daß man die ihr anvertrauten edeln Metalle, außer zum Behuf ihrer Versendung ins Ausland, zurückverlangte; sie wäre also gegen Reclamationen von Seite ihrer Deponenten so ziemlich sicher gestellt, und hätte nur die Handelsbilanz anderer Länder zu fürchten, insofern dieselbe, den Activhandel der Nation übersteigend, den unmittelbaren Münzschatz derselben in Anspruch nehmen würde. In einem Lande, wie England, welches bis jetzt noch immer eine Handelsbilanz gegen alle Länder der Erde hat, wäre daher dies am wenigsten zu fürchten. Holland, zur Zeit der Errichtung der Bank von Amsterdam, hatte beinahe den ganzen Activhandel Europas in Händen, denn es war das eigentliche Magazin aller europäischen und Colonialprodukte, und hatte daher noch weniger an eine Ausfuhr der edeln Metalle zu denken; aber der Fall ist verschieden in den Vereinigten Staaten, wo in den letzten vier Jahren, ungeachtet der steigenden Ausfuhr von Baumwolle, Tabak, Reis und verschiedenen Arten von Manufakturen, die Einfuhr aus England und Frankreich dennoch die ganze Exportation um mehr als vierzig Millionen Thaler überstieg. — Es ist daher vorauszusehen, daß bei Errichtung einer solchen Depositenbank die Summe der von ihr aufbewahrten Gelder, im Verhältnisse zu den Fluktuationen des Handels, steigen oder fallen müsse. Nehmen wir nun an, daß zur Zeit der ungünstigsten

Handelsbilanz dieselbe bis auf zehn Millionen sich vermindere, zur Zeit des größten Activhandels aber bis auf zwanzig Millionen steige, so würde die Bank bald das Minimum ihrer permanenten Depositengelder kennen lernen, und dasselbe, oder doch den bei weitem größeren Theil desselben, ohne Gefahr des Entdeckens, an den Staat oder an Private und Corporationen ausleihen können. Die so ausgeliehenen Summen könnten sogar ins Ausland versendet werden, während die Bankanweisungen statt Münze im Lande selbst cirkulirten, so daß statt des eigentlichen Münzwerthes der an dessen Stelle gesetzte Bankcredit zum cirkulirenden Medium würde. Ginge die Bank mit vorzüglicher Klugheit zu Werke, so würde sie vielleicht eine Million über dem Minimum ihrer Depositen als Reservefond zurückbehalten, um unvorhergesehenen Fällen zu begegnen, den Rest von neun Millionen aber könnte sie ruhig auf Zinsen leihen und bei einem Zinsfuß von fünf Prozent 450,000 Gulden jährlich darauf gewinnen. — So weit die Theorie. — Geschichtlich bewies sich die Möglichkeit eines solchen Verfahrens in den Verhandlungen der Bank von Amsterdam. Diese lieh Millionen der ihr anvertrauten Gelder, für deren sichere Verwahrung die holländischen Kaufleute noch dazu eine Prämie bezahlten, an die holländisch-ostindische Compagnie und an die Provinzen von Holland und West-Friesland, ohne daß das Faktum vor dem Einbruch der französischen Truppen im Jahr 1794 entdeckt oder auch nur geahnt worden wäre. Daß die Bank von Amsterdam von den ihr anvertrauten Summen keinen größern Mißbrauch machte; daß sie die ihr zu Gebote stehenden Gelder nur in sichere Hände legte; daß sie ihren unbezweifelten Kredit nur zu Gunsten einzelner reicher Provinzen und zur Unterstützung der ihrer Hülfe sehr bedürftigen ostindischen Compagnie verwendete; daß sie dieselben Begünstigungen nicht auch auf Privatpersonen ausdehnte, und hierdurch die Sicherheit ihrer Kapitalien aufs Spiel setzte: — das ist im Allgemeinen der Klugheit, Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit der Nation zuzuschreiben, unter welcher sie ins Leben trat; die Gesetze und Einrichtungen der Bank selbst lieferten hiervon keine Bürgschaft.

Aber die Bank von Amsterdam, wie die von Hamburg, war in ihrer Einrichtung gänzlich verschieden von der englischen Nationalbank und von den noch weiter ausgedehnten, verbildeten und verzerrten Leih- und Zettelkassen in Amerika. Wir wollen vor der Hand der stufenweisen Ausbildung des Banksystems folgen und kommen somit

zuerst auf die Bank von England. Daß die Bank von Amsterdam keine erdichteten Depositen-Certifikate ausstellte und in Umlauf setzte, was sie ohne Gefahr des Entdeckens eben sowohl hätte thun können, als einen Theil der ihr anvertrauten Gelder auf Zinsen leihen (in beiden Fällen nämlich ergibt sich derselbe Unterschied zwischen der ganzen Summe der Bankanweisungen und den eigentlichen Depositen in baarem Gelde), ist so ziemlich erwiesen und steht mit der allgemein anerkannten Rechtlichkeit und Geradheit des holländischen Handelsgeistes im vollkommensten Einklang; rascher, kaufmännisch-künstlicher und weniger ängstlich verfuhren die Engländer.

Die Bank von England kam im Jahr 1694, also 85 Jahre nach der von Amsterdam zu Stande, und war die erste Depositen-, Disconto- und Zettel-Bank. Ihr Kapital bestand aus 1,200,000 Pfd. Strl., die sie der Regierung lieh, und für welche sie die Schuldverschreibungen derselben als Fond in die Kasse legte. Die Zinsen dieser Staatsschuldscheine waren zuerst auf jährliche acht Procent festgestellt. Die Zettel (Banknoten), welche die Bank auszugeben befugt war, wurden bei allen Staatskassen als baares Geld angenommen und die Staatseinkünfte selbst bei der Bank deponirt. Ueberdies hatte die Bank die Vollmacht, Tresorscheine in Umlauf zu setzen und der Regierung Geldvorschüsse zu leisten. Welcher Uebergang ist dies nicht von der einfachen, soliden Organisation der Bank von Amsterdam zu einer mächtigen, zusammengesetzten Staats- und Handelsmaschine! Als eine Depositenbank hatte sie das Recht, nicht nur Gelder in Verwahrung zu nehmen, um sie auf Verlangen der respektiven Deponenten wieder zurückzustellen, sondern sie war auch befugt, die ihr anvertrauten Gelder zum Besten der Institution zu gebrauchen und auszuleihen; als eine Zettelbank gab sie Banknoten aus, die auf ihren Staatsschuldverschreibungsfond und auf die ihr anvertrauten Depositen gefußt waren, und als Discontobank endlich discontirte sie mit respektablen Giranten versehene Tratten oder Sola-Wechsel gegen etwas höhere Zinsen, als Privatpersonen zu nehmen das Recht hatten.* „Um das letztere Verfahren genauer zu würdigen,“ sagt ein berühmter

* Der Unterschied zwischen Bank- und Privatzinsen ist dieser: die Bank zieht von dem Betrage des Wechsels die ganzen Interessen für die Zeit, die derselbe zu laufen hat, ab; —

amerikanischer Staatsmann,* „müssen wir dasselbe, nicht wie gewöhnlich irrthümlich geschieht, als ein Darleihen, sondern als einen Austausch von Kredit betrachten. Bei Escontirung eines Wechsels nimmt die Bank in Form eines Versprechens den Kredit eines Individuums, dessen Zahlungsfähigkeit so unbezweifelt ist, daß sein Wechsel von einem andern, ebenfalls zahlungsfähigen Individuum umsonst indossirt wird,** und gibt dafür ihren eigenen Kredit, ihr eigenes Versprechen zu zahlen in Form einer Banknote. Das ganze Verfahren ist offenbar nur ein Austausch von Kredit. Fallirt der Aussteller und Indossant, so trifft der Verlust die Bank; fallirt aber die Bank, so fällt der Verlust aufs Publikum; und doch heißt diese Verhandlung, in welcher auf der einen Seite die Bank, auf der andern aber das Publikum bloßgestellt wird, ein Darleihen, und hat die Bank das Recht, für dasselbe mehr Interessen zu berechnen, als Privaten erlaubt ist, die dabei ihr eigenes Kapital aufs Spiel setzen."

Laßt uns jetzt die unmittelbaren Folgen der Verbindung der Bank mit der Staatsverwaltung betrachten. Hier ist das in die Augen Springende die Allianz zwischen Staats- und Bank-Credit und die Quasi-Indossirung der Banknoten durch den Staat mittelst ihrer Annahme an Geldes Statt bei allen öffentlichen Kassen. Diese

---

Privatpersonen hingegen zahlen, bei Escontirung eines Wechsels, für denselben diejenige Summe, die mit Einschluß der Interessen bis zum Verfallstag gerade den Betrag des Wechsels ausmacht. In der Geschäftssprache Englands unterscheidet man diese zwei verschiedenen Arten, Interessen zu berechnen, mit „interest on" und „interest off." Um dies durch ein Beispiel dem nicht kaufmännischen Leser deutlich zu machen, sey ein Wechsel von 1000 fl., in sechs Monaten zahlbar, zu fünf Procent bei der Bank zu escontiren, so wird dieselbe $2\frac{1}{2}$ Proc. von 1000 fl. oder 25 fl. vom ganzen Betrag abziehen, also für denselben 975 fl. auszahlen. Das eigentliche mathematisch-rechtliche Verfahren aber wäre dieses: Welches Kapital mit $2\frac{1}{2}$ Proc. Zinsen gibt 1000 Gulden?

$$x + \frac{2\frac{1}{2}}{100} x = 1000$$
$$200 x + 5 x = 200000$$
$$x = 975\tfrac{25}{41}.$$

Die Bank hat also um mehr als einen halben Gulden zu viel genommen.

* John C. Calhoun in seiner am 3. Okt. 1837 im Senat der Vereinigten Staaten gehaltenen Rede.

** Nicht indossirte Wechsel werden von der Bank nicht discontirt.

Staatsgarantie mußte zuerst die Cirkulation der von der Bank ausgegebenen Noten vermehren, sodann aber, durch die Deponirung derselben als Staatskapital bei der Bank selbst, letzterer nicht nur den Gewinn, der ihr durch die Abstraktion ihrer Noten zufiel (die, so lange sie als Staatskapital bei der Bank deponirt, als ein unverzinsliches, der Bank geliehenes Kapital betrachtet werden müssen), sondern durch diejenigen Vortheile sichern, die ihr der Gebrauch der Staatseinkünfte bis zu ihrer endlichen Ausbezahlung für die Bedürfnisse der Verwaltung gewährte. Fassen wir diese ganze complexe Operation kurz zusammen, so ergibt sich, daß die Bank von England, in ihrer Eigenschaft als Staatsgläubiger, die Regierung selbst mit Noten bezahlte, die auf dieselben Staatsschuldverschreibungen gefußt waren, worauf ihr die Regierung 8 Procent Interessen vergütete. Die Bank lieh also der Regierung bloß ihren eigenen Kredit zurück. Mit solchen außerordentlichen Privilegien und Begünstigungen — die ihr noch dazu ausschließlich als Monopol zukamen — ausgestattet, ging das Kapital der Bank in etwas mehr als 100 Jahren, vom Jahr 1694 bis 1797, von 1,200,000 auf 11,000,000 Pfund Sterling, und dies hauptsächlich durch neue, aus dem Gewinn der Bank der Regierung geleisteten Vorschüsse, über den Betrag der jährlich unter den Actionärs vertheilten Dividende.

Während dieser ganzen Epoche hielten das brittische Publikum und zum Theil die Kaufleute des Continents die Bank von England für eben so sicher als die von Amsterdam, obwohl dieses Institut von einer einfachen Depositenkasse in eine einfache Depositen-, Disconto- und Cirkulationsbank übergegangen war. Ihre Noten wurden allgemein den edlen Metallen gleichgeschätzt, als ob sie gerade Pfund für Pfund dieselben repräsentirten, wie dies bei den ursprünglichen Certifikaten der Bank von Amsterdam der Fall war. Kein Mensch glaubte damals, daß es der Bank je möglich wäre, den Kredit ihrer Noten von dem Augenblicke an aufrecht zu erhalten, wo diese aufhören würden in Gold oder Silber convertibel zu seyn. Auch dachte niemand daran, daß durch sie das Aggregat des cirkulirenden Geldes vermehrt und hiedurch der Preis aller Gegenstände verhältnißmäßig in die Höhe getrieben würde. *

* Calhoun's Rede. Oktbr. 3. 1837.

Alles dies, bemerkt Calhoun, der beste amerikanische Financier, welcher in der ersten Zeit der Jackson'schen Verwaltung Finanzminister war, war jedoch eine große Illusion. Die von der Bank ausgegebenen Noten repräsentirten vom ersten Augenblick an keineswegs die edlen Metalle; sie waren nicht die Repräsentanten, sondern das Substitut für Gold und Silber. Statt den gemeinen Dienst der Cirkulation zu versehen, während die edlen Metalle gegen Veruntreuung und Abnützung in den Gewölben der Bank gesichert ruhten, traten sie an die eigentliche Stelle derselben, und setzten hiedurch den Werth der Münze herab, oder verdrängten dieselbe theilweise aus dem Lande. Jede Banknote, behauptet derselbe Staatsmann, welche an die Stelle des Goldes oder Silbers trat, machte die Cirkulation der letzteren unnöthig, und verminderte hierdurch den Werth der edlen Metalle. In Folge dessen aber mußte sich die Consumtion derselben vergrößern, während ihr Ersatz sich verminderte, indem das baare Geld stets weniger produktiv wurde. Das System setzt Gold und Silber als die eigentliche Basis der Bankcirkulation voraus, muß aber seiner Natur nach diese Grundlage gerade im Verhältniß zur Circulation selbst vermindern, und hiedurch sich selbst untergraben. — Statt die Cirkulation zu erleichtern, was man sich doch hauptsächlich von jeder Bank versprechen sollte, treten die von ihr ausgegebenen Noten über kurz oder lang in einen eigentlichen Conflikt mit der Münze, wie dies theilweise in England, in Amerika aber allgemein der Fall war, und wie die Geschichte aller Zettelbanken unter mehr oder weniger günstigen oder nachtheiligen Umständen überall nachweist. *

* Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die amerikanischen Banken die Vorliebe für ihre Zettel beim gemeinen Volk zu erwecken suchen. Die von ihnen ausgegebenen Noten nämlich sind nicht, wie die englischen oder französischen, einfach geschriebene oder gestochene Schuldverschreibungen, sondern mit den schönsten Stahlstichen, Allegorien des Handels, der Schifffahrt und der Manufakturen und den Bildnissen der größten amerikanischen Patrioten, wie Washingtons, Franklins, Jeffersons, und in letzterer Zeit mit denen der Herren Clay und Webster — verziert, während man spottweise Kupfer- und Silbermünzen mit dem Bildnisse Jackson's schlagen ließ, auf deren Rückseite sich ein Schwein, ein Esel und dergleichen abgebildet befanden. Vielleicht war dies eine etwas grobe und schlechte Anspielung auf die Allegorien der eigentlichen amerikanischen Münzen, welche auf der einen Seite das

Im Jahr 1797 sah die Bank von England durch die unglücklichen Ereignisse jener Zeiten sich genöthigt, ihre Baarzahlungen einzustellen, und dem Publikum über ihren eigentlichen Zustand die Augen zu öffnen. Damals rettete nur ein Sonntag dieselbe vor gänzlichem Bankerott. Die Bank hatte nämlich am 25. Februar 1797 nur noch 1,272,000 Pfd. Sterling in der Kasse, und man erwartete den darauf folgenden Montag einen allgemeinen Andrang (a run upon the bank). Da erschien denn Sonntags der merkwürdige Geheimerathsbefehl, welcher der Bank verbot, ihre Noten mit baarem Geld einzulösen, ehe das Parlament deßhalb einen Beschluß gefaßt habe; das Parlament beschloß aber, daß diese Restriktion bis 6 Monate nach geschlossenem Frieden fortbestehen solle.

„Vorher," sagt Mac Culloch,* „ehe die Verordnung wegen der Bankrestriktion erlassen worden war, hatte allgemein der Glaube geherrscht, daß es unmöglich sey, Banknoten in Umlauf zu setzen, welche nicht jeden Augenblick in Gold (heißt so viel als baares Geld, weil in England nur Gold die eigentliche Zahlungsvaluta ist) umgewandelt werden können; aber der Erfolg zeigte, daß dies nicht der Fall war. Obgleich die Noten der Bank zu jener Zeit nicht für gesetzliche Zahlungsmittel erklärt waren (d. h. obgleich jedermann sie bei Wechseln und anderen Zahlungen zurückweisen konnte), so wurden solche dennoch allgemein und unweigerlich als baar Geld angenommen, und zwar eben sowohl in den Zahlungen an die Regierung, als von dem größten Theil der Nation."

„In den darauf folgenden drei Jahren," fährt Mac Culloch fort, „waren die Noten-Emissionen so mäßig, daß dieselben dem Gelde im Kurse nicht nur gleich standen, sondern sogar noch mit einigem Agio bezahlt wurden. In der letzten Hälfte des Jahrs 1800 wurden sie dagegen so vermehrt, daß sie wieder 8 Procent gegen Geld verloren; sie erhoben sich aber bald wieder auf Pari."

Mac Culloch führt diese Fakta zwar an, sucht sie aber auf keine Weise zu erklären. Zwar scheint ihm die Wahrheit

---

Sinnbild der Freiheit, von einer Sternenglorie umgeben, auf der andern aber den amerikanischen Adler (welcher freilich mehr einer Eule ähnlich sieht), mit der Ueberschrift „E pluribus unum" enthalten.

* Wir citiren hier, da wir das Original nicht bei der Hand haben, die deutsche Uebersetzung von L. R. Schmidt. Stuttgart und Tübingen J. G. Cotta'sche, Buchhandlung.

vorgeschwebt zu haben, wie aus seiner allgemeinen Definition von Banknoten hervorgeht; aber er scheint seinen Gegenstand doch mehr abstrakt (wissenschaftlich), als von der praktischen (kaufmännischen) Seite betrachtet zu haben; daher vermissen wir auch in seinem ganzen Artikel „über Banken“ und namentlich in seinen sehr mangelhaften Angaben über die Banken von Amerika die eigentlichen staatswirthschaftlichen und politischen Belehrungen über diesen Gegenstand. * Er sagt nämlich in der Einleitung zu jenem Artikel mit seinem charakteristischen Scharfsinn, der sich, wo er anonym ist, wie z. B. in den Mittheilungen im Edinburgh Review noch viel deutlicher ausspricht: **

„Anweisungen und Handscheine, von Einzelnen und Handelshäusern ausgestellt, erhalten sich nur im Umlauf, weil diejenigen, welche sie annehmen, unbedingtes Vertrauen in Vermögen und Zahlungsfähigkeit der Aussteller setzen, und weil sie überzeugt sind, bei deren Verfall pünktlich bezahlt zu werden. Sollte sich gegen die Aussteller irgend eine Art von Mißtrauen zeigen, so würde ihnen jede fernere Ausgabe derselben unmöglich werden und die bereits ausgegebenen würden sogleich wieder an sie zur Bezahlung (Einlösung) zurückgesandt *** werden. Dieses ist jedoch nicht auf das eigentliche Papiergeld anzuwenden oder auf Banknoten, welche für gesetzliche Zahlungs-Valuta erklärt sind. Es ist nicht nöthig, um den Kredit solcher Banknoten zu erhalten, daß sie überhaupt zahlbar sind; das Einzige, was dazu erforderlich wird, ist, sie in beschränkter Menge auszugeben.“

Dies ist zwar ein unbestreitbarer Erfahrungssatz; aber der Leser ist dabei doch mystifizirt. Wenn mit der „beschränkten Menge“ gemeint ist, daß die Banknoten in einem unabänderlichen Verhältnisse zum wirklichen Daseyn des Werthes, den sie repräsentiren, ausgegeben werden sollen, so bleibt noch immer zu erörtern, worin dieses Verhältniß eigentlich besteht, und es ergäbe

* Vielleicht hat er sich auch absichtlich dessen enthalten, um nicht den Anschein eines politischen Parteigängers zu gewinnen.

** Auf diese werden wir später zurückkommen.

*** In der bereits angeführten Uebersetzung heißt es zwar: an Zahlungsstatt eingehen; dies ist aber offenbar nicht der Sinn des Originals; „for payment“ heißt dort zur Bezahlung, wie aus dem Sinn des ganzen Satzes deutlich genug hervorgeht.



sich sodann von selbst, daß mit jeder Aenderung desselben auch die Sicherheit der Banknoten und des Publikums Gefahr laufen müßte. Nun ist aber das Verhältniß der Banknoten zum baaren Gelde in keinem Lande zu verschiedenen Zeiten dasselbe gewesen, und kann bei einer Abweichung von dem in Amsterdam festgestellten System schlechterdings nicht dasselbe bleiben; woraus der nothwendige Mißbrauch des Papiergeldes sich von selbst ergibt. — Versteht aber Herr Mac Culloch unter einer beschränkten Menge, nur Ausgabe von Noten, welche im Verhältnisse zu dem Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe besteht, so geräth er hier offenbar auf ein Dilemma. Denn es ist das eine durch das andere bedingt, und kann eine vermehrte Banknotenausgabe die Gewerbs- und Handelsthätigkeit momentan eben so heben, als die vermehrte Thätigkeit des Handels und der Gewerbe die Vermehrung des Papiergeldes hervorrufen. Es ist aber eben diese Ungewißheit und die hiedurch häufig eintretenden Handelskrisen ein Hauptübel des ganzen Systems.

Wir wollen aber Herrn Mac Culloch weiter reden lassen.

„Jedes Land," sagt er, „bedarf hinreichender Tauschmittel; es kommt aber wenig darauf an, ob diese Mittel als Repräsentanten der Valuten in gemünztem Golde oder in Banknoten bestehen." Mit diesem Satz sind wir keineswegs einverstanden. Vielmehr behaupten wir, in Uebereinstimmung mit dem Vorausgeschickten, daß bei einer Abweichung von dem System der Bank von Amsterdam die Banknoten keiner Bank, sie stehe in welchem Kredit sie immer wolle, wahre Repräsentanten der Valuten seyn können. Ebenso glauben wir nicht, daß gemünzte Metalle bloß Repräsentanten der Valuten sind, sondern wir halten sie vielmehr für die wirklichen Valuten und haben hierin zwar nicht alle, aber doch einen sehr großen Theil der berühmtesten Staatswirthschaftslehrer, wenigstens derjenigen, die in neuester Zeit Gelegenheit hatten, sich Erfahrungen zu sammeln, für uns. Es ist nämlich ein großer Irrthum, wenn man glaubt, es könne irgend etwas als Maßstab des Werthes der Dinge gelten, was selbst keinen eigenen Werth besitzt. Man könnte eben so gut ein Wesen ohne Länge, Breite und Tiefe zum Maß des kubischen Inhalts eines Körpers annehmen. Geld als Maßstab des Werthes der Dinge ist seiner Natur nach den Gesetzen aller Maße unterworfen. Länge wird

durch Länge, Gewicht durch Gewicht und Werth durch Werth gemessen. Wie es nun nöthig ist, den Maßstab der Längenmaße, die Einheit des Gewichts u. s. w. zu bestimmen, eben so nothwendig ist, die Einheit des Werthes zu bezeichnen, als da sind Gulden, Kreuzer, Thaler u. s. w. — Der Werth der zum Maßstab des Werthes angenommenen Einheit, das heißt der Werth eines Geldstücks, hängt von der Quantität des edeln Metalles ab, aus dem es geprägt ist, und es ist eben so unmöglich, ihr durch das Gepräge einen größeren oder geringeren Werth zu verschaffen, oder ihr durch das Gesetz einen höheren oder niedereren Kurs als den ihres eigentlichen Metallgehalts zu erzwingen, als es unmöglich ist, ein Loth in ein Pfund oder letzteres in das erstere umzuschaffen. * Wo eine Veränderung im Münzfuße eingetreten ist, da hat sich der Werth des Geldes zu dem der Gegenstände immer wieder auf das frühere Verhältniß reduzirt, was gewiß nicht hätte seyn können, wenn, wie manche Staatswirthschaftslehrer behaupten, Münzen wie Banknoten bloße Rechnungsmarken wären.

„Gold und Silber,“ sagt der berühmte Ricardo, welcher das Amendement zu Sir Robert Peel's Akte, die Aufhebung der Restriktion der Bank von England und die mit dem Jahre 1823 anzufangenden Baarzahlungen betreffend, vorschlug, nach welchem die Bank ihre Noten auf Begehren in Barren von 60 Unzen Goldes einlösen mußte, „Gold und Silber, wie alle anderen nützlichen Dinge, haben einen eigentlichen nothwendigen Werth im Verhältniß zur

* In England kann, wie bekannt, jedermann Geld (d. h. Gold) schlagen lassen. Das königliche Münzamt berechnet dafür nur eine kleine Provision zur Deckung seiner Kosten und für das Einschmelzen und Raffiniren des Metalls. Das Gepräge ist somit weiter nichts als die amtliche Versicherung der königlichen Beamten, daß das Stück die vorgeschriebene gesetzliche Quantität Gold von gehöriger Feinheit enthält. Zur Zeit als die amerikanischen 5 und 10 Thalerstücke unter ihrem Goldwerth ausgeprägt waren, machten die Kaufleute der Vereinigten Staaten Rimessen in Gold, die sie sodann von ihren Correspondenten in London in Pfundstücke (Sovereigns) umprägen ließen, worauf sie 4 Procent gewannen. Das Schlagen von Silbermünzen ist deswegen nicht frei, weil sie aus andern Rücksichten, die nicht hieher gehören, 5 Procent unter ihrem Nominalwerth ausgeprägt sind. Dafür sind aber auch Silbermünzen keine gesetzliche Zahlungsvaluta, und man kann sie bei Zahlungen über zwei Pfund zurückweisen.

Arbeit und den Kosten ihrer Gewinnung und Transformation. Dieser Werth entspricht zugleich dem Marktpreis der verschiedenen Gegenstände, in welche sie verarbeitet werden können. Ueberdies besitzen sie die Eigenschaft, sich leicht raffiniren zu lassen, so daß wir zu jeder Zeit wissen, welches Quantum wir davon vorräthig haben, und daß alle Theile dieses Quantums vollkommen homogen sind. Dadurch werden sie leicht vergleichbar, ohne daß man zu befürchten hätte, daß ein Unterschied in der Qualität obwalte. Sodann sind sie unveränderlich und lassen sich leicht in die kleinsten Theile theilen. Sie sind leicht verführbar und unterliegen nicht der Deterioration oder der Zerstörung ihres Werthes. Dadurch muß jedermann diese Metalle allen übrigen nützlichen Dingen, die er bis zur Zeit ihres Gebrauchs aufbewahren will, vorziehen. Jeder, der eine Waare besitzt, die entweder der Veränderung und durch diese der Entwerthung ausgesetzt ist, deren Qualität sich leicht verändert, welche viel Raum einnimmt, oder die nicht leicht sich vertheilen läßt, wird solche gerne gegen eine andere vertauschen, welche von allen diesen Unbequemlichkeiten frei ist. Daher kommt es, daß diejenigen Dinge, welche in dieser Beziehung so viele vorzügliche Eigenschaften vor andern voraus haben, zuletzt das Maß aller andern, der Typus alles Austausches geworden sind. Sie sind beständig und unveränderlich, sie werden beständig in allen Plätzen, in allen Ländern und bei allen Gelegenheiten gesucht, sie sind daher nicht den Veränderungen ausgesetzt, welche jeder Gegenstand, welcher einmal gesucht, das andere Mal aber zurückgewiesen wird, nothwendigerweise erleiden muß, und sie sind überdies nicht von den Jahreszeiten abhängig, von dem Kredit einzelner Personen oder Körperschaften, und nur selten von den Begebenheiten der Geschichte.“ Wir wollen hier noch hinzufügen, daß es gewiß keinem Uebereinkommen über einen philosophischen Begriff zuzuschreiben ist, daß alle Völker, auf welcher Stufe der Kultur sie auch stehen mögen, jetzt und zu allen Zeiten Gold und Silber, wo dieselben vorhanden waren, zum eigentlichen Maßstab alles Werthes gebrauchten. Zwar haben andere Gegenstände auch die Stelle des Geldes vertreten, wie z. B. nach der Angabe Say's, das Salz in Abyssinien oder die Stockfische an der Küste von Neufundland, oder wie Smith in seinem „Weath of Nations“ versichert, Nägel in einem schottischen Dorfe, oder Leinwand,

Muscheln und sogar Negersklaven auf einigen Inseln des indischen Oceans; aber es behaupten ja auch dieselben Schriftsteller, daß diese Praxis unstatthaft sey, weil man ihr Quantum in kurzer Zeit vermehren oder vermindern, und dadurch gewaltige Fluktuationen ihres Werthes hervorbringen kann. Und warum sollte dasselbe Argument nicht auf die Ausgabe von Banknoten anwendbar seyn, deren willkührliche Vermehrung gewiß leichter ist, als das Gewinnen des Salzes, das Fangen und Trocknen der Stockfische, das Fabriciren von Leinwand u. dergl.?

Say sagt: „der Gegenstand, den man als Maßstab alles Werthes angenommen hat, muß schwer zu erwerben seyn, daß er den Besitzer gegen die Gefahr plötzlicher Depreciation sichert;“ wie kann man aber die vermehrte Ausgabe von Banknoten und dadurch die Herabsetzung ihres Werthes verhüten? * Mac Culloch sagt zwar an verschiedenen Orten (wenn wir nicht irren, wenigstens dreimal im Artikel über die Banken), daß, um Mißbräuche dieser Art zu verhüten, man jeder Bank, ehe man ihr erlaube Zettel auszugeben, Bürgschaft abfordern sollte. Allein, wie diese Bürgschaft zu stellen sey, und wie hiedurch das Publikum für entschiedene Verluste entschädigt werden soll, darüber schweigt er. Wir aber glauben, daß die Leistung einer solchen Bürgschaft gänzlich unmöglich ist, und daß, wenn sie wirklich so geleistet werden könnte, daß dadurch eine Ueberausgabe von Banknoten und —

* Nach Angabe des Herrn Gallatin in seinem Werk: „Ueber das Papiergeld und das Banksystem der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ („On the Currency and Banking System of the U. States“) schätzt die ganze Masse der edeln Metalle auf dem ganzen Erdboden auf den Werth von vier= bis fünftausend Millionen Thaler. In den Jahren von 1803 bis 1809, während welcher die Silber= und Goldbergwerke von Amerika die meiste Ausbeute gewährten, betrug der jährliche Zuschuß 50 Millionen. In den letzten zwanzig Jahren soll sich der Ertrag der Bergwerke nur auf 27 Millionen belaufen haben. Es betrug also zur Zeit der größten Ergiebigkeit der Bergwerke der jährliche Zuschuß der edeln Metalle nur $1\frac{1}{4}$% ihres ganzen Vorraths, und in den letzten Jahren bloß $\frac{3}{5}$%; man kann also im Durchschnitt den jährlichen Zuwachs nur auf 1 Procent anschlagen. — Der jährliche Zuwachs an Agrikultur=Produkten übertrifft gewöhnlich den vorhandenen Vorrath, und der der Manufakturen ist in einzelnen Fällen auch schon dem vorhandenen Lager gleich gekommen.

worauf wir später zurückkommen werden — von Bankkreditscheinen unmöglich gemacht würde, das Bankprivilegium selbst seinen eigentlichen Werth verlöre. Das Edinburgh Review sagt in einem, wenn wir nicht sehr irren, aus der Feder des Herrn Mac Culloch geflossenen vortrefflichen Aufsatz: * „Was diesen Punkt betrifft (den Mißbrauch des Papiersgeldes), so brauchen wir uns nicht von allgemeinen Begriffen und Regeln leiten zu lassen. Wir können hier eine weit ausgebreitete, fortwährend wiederkehrende Erfahrung zu Hülfe nehmen, wir können uns auf die Geschichte Englands, jedes europäischen Staats und auf die der Vereinigten Staaten berufen, um zu zeigen, daß kein Mann und keine Gesellschaft von Männern je die Macht besessen hat, eine unbeschränkte Menge Papiergeld auszugeben, ohne diese Macht zu mißbrauchen, oder, was dasselbe ist, diese Macht zur Ausgabe von ausschweifenden Quantitäten derselben zu benützen. ** Wenn die hierdurch hervorgerufenen Calamitäten in anderen Ländern weniger schreckhaft waren, als in England und Amerika, so dürfte dieses von ihrem geringeren Verkehr mit fremden Ländern und der hierdurch geringeren Handelsbilanz zu ihrem Nachtheile herrühren; oder es hatte, wie dies namentlich im Kaiserstaate Oesterreich vor der Reduktion der Bankzettel und in Frankreich vor der Reduktion der Assignaten der Fall war, das Papiergeld gar keinen festen Kurs und daher schon früher aufgehört, das Maß der Valuten zu seyn. In jedem Falle aber hat die Ausdehnung oder plötzliche Einziehung des Papiergeldes unbeschreibliches Elend über alle Klassen verhängt. In England, wo die Noten der Nationalbank nie mehr als 25 Procent gegen baares Geld, und dies nur ein einziges Jahr lang, verloren, dessen Handel und Fabriken fast jedes Jahr die Handelsbilanz aller

* Wir wissen nämlich aus sehr guter Quelle, daß Hr. Mac Culloch die meisten statistischen Artikel dieses Journals liefert.

** On this point we are not left to be guided by general principles. We have it in our power to appeal to a widely extended and uniform course of experience — to the history of Great Britain and every state in Europe, and to that of the United States — to show *that no man, or set of men, have ever been invested with the power of making unrestricted issues of paper money without abusing it* — or, which is the same thing, without issuing it in inordinate quantities. E. Review.

Länder zu seinen Gunsten wenden, wo das öffentliche Vertrauen in die Nationalbank so unbegrenzt war, daß die Noten derselben, selbst nach Einstellung der Baarzahlungen sich noch immer al pari erhielten und sogar 3 Jahre später noch mit Agio gegen Gold vertauscht wurden, wo der ganze Staatskredit der Bank als Finanzmaschine verpfändet war, fallirten dennoch Tausende von Kauf- und Gewerbsleuten und mehr als 300 Banken in Folge der plötzlichen Expansion und Contraktion des Papiergeldes. Zwar schreibt Mac Culloch dieses Unglück der Handelswuth der Engländer, den Spekulationen in Getreide, den schlechten Aerndten u. s. w. zu; allein hier glauben wir in ihm den politischen Schriftsteller zu erblicken, der auch bei der Aufführung von Thatsachen noch immer die Farbe seiner Partei trägt. Solche Spekulationen sind immer die Folge von angehäuftem Papiergeld, ob sie sich nun auf Getreide oder andere Gegenstände beziehen. Wären damals Eisenbahnen und Kanäle an der Tagesordnung gewesen, so wären die Spekulanten über diese hergefallen; denn das über die gesunden Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe angehäufte Geld sucht immer einen Ausweg, und dann wäre die Schuld auf die Eisenbahnen gefallen. In Amerika fielen die Spekulanten zur Zeit der größten Expansion des Papiergeldes (im Jahr 1836) über Alles her, Eisenbahnen, Kanäle, chinesische und europäische Handelsartikel, Ländereien, Sklaven; kurz man verwendete das überflüssige Geld auf Alles, was die Aussicht auf Verzinsung übrig ließ; es war somit nicht das unnatürliche Steigen oder Fallen irgend eines Artikels, was die große Krise herbeiführte, sondern die krankhaft gesteigerte Thätigkeit in allen Zweigen. Dies war bei einem jungen aufblühenden Staate nicht anders zu erwarten, welcher in allen Fächern noch genug Ausbeute darbietet. Dagegen entwickelte sich in den Staaten des europäischen Festlandes, unter ähnlichen Umständen, eine für die allgemeine Industrie höchst verderbliche Spekulation in Staatspapieren. Immer aber waren große, auf Kredit gemachte Geschäfte und später Fallimente die unausbleibliche Folge von zu großen Papierausgaben und später nothwendig werdenden Einziehungen. Wie unstät aber das Ausgeben von Banknoten im Vergleich zum baaren Gelde ist, beweist uns eben die Bank von England, deren Verhandlungen ungleich öffentlicher und durch die Gesetze gesicherter sind, als die ähnlichen Institute

(mit Ausnahme der Banken von Frankreich, Amsterdam und Hamburg) in Europa oder Amerika.* Diese hatte z. B. am 26. Februar 1796 für 10¼ Mill. Pfd. Banknoten und 643,133 Pfd. Bankanweisungen im Umlauf, 6 Monate später (am 26. August) aber nur noch 8,981,645 Pfd. in Noten und 549,690 in Anweisungen: Verminderung mehr als eine Million. Im Febrauar 1798 hatte sie wieder 10,856,188 Pfd. im Umlauf; aber am 25. August desselben Jahres schon wieder eine Million weniger. Vom 26. August 1799 bis 25. Februar 1800 stieg die Zahl der Banknoten von 11,260,675 bis auf 13,106,368 Pfunde, war aber im darauf folgenden August schon wieder um eine Million gefallen. Vom 26. Februar 1817 bis August desselben Jahres stieg die Ausgabe der Banknoten um beinahe drei Millionen Pfund. Am 28. December 1833 endlich hatte die Bank 10 Millionen Pfd. Sterling in Gold in ihren Gewölben, oder ungefähr ein Drittel des ganzen Betrags ihrer Noten und Depositen; aber am 15. Novbr. 1836, also weniger als zwei Jahre später, war ihr Vorrath an Gold nur noch 4,935,000 Pfd. St., oder weniger als ein Sechstel ihrer Depositen und cirkulirenden Noten! Das Verhältniß des baaren Geldes zu den Noten war daher nur die Hälfte des im Jahr 1833 existirenden; und doch sollen wir glauben, daß bei der Gleichstellung der Banknoten mit dem baaren Gelde die Besitzer, „gegen die Gefahr plötzlicher Depreciation“ gesichert wären? daß also das Papiergeld ein eben so guter Maßstab des Werthes der Valuten sey, als das baare Geld? Und was für Contraktionen und Expansionen könnten wir erst im amerikanischen Banksysteme nachweisen, namentlich in den Notenausgaben der Bank der Vereinigten Staaten! Wie verhielt es sich mit den Zettelausgaben der alten Assignations-, Zettel-, Disconto-, Leih- und der alten Reichsbank von Copenhagen? — Wenn es aber ausgemacht ist, daß jede Art von Papiergeld solchen Expansionen und Contractionen und hiedurch einer abwechselnden Verminderung oder Vermehrung seines Werthes unterworfen ist, wie kann man dasselbe als Repräsentanten der Valuten annehmen und behaupten, daß es wenig

* Es ist bekannt, daß die Bank der Vereinigten Staaten, als sie durch den Congreß aufgefordert wurde, ihre Bücher vorzulegen, von dem Rechte eines Angeklagten Gebrauch machte, welcher nicht gezwungen werden könne, gegen sich selbst Zeugenschaft abzulegen.

darauf ankomme, ob die Tauschmittel als Repräsentanten der Valuten in gemünztem Golde oder in Banknoten bestehen?" — Mac Culloch ist hier von der (wenigstens nach unserer Ueberzeugung) irrigen Ansicht ausgegangen, daß die edeln Metalle nur Repräsentanten der Valuten seyen, während sie doch selbst Valuten sind, und das Papiergeld als Tauschmittel dieselben repräsentirt. Aber Mac Culloch widerspricht sich gleich im darauf folgenden Satze, wo er sagt: „Noten, welche sonach für gesetzliche Zahlungsmittel (Wechsel=Valuta) erklärt sind, und nicht sofort gegen baares Geld eingelöst werden, werden nicht darum angenommen, weil man die Aussteller für solvent genug hält, solche gegen Geld einzulösen, noch finden sie etwa deßhalb Nehmer, weil sie denselben Werth haben, wie die Gegenstände, für welche sie ausgetauscht werden, sondern solche haben darum Kurs, weil sie die Stelle des baaren Geldes vertreten, und als solches von jedermann in Zahlung genommen werden." „Banknoten dieser Art," setzt er hinzu, „sind als Marken oder Rechenpfennige zu betrachten, nach welchen Besitz und Eigenthum beim Uebertragen von Einem auf den Andern bemessen werden. In so fern solche durch kein Steigen oder Fallen des Kredits leiden, so ist augenscheinlich, daß ihr Werth allein von der Menge bedingt ist, in welcher sie auf einmal vorkommen, verglichen mit den Zahlungen, welche durch sie geleistet werden sollen. Wollte man dieselbe unter die Quantität baaren Geldes herabbringen, welche an ihrer Statt für den Umsatz erforderlich wäre, so würde ihr Werth über den des baaren Geldes erhöht werden, durch Vermehrung aber müßte derselbe nothwendig sinken." Hiermit sind wir freilich einverstanden; aber die Quantität des baaren Geldes, welches zu irgend einer Zeit statt der Banknoten für die Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe in Umlauf gesetzt werden müßte, läßt sich nur höchst schwer bestimmen, da der Handel und die Gewerbe eben durch die vermehrte Ausgabe von Banknoten zu irgend einer Zeit eine andere als die gewöhnliche Richtung nehmen und hiedurch eine weit größere Quantität des cirkulirenden Austauschmittels nöthig machen könnten, als unter andern Umständen nothwendig geworden wären.

Dies führt uns auf die Beantwortung unserer früher aufgestellten Frage, warum die Noten der Bank von England, als sie

aufhörten gesetzliche Zahlungsmittel zu seyn, dennoch ihren Kurs hielten, und drei Jahre später sogar noch mit Agio gegen baares Geld ausgegeben wurden. Freilich glauben Manche, daß die im Mansionhouse gleich nach dem Erscheinen des Geheimenrathsbefehls stattgehabte Versammlung von Kaufleuten, Bankiers, Fabrikanten u. dergl., die den Beschluß faßte, die Noten der Bank von England in allen Geschäften und Waarenzahlungen für baares Geld anzunehmen, die eigentliche Ursache dieser Erscheinung war; wir aber halten diesen Schritt der englischen Geschäftsleute für einen nothgedrungenen, und den Kredit der Bank deßwegen noch immer für einen erzwungenen. Zwischen der Bank und dem Publikum existirt nämlich das wechselseitige Verhältniß von Gläubiger und Schuldner; und zwar so, daß die Bank bei dem Publikum einen größeren Betrag gut hat, als die von ihr in Umlauf gesetzten Noten absorbiren können; (denn wenn die Bank nicht für mehr als den Betrag der ausgegebenen Noten Wechsel escomptirte und Gelder ausliehe, so könnte sie mit den Privatbankiers gar nicht competiren) und es müssen folglich ihre Noten so lange mit dem baaren Gelde Kurs halten, als die Schuldner der Bank solvent und verpflichtet sind, ihre Schuld binnen kurzer Zeit in Gold oder in Noten der Bank abzutragen, das heißt, es müssen die Noten der Bank so lange ihren nominalen Werth beibehalten, bis das Guthaben der Bank gegen das Publikum völlig ausgeglichen ist. Wo die Bank zugleich der Fiskalagent der Regierung ist, das heißt, wo die Steuern und Staatszahlungen in Banknoten geleistet werden dürfen, ist die Bank zugleich Gläubiger in Bezug auf das ganze Volk für den Betrag aller Staatseinkünfte, und der Staat selbst gewissermaßen Gerant aller von ihr ausgegebenen Noten. Unter solchen Umständen ist der Kredit der Bank eine absolute Nothwendigkeit für das ganze Publikum, eine Conditio sine qua non aller Geschäftsführung in Bezug auf Handel und Fabriken. Hätten die Londoner Kaufleute damals die Bank nicht mit ihrem ganzen Privatkredit unterstützt, so wäre letztere gezwungen gewesen, ihre bei den Kaufleuten ausstehenden Forderungen sogleich einzutreiben, und es hätten die Fallimente nicht mit der Bank, sondern mit den Handlungshäusern begonnen; die Kaufleute und Privatbankiers, die in allen Ländern die großen Geldumsetzer sind, hätten zum Behuf ihrer Zahlungen an die Bank zur Eintreibung

ihrer ausstehenden Forderungen schreiten müssen, und so hätten sich Verlegenheit und Noth aller Volksklassen bemächtigt, ehe die Reihe selbst an die Bank gekommen wäre. Die Bankrestriction im Jahr 1797 war daher nicht sowohl eine Wohlthat für die Bank, als für das gesammte Publikum. Und hier sehen wir zugleich die Natur des durch sich selbst bestehenden Princips des Papiergeldes, die Unmöglichkeit seiner Vertilgung, wo es einmal feste Wurzel gefaßt hat. — Noch auffallender zeigte sich dies in den Vereinigten Staaten, als bald nach der Kriegserklärung an England die meisten Banken der Union, mit Ausnahme von einigen wenigen im Staate Massachusetts, ihre Baarzahlungen einstellten. Damals existirte in Amerika kein großes Centralinstitut zur Regulirung des Papiergeldes und der Finanzen, und doch erhielten sich die Noten der besseren Banken in ihrem Werth; bloß weil die Banken mehr ausstehen hatten, als den Betrag ihrer ausgegebenen Noten, die solvent gebliebenen Kaufleute mit diesen Noten ihre Zahlungen leisten konnten, und das größere Publikum stets diejenige Valuta annehmen wird, die beim Kaufmann und Bankier als Zahlungsmittel gilt; und dieselbe Erscheinung wiederholte sich im Jahr 1837. * Kurze Zeit nach dem Friedensschlusse von 1815 dachte man in England ernstlich an die Wiederherstellung der Baarzahlungen. In den Jahren von 1797 bis 1813 war die Zahl der Landbanken von 280 auf 900 gestiegen, die Leichtigkeit des Wechselscomptos vermehrte auf unglaubliche Art die Spekulationswuth in allen Zweigen; das ausgegebene Papiergeld, welches längst im Mißverhältniß zu den gesunden Bedürfnissen des Handels stand, erlitt eine allgemeine Entwerthung, bis endlich in den Jahren 1813 bis 1817 240 Landbanken ihre Zahlungen einstellten. Die Entwerthung

* Calhoun hat daher Recht, wenn er sagt, es beruhe das ganze System des Papiergeldes auf einem auf sich selbst gestützten und durch sich selbst unterhaltenen Princip, wodurch es frei und unabhängig zwischen Himmel und Erde dahin schwebe, ohne durch das Zusammenstoßen mit andern Körpern seine Bahn merklich zu verändern. „Seeing all this, I cleearly perceived that self-sustaining principle which poised and impelled the system self-balanced in the midst of the heavens, like some celestial body, with scarcely a perceptible deviation from its path from the concussion it had received." Siehe Speech of the Hon. John. C. Calhoun. Washington Okt. 3. 1837.

der Noten der kleinen Landbanken hob natürlich die des Centralinstituts so, daß die Noten der Bank von England in kurzer Zeit dem Gold und Silber beinahe gleich standen. Gerade derselbe Fall ereignete sich in diesem Jahre (1838) in den Vereinigten Staaten. Im Verhältniß zur Entwerthung der Noten der kleineren Banken vermehrte sich der Kredit der großen Vereinigten-Staaten-Bank von Philadelphia; denn im Verhältniß als durch die Falliten der kleineren Geldinstitute die Zahlungsmittel (für die das vorhandene Gold und Silber längst nicht mehr hinreicht) sich vermindern, müssen die zurückbleibenden einen höhern Kurs gewinnen, und es kann sogar der Fall eintreten, in welchem die Zahlungsmittel im Verhältniß zu den vom Publikum eingegangenen Verbindlichkeiten, das heißt im Verhältniß zum allgemeinen Austausch von Gütern in so geringer Anzahl vorhanden sind, daß die Noten der bedeutendsten Banken (selbst bei der Unfähigkeit der Banken, dieselben gegen Gold oder Silber einzulösen) noch immer höher stehen, als das baare Geld selbst. *

Die günstige Stellung der Noten der Bank von England veranlaßte das Parlament im Jahr 1819, ** die Resumption der Baarzahlungen mit dem Jahr 1823 anzuordnen; um aber diese möglich zu machen, das heißt, um zu verhindern, daß bis dorthin keine neue Entwerthung des Papiergeldes durch zu große Ausgabe desselben Statt finde, wurde der Vorschlag des berühmten Staatswirthschaftslehrers Ricardo angenommen, wodurch der Bank die Verpflichtung aufgelegt ward, ihre Noten sogleich in Barren von 60 Unzen Gold einzulösen; mit dem Jahr 1833 aber sollte die Einlösung der Noten mit gemünztem Golde ihren Anfang nehmen.

„Die Zweckmäßigkeit dieser Rückkehr zur Baarzahlung," sagt Mac Culloch, „unter Beibehaltung des alten Münzgehaltes wurde vielfach angegriffen; man behauptete, der Geldwerth sey dadurch im Allgemeinen erhöht, und der Fall aller Preise von Lebensmitteln, Waaren ꝛc. wesentlich verstärkt worden. Einige Wahrheit liegt auch diesen Beschwerden zu Grunde; doch geht es hier wie in allen ähnlichen Fällen: beide Theile übertrieben, und im Ganzen halten

* Im Jahr 1800 hatten die Noten der Bank von England Agio im Wechsel gegen Gold und Silber.

** Peel's act, George III. 59. C. 78.

wir obige Maßregel immer dem Kredit und Vortheil des Landes weit zuträglicher, als eine Verschlechterung des Geldes." * Daß durch die Gleichstellung des Papiergeldes mit dem Golde, oder besser dadurch, daß die Banknoten, statt Substitute für baares Geld zu seyn, jetzt wieder die eigentlichen Repräsentanten desselben wurden, der Werth derselben sich heben, ihre Anzahl zugleich aber sich vermindern mußte, ist allerdings klar, so wie, daß als nothwendige Folge hievon der Preis aller Waaren und Lebensmittel fallen mußte; allein hierin scheint uns doch nicht der eigentliche Grund der Opposition zu liegen, welche die Freunde dieser Maßregel bei einem großen Theil des commerziellen Publikums zu bekämpfen hatten. Auch in Amerika widersetzte sich eine große Partei der erzwungenen Rückkehr zu Baarzahlungen sowohl im Jahr 1816, als neuerdings im Monat Mai dieses laufenden Jahres (1838), wie denn überhaupt die ganze Geschichte des amerikanischen Papiergeldes der des englischen, mit geringen Ausnahmen, analog ist. Es ist hier wieder das Verhältniß vom Gläubiger zum Schuldner, in dem die Bank zum Publikum steht, zu berücksichtigen. Die Kaufleute und Fabrikanten sind die Hauptschuldner der Bank, diese werden daher bei der Resumption der Baarzahlungen zuerst um baares Geld angegangen, und da ihr Kredit hauptsächlich von ihrer Pünktlichkeit abhängt, so müssen sie dieselben auch um jeden Preis leisten. Sie werden hiedurch gezwungen, einen Theil ihrer Waaren zu geringern Preisen loszuschlagen, als im Verhältniß zu den verringerten Zahlungsmitteln die eigentlichen nothwendigen Lebensbedürfnisse sinken, und kommen hierdurch in offenbaren Verlust. Es vermindern sich nämlich die Preise aller Dinge zwar im Verhältniß zur verminderten Cirkulation des Geldes, aber dies geschieht nicht auf einmal, und nicht mit Allen zugleich in demselben Maß. Was sich am längsten unverändert erhält, ist der Preis des Brodes und der Taglohn. Daß dies so seyn muß, läßt sich leicht aus den allgemeinen Prinzipien der Staatswirthschaftslehre nachweisen; wir ziehen aber vor, uns hier auf die Erfahrung zu berufen, und verweisen unsere Leser auf die Geschichte der Papiergeld-Einlösung nicht bloß von England

* Theoretisch-praktisches Comptoirhandbuch nach Mac Culloch von L. R. Schmidt. S. 71.

und Amerika, sondern auch, und zwar hauptsächlich, von Oesterreich. Der Kaufmann und Fabrikant, der bei den Fluktuationen des Papiergeldes seinen Kurs stets 30 bis 90 Tage im Voraus zu decken weiß, und selbst den erlittenen Verlust zum Preis der Waare schlägt, verliert bei der Depreciation des Papiergeldes wenig oder nichts, während der Taglöhner und überhaupt die arbeitenden Klassen, deren Verdienst lange nicht im Verhältniß zur vergrößerten Papierausgabe steigt, ihre Armuth erst dann zu fühlen anfangen, wenn sie sich höhere Genüsse verschaffen wollen, deren Preise, indem sie meistens auf dem Verkehr mit fremden Ländern beruhen, ungleich elastischer sind, und zu deren Anschaffung ihre geringen Mittel nun nicht mehr hinreichen. Wer daher bei der Einführung des Papiergeldes, und durch den hierdurch vermehrten Kredit am wenigsten gewinnt, das ist der gemeine Arbeiter, dessen Lohn erst spät, wenn alle Bedürfnisse des Lebens im Preise gestiegen, und diejenigen, die bei dem allgemeinen Austausch von Gütern am meisten betheiligt, reich geworden sind, anfängt, mit dem Erwerb der anderen Stände in Verhältniß zu treten, was ihm dann doch nichts nützt, insofern er nicht mehr verdient, als er braucht. Umgekehrt aber verhält es sich bei der Einlösung des Papiergeldes. Hier entschlüpft den geldtauschenden Klassen (money-dealers) der Gewinn, die Preise aller Luxus- und Modeartikel fallen, während die Preise der Früchte, des Brodes und der Taglohn noch lange beständig bleiben oder im Verhältniß zu den übrigen Bedürfnissen nur langsam zu sinken anfangen. Deßhalb war der Rückschritt zu Baarzahlungen in allen Ländern eine Maßregel der Volkspartei, begleitet, wie dies nicht zu vermeiden ist, von großen Handelskrisen und den Fallimenten von Hunderten von Kaufleuten und kleinen Banken. Es ist natürlich, daß in Ländern, wo ein großes Central-Bankinstitut existirt, wie in England, zuerst die kleinen Banken, welche die Schuldner des großen Instituts sind, um Zahlung angegangen werden; diese müssen dann ihre bei den Kaufleuten ausstehenden Summen eintreiben, und zuletzt wendet sich der Kaufmann an den Privaten. Es werden aber die Rückzahlungen nicht von allen Parteien mit gleicher Pünktlichkeit geleistet, wodurch die Privaten am wenigsten, der Kaufmann und die Banken am meisten in Nachtheil gerathen. Der Kaufmann verliert hiedurch seinen Kredit und fallirt, und das Falliment der Kaufleute zieht endlich das der Banken nach sich. — Die arbeitenden Klassen, welche weniger

Kredit haben und geben, sind bei solchen Handelskrisen weniger betheiligt, und kommen erst dann in Verlust, wenn durch den verminderten Reichthum und Luxus der höheren Stände auch die niederen sich einzuschränken gezwungen sind, und zuletzt das Nothwendige entbehren. — Alles dies ist eine nothwendige Folge der Vertheilung der Arbeit und des Vermögens, und es ist daher nicht wenig auffallend, wenn Statistiker, wie Mac Culloch, den Grund der Handelskrise vom Jahr 1821 bis 1823 hauptsächlich in den Fluktuationen der Kornpreise und den mit Getreide unternommenen Spekulationen suchen. Ein Umstand aber bleibt bemerkenswerth und stimmt mit den neuesten Vorfällen in den Vereinigten Staaten ganz überein, daß nämlich die Kaufleute und Bankiers aller Länder die Einlösung des Papiergeldes bloß als eine kluge Finanzmaßregel betrachten, die „im Ganzen dem Kredit und Vortheil des Landes zuträglicher ist, als eine Verschlechterung des Geldes.“ An die moralische Verpflichtung, Wort zu halten und dem auf der Banknote geschriebenen Versprechen nachzukommen, dachten die Engländer bei den betreffenden Parlamentsverhandlungen, mit einzelnen Ausnahmen, eben so wenig, als die Amerikaner. *

„Obwohl Baarzahlungen wieder geleistet wurden,“ sagt Calhoun, „und das Bankwesen (in Amerika und England) allmählig wieder seinen früheren Gang ging, so hatten die dabei Betheiligten doch nicht die große Fähigkeit vergessen, die es besaß, sich auch ohne Baarzahlungen erhalten zu können.“ Der Gedanke, daß zur Cirkulation der Banknoten es nöthig sey, daß dieselben die edeln Metalle repräsentiren, gerieth nach und nach gänzlich in Vergessenheit; im Gegentheil, man hielt letztere eher für Restrictionen der freien und einträglichen Bankoperationen, als für ein Mittel, denselben Sicherheit und Dauer zu verschaffen. „Es bildete sich,“ fährt derselbe Staatsmann fort, „in England und Amerika ein Esprit du corps unter den Bankinteressenten, welche nun ihre ganze Macht aufboten, das Papiergeld statt der Münze in Umlauf zu erhalten.“ Dies gelang ihnen auch größtentheils. Mit der steigenden Popularität ihres Systems aber nahmen die Bankgeschäfte einen kühnern

* Man vergleiche hiermit den in der Allgem. Zeitung vom Monat Juni enthaltenen Aufsatz über „die Amerikanische Geldaristokratie und ihre Aussichten.“

Charakter an, der Gewinnst der Bankactionärs vermehrte sich auf unglaubliche Weise, und damit auch die Tendenz zur Verbreitung und größeren Ausdehnung des Systems. — Endlich im Jahre 1833 lief der Freibrief der Bank von England ab; in Amerika sollte die Ver. Staatenbank erst mit dem Jahr 1836 aufhören. In beiden Ländern zeigte sich eine gewaltige Opposition, nicht aber, wie dies die neuesten Vorfälle hinlänglich bewiesen haben, gegen das Banksystem überhaupt, sondern gegen die ausschließenden Privilegien jener Centralinstitute. Die gewerbtreibenden Klassen hatten in den letzten Jahren mit neidischen Augen zugesehen, wie sich Hunderte und Tausende mit dem Bankmonopol bereicherten, und wünschten nun auch daran Antheil zu nehmen. Man wollte auf angenehme, leichte Art reich werden, und hiezu gab es nur Einen Weg, den die Mehrzahl nicht betreten durfte. — Diesem allgemeinen Andrang der in England ziemlich wohlhabenden Bürgerklasse konnten die Bankmonopolisten nicht lange widerstehen; die Opposition siegte, und es fielen bei der Erneuerung des Freibriefes der Bank die in der Parlamentsacte vom Jahr 1708 enthaltenen Bestimmungen weg, in Folge deren es Handelsbanken mit mehr als sechs Theilnehmern nicht allein verboten war, Noten zahlbar bei Sicht auszugeben, sondern auch gewöhnliche Bankgeschäfte zu betreiben, nämlich Gelder von Privaten anzunehmen und zu verwahren, ihre Tratten zu bezahlen oder sich mit der Einkassirung derselben zu beschäftigen rc. Ueberdies wurde festgesetzt, daß für die Folge jede Zahl von Theilnehmern zur Errichtung eines Bankgeschäftes zusammentreten könne, und zwar an jedem Orte, der weiter als 65 (englische) Meilen von London entlegen sey. — Die Erlaubniß, B a n k e n mit vereinigtem Fond (**Joint stock banks**) mit irgend einer Anzahl von Theilhabern überall in einer Entfernung von nicht weniger als 65 Meilen von London errichten zu dürfen, hatte das Parlament schon früher (im Jahr 1826) ertheilt. Der Bank von England wurde gestattet, Filialbanken in den bedeutendsten Städten des Königreichs zu errichten, und es wurden ihre Noten überdies allgemein als gesetzliche Zahlungsmittel anerkannt, nur nicht zwischen ihr und ihren eigenen Gläubigern. Außerdem wurde noch in die Parlamentsacte 3 und 4, **William IV**, **C**. 98 eine Clausel aufgenommen, welche die Errichtung von Banken, w e l c h e k e i n e N o t e n a u s g e b e n, mit jeder Anzahl von Theilnehmern und überall innerhalb des Distrikts, auf welchen die

ausschließenden Privilegien der Bank beschränkt sind, ausschließlich gestattet.* So brach das **Monopol** der Bank von England zwar zusammen; es erhielt aber das Bank- und Kreditwesen selbst hiedurch eine ungeheure Ausdehnung und (durch die Erhebung der Noten der Bank von England zu gesetzlichen Zahlungsmitteln) eine verhältnißmäßig sehr verkleinerte Münzbasis.

Es ist dies das letzte Stadium des weit verbreiteten Papier- und Kreditsystems. In den Jahren von 1826 bis 1833 wurden 34 Joint-Stockbanken errichtet, und in den darauf folgenden zwei Jahren und acht Monaten, bis zum 12. März 1836, kamen achtundzwanzig neue hinzu. Um diese Zeit griff die Spekulationswuth so um sich, daß in den Monaten April, Mai und Juni die Zahl dieser Banken monatlich um fünf Procent stieg! Zwei von den fünfzehn Banken, welche in diesen drei Monaten zu Stande kamen, hatten jede 750 Theilhaber, und eine von ihnen hatte eilf, die andere vierunddreißig Branchen in verschiedenen Orten des Königreichs. Die Edinburgh Review vom Monat Juli 1836, welche diese Fakta anführt, und auf welche wir hier unsere Leser verweisen, sagt unter anderem: „Wir haben alle Ursache zu glauben, daß dieses Verhältniß der Zunahme von Banken seither eher sich vermehrt als vermindert hat. Die Manie für Banken mit vereinigtem Fond ist in letzter Zeit eben so allgemein geworden, als die Manie für Eisenbahnen. Man kann jetzt keine englische Zeitung in die Hand nehmen, ohne darin auf einige Anzeigen von solchen Etablissements zu stoßen, die natürlich immer in die anziehendsten Farben gekleidet sind.“ ** Diese Muthmaßung des Edinburgh Review war sehr richtig; denn nach einem offiziellen Ausweis war am 26. November desselben Jahrs die Zahl der Joint-Stockbanken bereits auf 102 angewachsen, und es hatten diese noch überdies eine außerordentliche Menge von Branchen in den verschiedenen Provinzen.

---

* Dieselben existiren auch jetzt in Gloucester, Birmingham, Leeds, Liverpool, Bristol, Exeter, Newcastle upon Tyne, Hull, Norwich ꝛc.

** „We have reason to think that the rate of this extraordinary increase has been since augmented rather than diminished. Latterly indeed the mania for joint stock banks seems to have become almost as prevalent as the mania for railways. It is in fact hardly possible to take up a newspaper without meeting with sundry announcements of such establishments, all of course, dressed up in the most captivating manner. Edinburgh Review July 1836.

Zwar erscheinen die Notenausgaben dieser Banken im Verhältniß zu ihrem Kapital und den von ihnen betriebenen Geschäf[illegible] sehr gering. So zum Beispiel hatten sie im März 1836 [illegible] zweiundsechzig existirten) nur für 5,094,025 Pfd. Strl. Noten im Umlauf, welche Summe im December desselben Jahrs (wo sich ihre Anzahl auf 102 vermehrt hatte) nur auf 4,258,000 Pfd. Strl. stieg. Aber diese Banken brauchen zum Behufe ihrer größeren Geschäfte keine Banknoten, sondern bloß Kreditanweisungen. Sie escomptiren Tratten und Solawechsel und schreiben den Betrag derselben ihren Kunden ins Haben. Dieser Kredit wird sodann zum Depositum und constituirt das Kapital, mit welchem das bezügliche Individuum Handel treibt oder spekulirt. Die Bank ertheilt hierüber Certifikate, und die so bei der Bank gut geschriebenen Summen cirkuliren dann mittelst Anweisungen auf die Bank (bank checks), die dann das eigentliche größere Papiergeld bilden. A besitzt einen mit zwei guten Giranten versehenen Wechsel, diesen escomptirt die Bank, zieht von dem Betrag fünf Procent ab und schreibt den Rest ins Haben. Dafür erhält A ein Bankcertifikat, und bis zu diesem Betrag kann er nun auf die Bank anweisen, welche Anweisungen sodann als baares Geld angenommen werden; oder er kann, was bei größeren Geschäften gewöhnlich geschieht, die ganze Summe auf einen andern Namen umschreiben lassen, und hiedurch eine Schuld von 1000 Pfd. (minus fünf Procent) an B entrichten, ohne daß bei der ganzen Verhandlung eine einzige Banknote nöthig gewesen wäre. Mit dieser Art Geschäfte verdienen die Banken am meisten, es sind dies aber auch die gefährlichsten von allen und beruht die Sicherheit derselben bloß auf der Zahlungsfähigkeit von vier Personen, nämlich: Aussteller, Acceptant und zwei Giranten des Wechselbriefes. Das aber ist noch lange nicht der Schluß des modernen Kreditwesen und Papiergeldes. Diesen machen der offene Kredit (open credit), das heißt das Einschreiben ins Haben von Summen, die dem bezüglichen Individuum bloß auf seine Zahlungsfähigkeit hin geliehen werden, und über die er dann, wie in dem zuletzt angeführten Fall, verfügen kann, und das Ziehen der einen Bank auf die andere und der letzteren wieder zurück auf die erste, was die Engländer und Amerikaner mit dem charakteristischen Ausdruck „Drachen steigen lassen“ (kite-flying) zu bezeichnen pflegen. Bei dem Verleihen von offenem Kredit leiht die Bank weiter nichts, als ihren Kredit; nur höchst selten gibt sie

dabei ihre eigenen Noten her, und es sind die so Begünstigten ge- gestatte[illegible] Bankinteressenten und deren Freunde und Verwandte, * zusamm[illegible]e Wechselziehungen der Banken unter sich selbst die Summen ihrer respektiven Zahlungsmittel vermehren, ohne ihr eigentliches Kapital zu vergrößern oder eine vermehrte Sicherstellung ihrer Noten zu gewähren. Ein weiteres Mittel, ihren Kredit und Einfluß zu vermehren, besitzen die Banken auch darin, daß sie die von ihnen escomptirten Wechselbriefe nicht bis zur Verfallzeit liegen lassen, sondern dieselben nach der Hauptstadt zum weitern Escompto senden, um den Betrag derselben sogleich zu realisiren, und anderwärts verwenden zu können. Die meisten von ihnen haben sodann selbst offenen Kredit bei Privaten oder anderen Geldinstituten und Körperschaften, wodurch es ihnen möglich wird, nicht nur mit ihrem eigenen Kapital und den bei ihnen deponirten Summen Handel und Geschäfte zu treiben, sondern auch mit dem Kredit einer Menge Theilhaber und Interessenten anderer Banken und Leihinstitute. So stützt sich zuletzt eine Bank auf die andere, der Interessent eines Instituts auf den des andern, und es verwickeln sich die Interessen auf eine Art, daß an ein Rückschreiten zur Ordnung und zur Besonnenheit gar nicht mehr zu denken ist. „Wir würden in den größtmöglichsten Irrthum verfallen," sagt der oben angeführte Schriftsteller im Edinburger Review, „wenn wir annehmen wollten, daß der Einfluß der Banken nach der Summe ihrer auf Vorzeigung gestellten Noten zu ermessen sey. Diese bilden in der That nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten. Viele von ihnen haben den Gebrauch, nicht bloß mit ihrem eigenen Kapital und den bei ihnen deponirten Geldern zu handeln, sondern auch mit dem Kredit, den sie in der Hauptstadt oder anderswo besitzen. Statt die Wechselbriefe und andere Bürgschaften, auf die sie Geld geliehen, in ihren Koffern aufzubewahren; bis dieselben fällig sind, senden viele Banken dieselben nach London, um sie neuerdings escomptiren zu lassen. Und so weit ist dieses System (des beständigen Kreditaustausches) getrieben worden, daß wir die gewisse Versicherung haben, daß gewisse

---

* Bei dem vor fünf Monaten stattgefundenen Falliment der Massachusettsbank von Boston zeigte es sich, daß der Präsident derselben, ein Hr. Simpson, allein einen offenen Credit von 1 Mill. 200,000 Thlr. hatte. Das ganze Bankkapital war aber nur 500,000 Thlr.

Banken mit weniger als 500,000 Pfund eingezahltem Kapital bis zu fünf Millionen Pfd. Strl. Wechselbriefe escomptirt und Vorschüsse gemacht haben, und die Operationen anderer Banken standen zu ihren Kapitalien noch in größerem Mißverhältniß. *

Ueberdies wird das Publikum noch dadurch getäuscht, daß es zwischen dem subscribirten Bankkapital und dem eigentlichen eingezahlten keinen Unterschied macht. Es werden nämlich selten mehr als von fünf bis zehn Procent des ganzen unterzeichneten Kapitals eingezahlt, so daß, während man in den Zeitungen angekündigt findet, daß diese oder jene Bank mit einem Kapital von einer oder einer halben Million etablirt ist, man derselben kaum mehr als 50 bis 100,000 Pfd. Strl. wirklich vorhandenes Kapital zutrauen darf, und es ist dieses auch nicht immer in baarem Geld oder disponiblen Fonds, sondern oft nur in Anweisungen auf andere Banken, in Schuldverschreibungen von Privaten, in Wechselbriefen von Kaufleuten oder gar in Solabriefen der Bankinteressenten selbst

* „But we should fall into the greatest possible error, if we supposed that the influence of the banks in question was to be measured by the amount of their notes in circulation, payable on demand. These, in fact, constitute but a comparatively small portion of their obligations. Most of them have been in a habit of trading, not on their own capital or on the deposites made with them, but on credit obtained in the metropolis and elsewhere. Instead of retaining the bills and other securities they have discounted in their coffers till they are paid, many of the banks have been in a habit of immediately forwarding them to London to be rediscounted. To such an extent has this system been carried, that we are well assured that certain banks, with less than 500,000 £ Strl. of paid up Capital, have discounted bills and made advances to the extent of from *five* to *six Millions;* and the engagements of others have been even more incommensurate with their capital."

Im vorhergehenden Paragraph desselben Aufsatzes gesteht der Verfasser zwar ein, daß die schnelle Zunahme der Zahl und Wirksamkeit der Banken mit Vereinigtem Fond theilweise eine Folge der hohen Waarenpreise ist, dessen ungeachtet schreibt er diesen Banken selbst die Ursache der hohen Preise und der allgemeinen öffentlichen Aufregung zu.

„This rapid increase in the number and in the issue of joint Stock banks," sagt er, „has been *in part* a *consequence*, but in a much greater degree a cause of the late rise of prices, and of the excisting exitements." Edinburgh Review July 1836.

vorhanden, die zum Behufe des baaren Geldes erst der Operation der Bank bedürfen und escomptirt werden müssen. Ja es ist der Fall eingetreten, wo von dem ganzen subscribirten Bankkapital kein Heller einbezahlt wurde und die Bank einzig mit den ihr anvertrauten Depositen und ihrem Kredit Handel trieb, ohne in ihrem Geschäftsgang mehrere Jahre hindurch bedeutend gestört zu werden, bis die Schwindelei durch erlittene Verluste endlich ans Tageslicht kam. Die amerikanischen Banken, welche vor den englischen noch den Vorzug der Unverantwortlichkeit haben (denn die Theilhaber derselben sind nicht, wie in England, in solidum, sondern nur zum Betrag ihres Antheils, das heißt ihrer Actien, für alle von der Bank eingegangenen Verbindlichkeiten verantwortlich), sind darin die eigentlichen Meister, und es existirte in Boston drei Jahre lang eine Bank mit einem Kapital von 300,000 Thalern, welche Geschäfte bis zum Betrag von zwei Millionen betrieb, ohne einen einzigen von den Theilhabern einbezahlten Thaler in ihrer Kasse zu haben. Mac Culloch, der den Umsturz eines großen Theiles dieser Banken sowohl in Amerika als in England schon vor vier Jahren voraussah, bewies in seinem Dictionary of Commerce, daß der Gewinn selbst in den bestverwalteten Banken nicht mehr als $1^1/_2$ bis 2 Procent betragen kann, und daß eine höhere, unter den Interessenten und unter den Theilhabern vertheilte Dividende (mit Zuziehung der gewöhnlichen Interessen von $3^1/_2$ bis 4 Proc.) auf Schwindelei oder Betrug hinweise. „Es ist übrigens eine von Grund aus falsche Ansicht,“ sagt er, „wenn man glaubt, daß irgend ein Bankgeschäft je auf solide Weise etablirt werden könne, wenn es nicht ein bedeutendes eingezahltes und verfügbares Umtriebskapital besitzt. Wir glauben aber, daß gar manche Bankgesellschaften mit vereinigtem Fond, welche kürzlich in England errichtet worden sind, die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten, und sich mehr auf Depositen und Kredit, als auf Benützung ihres eigenen Kapitals verlassen. Es läßt sich bei diesem oder überhaupt bei Handelsgeschäften irgend einer Art keine Einwendung gegen die Ausgabe von Banknoten machen, vorausgesetzt, daß vollkommene Sicherheit für deren Bezahlung geleistet werde; * aber Regierung und Parlament

* Wir haben bereits oben bemerkt, daß diese Sicherstellung nie vollständig geleistet werden kann; es sey denn, daß die Regierung oder

würden ihre Pflichten gegen das Volk gleich sehr vernachlässigen, wenn sie nicht auf der Stelle Schritte ergriffen, welche hiezu nöthigen. Nur auf diese Weise kann das Papiergeld des Landes gegen Mißkredit und Störung durch Betrug, schlechte Geschäftsführung oder unzureichendes Kapital seiner Ausgeber beschützt werden. Dem System der Ankündigung des subscribirten Kapitals sollte man jedenfalls ein Ende machen. Auch sollte keiner Gesellschaft gestattet seyn, ihr Kapital höher anzugeben, als die Summen, welche wirklich in ihre Kassen eingegangen sind."

Gegen die Beschränkung der Verantwortlichkeit der Theilhaber, wie sie in den Vereinigten Staaten existirt, und wovon die unheilvollen Folgen dem Verfasser des Dictionary of Commerce unmöglich fremd gewesen seyn können, spricht sich derselbe auf folgende Art aus: „Die Verantwortlichkeit sollte nie, in keinem Falle, beschränkt werden. Wir protestiren gegen den Vorschlag, den Theilhabern solcher Banken, welche keine Noten ausgaben, eine Beschränkung ihrer Verantwortlichkeit zu gestatten. Eine solche Maßregel würde nichts anderes seyn, als die Aufstellung einer Prämie für jegliche Gattung von Betrug. Was für Schranken ließen sich unter einem solchen System noch denken, welche die Theilhaber einer Bank verhindern könnten, eine Reihe von Jahren hindurch bedeutenden Gewinn unter sich zu vertheilen, während sie vielleicht in der That Verluste erlitten, ehe nicht jeder Pfennig ihres Kapitals und der ihnen anvertrauten Depositen aufgezehrt worden wäre?" „Es ist abgeschmackt," setzt er hinzu, „davon zu sprechen, daß man solche Personen, auf das Zeugniß ihrer eigenen Bücher hin, der Strafe als betrügerische Bankerutiers unterwerfen könne; denn vorausgesetzt, daß es die Absicht der Betheiligten war, zu betrügen, so konnten sie leicht ihre Bücher so führen, daß keine andere als falsche und verworrene Auskunft daraus zu entnehmen ist." Hiermit sind wir ganz einverstanden, denn die Erfahrung der amerikanischen Banken hat diese Besorgnisse hinlänglich gerechtfertigt. — Nur wundert es uns, daß Herr Mac Culloch nicht als Hauptgrund seines Raisonnements den von uns angeführten Umstand

das Parlament selbst die Oberaufsicht über die Bank führt, und selbst in diesem Fall beruht dieselbe auf der besondern Beziehung der Bank zum Staate.

bemerkt hat, daß es nicht die Ausgabe von Banknoten ist, bei welcher die Banken am meisten gewonnen, sondern das Ausstellen von transferablen Depositen-Certifikaten, womit alle größere Geschäfte abgemacht werden. Es würden daher bei einer möglichen Sicherstellung der Banknoten zwar die niederen Klassen gegen Betrug geschützt seyn, keineswegs aber die größeren Kaufleute und Fabrikanten. Eine Bank kann sehr wenig Noten in Umlauf setzen, und doch, wie wir oben bemerkt, für viele Millionen Pfunde Wechsel und Geld umsetzen, und es wäre daher gewiß lächerlich, einer Bank, welche keine Noten ausgibt, größere Vergünstigungen zu gewähren, als einer andern, welche eben wegen dieser Ausgabe beständig baares Geld vorräthig haben muß, um die ausgegebenen Noten auf Verlangen wieder einzulösen. Wir haben (S. 153) nachgewiesen, daß die Summe aller von den Banken mit vereinigtem Fond ausgegebenen Noten im Monat März 1836 sich nur auf circa drei Millionen Pfund Sterling belief, und daß dieselbe durch das Hinzukommen von 42 neuen Banken mit einer ungeheuern Anzahl von Branchen nur um circa eine Million sich vergrößerte, während das Escomptogeschäft einer einzigen unter ihnen zwischen fünf und sechs Millionen Pfund Sterling jährlich in Anspruch nahm.

Als Zugabe zu den Banken mit vereinigtem Fond (Joint stock banks) sind besonders noch die Gesellschaften und Körperschaften zu anderen Zwecken mit vereinigtem Fond (Joint stock companies) zu berücksichtigen. Diese verdanken ihren Ursprung den Banken mit vereinigtem Fond, denn sie sind erst durch den mittelst der Banken leichter zu erhaltenden Kredit möglich geworden, und bezeichnen die durch jene Geldinstitute hervorgerufene Spekulationswuth auf eine auffallende Weise. Es sind diese Joint-Stock-Compagnien übrigens ebenfalls als eine Art von Banken zu betrachten, denn es können die Theilhaber der besseren unter ihnen zu jeder Zeit auf ihre Aktien bei einer oder der anderen Bank Geld geliehen bekommen; oder es haben diese Joint-Stock-Compagnien bei den Banken offenen Kredit, und sind dadurch in den Stand gesetzt, neben ihren angeblichen Geschäften Wechsel zu escomptiren, Gelder auszuleihen und einzukassiren rc., kurz alles das zu thun, was die Banken, mit denen sie arbeiten, nach den Gesetzen zu thun befugt sind. So kann eine solche

Gesellschaft auf die Aktien der andern Geld leihen, indem sie der andern bei ihrer Bank Kredit anweist, und die andere kann, wenn sie will, auf diesen Kredit gefußt, wieder bedeutende Summen den Aktionärs der erstern zur Verfügung stellen, die dann wieder auf eine andere Bank angewiesen sind u. s. w. In Amerika verbindet sich in der Regel jede Bank mit einer Assekuranz-Compagnie oder auch wohl in letzter Zeit mit einer Eisenbahngesellschaft; die Bank leiht sodann auf die Aktien dieser Gesellschaften und die Gesellschaften wieder auf die Aktien der Bank. Dies ist eine Umgehung des Gesetzes, welches den Banken verbietet, auf ihre eigenen Aktien Geld herzuleihen. A ist Aktionär einer Bank und will von ihr Kredit haben; er geht somit zur Assekuranz-Compagnie, verpfändet seine Aktien und die Compagnie gibt ihm hierauf eine Anweisung auf die nämliche Bank zum Belauf der hierauf vorgestreckten Summe. Ein ähnliches Verfahren existirt, wie wir bereits bemerkt haben, auch in England zwischen den Joint stock companies und den Joint stock banks, was die ungeheuern Summen erklärt, die durch sie beständig in Thätigkeit gesetzt werden, und die Möglichkeit, daß ein eben nicht sehr begütertes Individuum zugleich Theilnehmer an mehreren von ihnen seyn kann. Wir wollen als Beispiel hier einen einzigen Fall annehmen: Gesetzt N hat ein Vermögen von 1000 Pfd. Strl., mit welchem er bei einer Joint stock bank, deren Aktien auf 100 Pfund lauten, betheiligt ist. Will er an einer andern Bank Antheil nehmen, so borgt er auf diese Aktien (wenn er bei der ersten Bank keinen offenen Kredit hat) bei einer zweiten und bekommt von ihr, so fern die erste Bank in gutem Rufe steht, nicht weniger als 950 Pfd. Strl. vorgestreckt. Mit dieser Summe kauft er nun Aktien, die er dann, wenn er will, wieder verpfändet, um neue zu kaufen u. s. w. Nehmen wir an, daß er jedesmal nur gute Aktien kauft und daher auf sie bis auf fünf Procent ihres Nominalwerthes geliehen bekommt, so ergibt sich, daß er mit einem Kapital von 1000 Pfd. Strl., wenn wir zur Erleichterung der Uebersicht die Brüche weglassen und den Calcul nur bis auf 20 Pfd. Strl. abwärts fortsetzen, ungefähr 28,600 Pfd. Strl. zu leihen bekommen, und bis zu diesem Betrag spekuliren kann, ohne seinen Privatkredit dabei in Anspruch zu nehmen. Darum hat sich auch die Spekulationswuth hauptsächlich in Gesellschaften mit vereinigtem Kapital Luft gemacht,

und es gibt deren jetzt für alle möglichen Unternehmungen unter dem Monde. Es gibt Gesellschaften mit vereinigtem Fond für Eisenbahnen und Kanäle, für den Bau von Straßen und Brücken, für Baumwollen- und Tuchmanufakturen, für Roth- und Weißgerbereien, für Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, für die Manufakturen von Glas, Steck- und Nähnadeln, für Saifen- und Leimsiedereien, für den Handel mit Steinkohlen, für die Runkelrübenzucker-Fabrikation, für Wallfisch- und Stockfischfängerei, für Ansiedlungen an der Südostküste von Afrika, für die Perlenfischerei in der Südsee, für den Bergwerksbau in Südamerika und Mexiko, für die Construktion von Eisenbahnen in Hindostan, für die Fabrikation von Zündhölzchen, für das Waschen der Wäsche, für die Pflege der Kranken und die Begrabung der Todten. In den Monaten Oktober, November, December des Jahres 1836 kamen in Manchester und Liverpool allein 104 Joint stock companies (Gesellschaften mit vereinigtem Fond) zu Stande, deren Gesammtkapital sich auf 37,987,500 Pfd. Strl. belief, oder beinahe das Dreifache des Kapitals der Bank von England, und in Amerika beträgt das Kapital der Gesellschaften mit vereinigtem Fond zur Construktion von Eisenbahnen allein mehr als 500 Mill. Thaler oder ungefähr das Vierzehnfache alles cirkulirenden Geldes in der Union! Nach Angabe des Hrn. Poulett Thompson, * welcher ein Register aller vorgeschlagenen Joint stock companies hielt, belief sich ihre Zahl auf mehr als 300, und würde ein Kapital von 200 Mill. Pfd. Strl. (ungefähr zwanzigmal das Kapital der Bank von England) erforderlich seyn, dieselben in Gang zu setzen! Die bei weitem größere Zahl derselben ist daher nichts anderes, als ein Mittel, Kredit und Spekulation zu unterhalten, denn nur Wenige nehmen an diesen Unternehmungen ernsthaften Antheil in der Absicht, ihre Kapitalien auf diese Art anzulegen; die meisten Aktionärs kaufen sich bloß ein, um die Aktien später wieder zu einem höheren Preis loszuschlagen; nicht selten variiren sie an einem Tage von 10 bis 20, auch 30 und 50 Proc. ihres Werthes, und es ist dies eine Art Hazardspiel, gegen welches selbst das mit Staatspapieren als kleinlich erscheint.

---

* Siehe seine Rede im Haus der Gemeinen in der Diskussion des Budgets.

Wir wollen jetzt einen Blick auf Amerika werfen, um zu sehen, welchen Gang das Papier- und Kreditwesen bei dem gänzlichen Mangel einschränkender Gesetze dort genommen hat. — Die erste Bank in der Union, die Bank von Nordamerika (The bank of North-America) kam im Jahr 1781 zu Stande. Ihr Kapital belief sich auf 400,000 Dollars und ihre Organisation war ganz der Bank von England analog. Kaum war diese Bank geschaffen, so etablirten sich ähnliche Institute in den einzelnen Staaten und zuletzt, wie in England, Banken mit vereinigten Fonds, wobei aber die Theilhaber nur bis zum Betrag ihrer Aktien (also nicht für alle von der Bank eingegangenen Verbindlichkeiten in solidum) verantwortlich waren. Diese Unverantwortlichkeit der Theilhaber gab natürlich dem Bankgeschäfte selbst eine ungeheure Ausdehnung. Man riskirte bei Bankgeschäften weniger als bei gewöhnlichen Handelsspekulationen, wo die Theilhaber mit ihrem ganzen Vermögen verantwortlich sind, und besaß überdies das Privilegium, Noten auf Sicht gestellt ausgeben zu dürfen, die, da bei dem Steigen der Preise das cirkulirende Silber und Gold den Bedürfnissen des Handels nicht mehr genügte, ungeachtet kein Gesetz sie zu gesetzlichen Zahlungsmitteln stempelte, bald allgemein als baares Geld angenommen wurden, und die Münze nach und nach gänzlich verdrängten. Wer die Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlungen der verschiedenen Staaten seit jener Zeit durchgeht, wird finden, daß ihre ganze legislative Thätigkeit beinahe auf nichts anders gerichtet war, als auf neue Freibriefe für Banken und bankähnliche Körperschaften. Die Bank von Nordamerika mit ihrem Kapital von weniger als einer halben Million Thaler war bald für die Bedürfnisse des Handels und der Finanzen nicht mehr zureichend, und man glaubte endlich die Nothwendigkeit einzusehen, ein großes Centralinstitut zu errichten, welches der Regierung als Fiskalagent dienen, zugleich aber die Papierausgabe der kleineren Banken innerhalb gewisser Gränzen zu erhalten verpflichtet seyn sollte. Ob die Errichtung eines solchen Instituts durch die Constitution erlaubt, oder ob der Kongreß dabei seine ihm durch die Verfassung angewiesene Gränzen überschritten hat, wollen wir, da doch diese Frage in Deutschland so vielfältig in Anregung gebracht worden ist, später untersuchen. Hier führen wir vor der Hand nur die Fakta auf, um unseren Lesern den Gang zu bezeichnen,

den das amerikanische Bank- und Kreditwesen, nachdem die Verantwortlichkeit der Bankinteressenten aufgehoben wurde, genommen hat. *

Im Jahr 1791 wurde durch eine Congreßakte die erste Nationalbank der Vereinigten Staaten in Philadelphia errichtet, und ihre Dauer bis zum 4. März 1811 festgesetzt. Sie sollte nach dem Muster der Bank von England eine Depositen-, Disconto- und Zettelbank seyn, und mit einem Kapital von 10,000,000 Thalern in 25,000 Aktien, jede zu 400 Thlr. begründet werden. Die Theilnehmer sollten den vierten Theil ihrer Aktien in Gold oder Silber, Dreiviertheile aber in Staatsschuldverschreibungen entrichten. Der Staat selbst unterzeichnete für 2 Millionen. So weit sah das Unternehmen sehr plausibel aus; aber bei näherer Untersuchung der diesfälligen Akten finden wir — was sich bei den meisten Staatsinstituten ähnlicher Art, wenn ihre Verhandlungen öffentlich kund würden, vorfinden dürfte — daß der Staat kein Geld herzugeben und die zu schaffende Bank keines herzuleihen hatte. Man nahm also zu dem in neuester Zeit sehr üblich gewordenen Bank-Hocuspocus seine Zuflucht. Die Regierung borgte von der Bank zwei Millionen, für welche sie 6 Procent jährliche Zinsen zu bezahlen sich verpflichtete, und die Bank, die bei ihrer Entstehung kein Geld hatte, schrieb diese zwei Millionen der Regierung ins Haben. Die übrigen acht Millionen wurden vom Publikum aufgebracht. Um dasselbe anzulocken und auch Minderreiche zur Theilnahme zu bewegen, wurde festgesetzt, daß das Kapital nicht auf Einmal, sondern in vier Ratenzahlungen, jede zu 100 Thalern, eingelegt werden

* Schon vor mehreren Jahren sagte Mac Culloch in seinem Dictionary practical theoretical and historical of Commerce and commercial Navigation: „Derjenige Theil des amerikanischen Banksystems, welcher die Verantwortlichkeit der Theilhaber an einer Bank auf den Belauf ihrer Aktien einschränkt, erscheint uns im höchsten Grade verwerflich. Er bietet eine starke Versuchung zu Betrügereien, und wir kennen auch keinen einzigen Vortheil, welcher dagegen geltend zu machen wäre.“ Herr Mac Culloch sprach hier in Bezug auf das Publikum, in Amerika gibt es aber jetzt beinahe eben so viele Bank- und Körperschaftsinteressenten als Arbeiter, so daß das Volk durch die Frage von Bank oder nicht Bank in zwei der Zahl nach beinahe ganz gleiche Theile getheilt ist, wovon der erste durch seinen Reichthum noch überdies der mächtigere seyn oder werden muß.

sollte. Kaum war jedoch die erste Ratenzahlung eingegangen, so zeigte es sich, daß die Münzbasis der Bank und der Kredit des Staates mehr als hinreichend waren, den regelmäßigen Gang der Geschäfte einzuleiten. Es fiel daher bei den spätern Einzahlungen die Verbindlichkeit, den vierten Theil in Gold und Silber zu erlegen, stillschweigend weg. Die Noten der Bank standen bis dorthin al pari mit der Münze, und es wurde somit das weitere Bankkapital in Noten der Bank selbst und in Staatsschuldverschreibungen eingezahlt, das heißt: die Bank erhielt auf einer Seite als Fond, was sie auf der andern als baares Geld wieder auszahlte.

Gleichzeitig mit dieser Bank, oder bald nachher traten die Staatsbanken (State banks) der einzelnen Staaten, ganz nach dem Prototypus der vereinigten Staaten-Bank geformt, in Wirksamkeit und mit ihnen ein ganzer Schwarm kleinerer Institute und Körperschaften, deren Hauptgeschäft immer nur in Geld borgen und leihen bestand, * obgleich man ihnen die anlockendsten Titel gab, wie z. B. Blei- und Kupferbergwerks-Gesellschaften, Eisen- und Steinkohlen-Compagnien u. dergl., und daher nicht selten europäische Spekulanten anlockte, die das bezeichnete Terrain bis jetzt noch immer vergebens auf der Karte nachsuchen dürften. — Alle diese Institute vermehrten mehr oder weniger das ausgegebene Papiergeld, und da das Verhältniß des baaren Geldes zu demselben sich immer mehr und mehr verminderte und hiedurch die Idee, daß das Papier die baare Münze bloß repräsentire, immer mehr und mehr in Vergessenheit gerieth, so lag es bald im Interesse aller dieser Anstalten, die edeln Metalle gänzlich aus dem Handel zu verbannen, und die Nachfrage nach denselben allen möglichen Schwierigkeiten zu unterwerfen. Es bildete sich, wie bereits erwähnt, unter den Banken und den ihnen verwandten Instituten ein Esprit du corps und eine moralische Abneigung gegen Baarzahlungen, als Restriktionen des freien und einträglichen Kreditwesens.

* Man wird sich erinnern, daß dies auch mit vielen Körperschaften in England und Schottland der Fall war und zum Theil noch ist. So z. B. ist die im Jahr 1746 in Schottland gestiftete britische Leinwand-Gesellschaft zur Aufmunterung von Leinwandfabriken (the British Linen-Company) nach und nach ganz in eine Bank umgeschaffen worden, deren Kapital sich jetzt auf 500,000 Pfd. Sterling beläuft.

Allein es bildete sich auch unter dem Volke und zum Theil unter den kleineren Banken selbst eine heftige Opposition gegen das Centralinstitut. Diejenigen Gegner desselben, welche schon bei seiner Entstehung aus constitutionellen Gründen nichts mit ihm zu thun haben wollten, waren durch seinen Einfluß auf die Politik des Staates in ihrer Opposition gegen dasselbe nur noch verstärkt worden. Man sah in der Vereinigung der höchsten Staatsgewalt mit dem Hebel aller kaufmännischen und industriellen Interessen eine der Souveränität der einzelnen Staaten wie der Freiheit der Bürger gleich gefährliche Macht * und eine Wahlmaschine, welche der Verfassung selbst gefährlich werden konnte. Die kleineren Banken und die Glieder anderer Körperschaften hingegen schrien damals, wie jetzt, gegen das große Ungeheuer, gegen das alle kleineren Institute dieser Art erdrückende Bankmonopol, gegen die Unterdrückung des Privatkredits und der Industrie durch die mit der Regierung verbundene und durch den Kredit des Staates und den Besitz der Staatsgelder alle kleineren Geldinstitute beherrschende Nationalbank. — Die Partei, welche der Bank das Privilegium ertheilt hatte, und die durch eine Menge antirepublikanischer Maßregeln in Verbindung mit der Bank sich dem Volke verhaßt gemacht, hatte dem Andrang der Demokratie, unter Anführung von Thomas Jefferson, weichen müssen, und so kam es, daß, als im Jahr 1811 das Privilegium der Nationalbank abgelaufen war, dasselbe von der nun am Ruder stehenden demokratischen Partei nicht mehr erneuert wurde.

* Wie weit die Geldmacht, vereint mit der obersten Staatsgewalt, hierin gehen konnte, hatten die Amerikaner durch die im Congreß durchgegangene und vom obersten Gerichtshofe bestätigte „Alien and Sedition bill“ hinlänglich erprobt. Es enthielt diese Bill eine Art „Septembergesetze“ zur Beschränkung der aufstrebenden Demokratie. Namentlich war es darin zum Verbrechen (liable to indictment) gemacht, gegen die Regierung und ihre Beamten irgend etwas zu schreiben, zu drucken oder zu sprechen, was dieselben in den Augen des Volkes herabwürdigen könnte. Diese Bill, welche die damalige Regierung zu ihrer Existenz nothwendig hielt, und die das Volk jetzt nur noch unter dem Namen des „Maulverstopfungsgesetzes“ (Gag law) kennt, wurde kurz nach Antritt der Jefferson'schen Präsidentschaft widerrufen.

Dies war das Signal zur Etablirung einer ungeheuern Zahl neuer Banken und zur ausgedehntesten Thätigkeit der bereits bestehenden. Jetzt erst konnte man die wahre Elasticität des Papiergeldes kennen lernen, welches durch das Abtreten der Nationalbank noch mehr anschwoll, als vorher, wo der Druck der letzteren, wie ein gefürchteter Alp, die zu großen Zettelausgaben der einzelnen Banken niedergehalten hatte. Das Vacuum, welches durch die Einziehung der Noten der Nationalbank entstand, war im Nu durch die Notenausgaben der Staats- und anderen Banken wieder ausgefüllt, und es gab eine Prosperität, wie sie die Vereinigten Staaten früher nicht gekannt hatten.

Indessen fing kurze Zeit nachher der politische Horizont von Amerika sich zu trüben an. Die von England angesprochenen Rechte, amerikanische Schiffe zu durchsuchen und Matrosen zu pressen, welche den freien Handel und die Schifffahrt der Union gleich stark bedrohten, führten 1812 zum Krieg mit Großbrittanien, und die Folge der hierdurch eingetretenen Handelskrise war ein allgemeines Falliment aller Banken im Süden und Westen von Neu-England. Sie stellten beinahe gleichzeitig ihre Baarzahlungen ein; aber zur allgemeinen Verwunderung aller mit dem Banksysteme weniger Vertrauten erhielten sich die nun nicht mehr einlösbaren Noten dennoch geraume Zeit in ihrem Kredit, obwohl sie aufgehört hatten, Repräsentanten der Metalle zu seyn, und eigentlich nichts als die Schulden der Bank gegen das Publikum beurkundeten. Es ist dies ein mit der Bankrestriktion von England im Jahr 1797 ganz analoger Fall, welcher die weiter oben von uns aufgestellte Behauptung, daß diese Erscheinung durch das wechselseitige Verhältniß von Gläubiger und Schuldner, in welchem die Bank zum Publikum steht, erklärt werden muß, hinlänglich rechtfertigt. Die Banknoten der obgleich nicht mehr in Silber und Gold zahlenden Banken blieben dessenungeachtet Ausweise einer Schuld, die, da der Schuldner (die Bank) selbst als Gläubiger des handeltreibenden Theils des Publikums auftrat, zu Zahlungen an die letzteren, und von diesen wieder zu Zahlungen an die Bank verwendet werden konnten. Nur als der Krieg eine unglückliche Wendung nahm, und der Handel nach und nach gänzlich darnieder lag, stellte sich die Differenz zwischen den Noten der münzzahlenden Banken von Massachusetts und den uneinlösbaren Zetteln

der andern Banken mit 10 bis 25 prCt. und mehr heraus, je nachdem das Publikum die Geschäfte der einen oder der andern Bank mehr oder weniger günstig beurtheilte.

Die Baarzahlungen, auf einen kleinen Raum und auf wenige Banken eingeschränkt, ließen die Metalle immer mehr und mehr aus dem Umlauf verschwinden, bis endlich im Congreß der Vorschlag gemacht wurde,* eine Bank mit fünf Millionen Thalern zu etabliren, welche beinahe gänzlich auf die neuen, von den Vereinigten Staaten während des Krieges ausgegebenen Staatsschuldverschreibungen gefußt, und der Regierung zu neuen Anlehen verpflichtet, das Privilegium besitzen sollte, Noten auszugeben, welche erst drei Jahre nach hergestelltem Frieden zahlbar seyn sollten. Diesem Vorschlag widersetzte sich Calhoun (damals im Hause der Repräsentanten), und es gelang ihm auch, die Mehrzahl von der Nachtheiligkeit dieser Maßregel zu überzeugen. Aber man schritt zur Berathung einer neuen Bank, deren Vorschlag diesmal nur durch die ausschlaggebende Stimme des Sprechers verworfen wurde. Da kam endlich die Nachricht von der gewonnenen Schlacht von Neu=Orleans und kurze Zeit darauf die des geschlossenen Friedens mit England.

Nun glaubte man, es müßten die Baarzahlungen von selbst wieder ihren Anfang nehmen; die Noth war verschwunden, Handel und Gewerbe waren der Industrie und dem Unternehmungsgeiste von neuem geöffnet, und der Kredit des Staates hatte seinen alten Aufschwung genommen. Aber wie wenig kannte die damalige Regierung das eigentliche Wesen des Papiergeldes! Eben jetzt dachten die nichtzahlenden Banken weniger als jemals an die Erfüllung ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten. Während des Krieges waren ihre Zettelausgaben und der von ihnen an Privaten und andere Institute ertheilte offene Kredit durch das allgemeine Mißtrauen in Unternehmungen jeglicher Art beschränkt gewesen; jetzt hofften sie erst, mit den nichteinlösbaren Noten, das heißt, mit dem Privilegium, uneinlösbare Schuldscheine auf Zinsen leihen zu dürfen, recht zu gewinnen. Man mußte also,

* Diesen Vorschlag machte Herr Dallas, welchem Hr. Campbell, der sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte, als Sekretär der Schatzkammer folgte.

wie im Jahr 1821 in England, die Baarzahlungen der Banken durch gesetzliche Gewalt zu erzwingen suchen, und um dies leichter thun zu können, sahen sogar die Demokraten damals keinen andern Weg, als neuerdings ein großes Centralinstitut, nach dem Muster der Bank von England zu schaffen, welches die Staats- und kleineren Banken entweder zur Einlösung ihrer Noten, oder zum Falliment zwingen und hiedurch das Publikum enttäuschen, und die soliden von den nicht solventen Banken trennen sollte.

So kam am 16. April 1816 die neue Bank der Vereinigten Staaten zu Stande, deren Freibrief auf 20 Jahre lautete, und deren Kapital 35 Millionen Thaler betrug, wovon die Regierung selbst 7 Millionen unterzeichnete. Die Aktien waren im Betrag von 100 Thalern, wovon, wie bei der Errichtung der früheren Bank, ein Viertheil in Gold und Silber, die übrigen Dreiviertheile aber in Staatsschuldverschreibungen zahlbar waren. Die Bank sollte keine Noten unter fünf Thalern ausstellen, und dieselben, wenn sie solche bei Vorzeigung irgend einmal nicht einlösen könnte, mit 12 Procent jährlich verzinsen. Die Noten der Bank sollten bei den Staatskassen für baares Geld angenommen und der Staatsschatz selbst bei der Bank deponirt werden. Für die Aufbewahrung, Versendung und Auszahlung von Staatsgeldern sollte die Bank keine Provision berechnen. Die Regierung, als Aktionär von 7 Millionen, ernannte 5 von den 25 Bankdirektoren, und es stand ihr noch überdies das Einsichtsrecht auf die geführten Geschäfte zu. Weiter hatte die Bank gegen die Regierung keine Verbindlichkeit, und es stand dem Congresse nicht einmal das Recht zu, dieselbe zu irgend einer Zeit ihrer Zahlungsverbindlichkeit zu entheben, oder sich überhaupt in ihren Angelegenheiten und Verhältnissen zu ihren Schuldnern und Gläubigern zu mischen. Es war sogar festgesetzt, daß die Bank der Regierung nie mehr als eine halbe Million Thaler, und den einzelnen Staaten nie mehr als 50,000 Thlr. vorschießen dürfe, so wie es ihr gesetzlich untersagt war, irgend einen Theil der sechsprocentigen Staatsschuld käuflich an sich zu bringen. Die Geschäfte der Bank wurden auf Kreditverleihungen, auf den Handel mit Gold und Silber (Bullion) und auf den Verkauf solcher Hypotheken beschränkt, welche derselben für gemachte Darleihen verpfändet worden waren. Die Bank hatte das Recht, Töchterbanken (Branches) überall in den Vereinigten Staaten,

wo es ihr zweckmäßig schien, zu errichten, der Staat aber sollte mit Ausnahme des Distrikts von Columbia nirgends ein ähnliches Institut, und im Distrikt von Columbia selbst keines mit einem größeren Kapital als 6 Millionen Thalern privilegiren, für welches Monopol die Bank der Regierung anderthalb Millionen zu bezahlen sich verpflichtete. Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß mit dem Einsichtsrechte des Staates noch das des Sekretärs der Schatzkammer verbunden war, die von Seiten des Staates gemachten Depositen von dem Augenblick an zurückzufordern, wo ihm die längere Aufbewahrung derselben bei der Nationalbank gefährlich erscheinen dürfte. Dieses Recht, insofern der Präsident den Sekretär der Schatzkammer ernennt, steht auf indirekte Weise auch dem Oberhaupt des Staates zu, das als solches denjenigen Beamten entlassen kann, der ihm in der Erfüllung seiner Pflichten fahrlässig erscheint, oder überhaupt seinem Amte nicht gewachsen ist. Dies möge einstweilen zur Beurtheilung des Verfahrens des Generals Jackson dienen, welcher bei der Zurückziehung der Depositen (the removal of the Deposites), nach unserer Ueberzeugung, zwar bis an die Gränze der ihm durch die Constitution verliehenen Gewalt ging, jedoch dieselbe keineswegs überschritt, und noch überdies bereit war, seine diesfällige Handlung gegen den Congreß und das Volk öffentlich zu rechtfertigen. *

---

* Jackson, wie bekannt, befahl dem Sekretär der Schatzkammer, über den Zustand der Bank Bericht zu erstatten. Dieser Bericht lautete dahin, daß die Bank solvent sey und daher die Staatsgelder bei ihr keine Gefahr liefen. Jackson war, wahrscheinlich aus nicht bloß merkantilischen Gründen, anderer Meinung, und entließ den Finanzminister. Sodann ernannte er (und zwar während der Zeit, da der Congreß nicht in Sitzung war) einen neuen Sekretär der Schatzkammer, von dessen Gesinnung er sich schon früher überzeugt hatte, und welcher, nach der Constitution, bis zur nächsten Versammlung des Congresses der Zustimmung des Senats nicht bedurfte. Dieser übergab die Depositen den sogenannten Petbanken, und führte so eine Maßregel durch, welche der Senat während der Congreßsitzung damals gewiß nicht zugegeben haben würde. Der Präsident trieb hier zwar seine Prärogative aufs äußerste, das Resultat der nächsten Wahlen bewies aber, daß er die Stimme des Volkes eben so für sich hatte, als sein Nachfolger jetzt von einem großen Theil desselben mit Schmähungen überhäuft wird.

Die Rückkehr zu den Baarzahlungen war in Amerika, wie in England, von großen Opfern und einer Handelskrise begleitet, welche unbeschreibliches Elend über alle Klassen verbreitete. Es haben, wie wir bereits oben Gelegenheit hatten zu bemerken, die Banken immer mehr an das Publikum zu fordern, als das letztere an die Banken. Werden daher die Banken zur Bezahlung ihrer Noten angehalten, so müssen diese ihre ausstehenden Schulden ebenfalls eintreiben. Die Kaufleute, die am meisten mit der Bank verkehren, sind dann gezwungen, auch ihren Schuldnern aufzusagen, oder zu falliren, was dann wieder das Falliment der Banken nach sich zieht und das Elend erst allgemein macht. Bei den ungeheuern Ressourcen der Vereinigten Staaten, bei der sich schnell hebenden Baumwollenkultur und der Etablirung von Fabriken, besonders in den nördlichen Staaten der Union, ging jedoch auch diese Krise vorüber. Handel und Gewerbe gingen allmählig wieder ihren alten Gang, als inmitten des Friedens und des allgemeinen Wohlstandes im Jahr 1819 eine neue Periode des Mangels und Elends eintrat und viele der angesehensten Häuser der Union dem Bankerott nahe brachte. — Was war wohl hier die Ursache? könnte man fragen. Etwa die Politik der Regierung oder der einzelnen Staaten? oder Mangel an Vertrauen in die Bank? Keineswegs! — Es war diese neue Krise nur in Folge außerordentlicher Expansionen und Contractionen des Papiergeldes entstanden. Diese kann der Gewerbsmann, der Fabrikant und selbst der wohlunterrichtete Kaufmann nicht immer voraussehen und richtig beurtheilen. Gibt nämlich die Bank zu viel Papier aus und macht dadurch in der Sprache der amerikanischen Geldmänner das Geld wohlfeil (to make money cheap), so steigt der Werth nicht nur aller einheimischen, sondern auch der fremden Produkte, und mit ihnen der Wechselkurs auf auswärtigen Plätzen. Kaufleute, die um jene Zeit Waaren importiren und ein weiteres Steigen des Kurses erwarten, welches sie nach dem hohen Preis der Waaren zu erwarten berechtigt sind, finden sich dann später plötzlich getäuscht, wenn durch die Contraction der Banknoten und des Bankkredits das Geld theuer und die Waare wohlfeiler wird, als ihr Einkaufspreis. Der aktive Kaufmann sieht sich hierdurch bloßgestellt, und muß bei der gänzlichen Unmöglichkeit, den Werth des Geldes zu irgend einer Zeit genau zu bestimmen, entweder in bedeutenden Verlust gerathen oder jeden

Gedanken an ein solides Geschäft aufgeben und, gleich den Banken selbst, auf diese Fluktuationen des Papiergeldes spekuliren. Dies geschah auch, und zwar nicht bloß von Seiten der größeren Kaufleute, sondern von Krämern, Fabrikanten, Gewerbsleuten, Beamten, Offizieren, Lehrern und sogar Predigern und Geistlichen aller Confessionen. Alles spekulirte auf das Steigen und Fallen des Papiergeldes, welches, obwohl unter einer andern Form, dennoch wieder zum eigentlichen circulirenden Medium geworden war. Man kaufte und verkaufte jetzt Grundstücke, Häuser, Ländereien und Waaren, nicht bloß auf die Aussicht hin, daß sich ihr innerer Werth bis zu einer bestimmten Zeit bedeutend vermehre, sondern weil man hoffte, zur Zeit der größten Papierverminderung (wo das Geld seinen höchsten Werth hatte) wohlfeil einzukaufen, und bei einer darauf folgenden Expansion, wo die Preise aller Gegenstände wieder hinaufgehen mußten, dieselben vortheilhaft wieder loszuschlagen. Von nun an gab es keinen stätigen Preis für irgend einen Artikel; der Kurs auf Frankreich, England und Hamburg veränderte sich fast mit jedem Tage, und mit ihm der Werth jeder Art von Eigenthum. Aber mit den großen Contractionen und Papierausgaben verfuhr die Bank etwas vorsichtiger. Die große Ebbe und Flut in allen Gattungen von Spekulationen durfte nicht zu oft wiederkehren, wenn die Bank selbst in der ungeheuern Anzahl ihrer Interessenten (wovon mehrere Tausende noch dazu Europäer, meist Engländer, waren) dabei keine Gefahr laufen wollte. Die größte Vermehrung oder Verminderung der Banknoten und des Bankkredits fand daher selten öfter als einmal in vier Jahren statt; aber um diese Zeit finden wir gewöhnlich einen Unterschied in der Zettelausgabe und im Wechseldisconto von 15 bis 20 Millionen gegen frühere Jahre. Daß diese Summe hinlänglich ist, eine allgemeine Handelsrevolution zu begründen, werden wir später nachweisen; jetzt genügt es uns, das Faktum selbst anzuführen, um zu zeigen, daß im Verhältniß zur Unsicherheit des Gewinns bei irgend einer Gattung von Geschäften der Preis aller Gegenstände bedeutend in die Höhe gehen muß. Der Kaufmann und Fabrikant, der bei jedem Einkauf 5 bis 6 Procent seines Kapitals auf's Spiel setzt, muß, wenn er sich sicher stellen will, diese 5 oder 6 Procent zum Preis der Waare schlagen, und der Consument, das heißt die arbeitenden Klassen, werden in-

demselben Verhältniß besteuert, als die Kaufleute und durch sie die Beamten gewinnen. Der Taglohn und die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens bleiben dabei so ziemlich in ihren alten Preisen, bestehen nämlich in derselben Anzahl von Thalern, ob dieselben nun in Papier oder in Silber ausbezahlt werden; die Bank aber, welche durch die Fluktuationen ihrer Noten denselben bald einen größeren, bald einen geringeren Werth geben kann, besitzt hierdurch die Macht, auch den Werth dieser Dinge nach Belieben zu erhöhen oder zu vermindern. Dieser commerciellen und industriellen Herrschaft der Nationalbank und ihrer Branchen konnten die Banken der einzelnen Staaten und die mit vereinigten Fonds nur mühsam entgegenarbeiten; denn es waren dieselben entweder durch Geschäftsverbindungen von dem Centralinstitut zu sehr abhängig, oder sie fanden es ihrem Interesse zuträglicher, mit der Nationalbank gemeinschaftliche Sache zu machen. Desto entschiedener aber war die Opposition der arbeitenden Klassen, welche, durch die Präsidentschaft Jackson's ermuthigt und in seine Thatkraft vertrauend, endlich den Muth faßten, die Bank, von der sie sich unterdrückt fühlten, offen anzugreifen. Die Bank, welche die Richtung der untern Volksklassen wohl begriff, wollte ihnen zuvorkommen und bat daher den Congreß schon im Jahr 1832 — also volle vier Jahre vor dem Ablauf ihres Freibriefs — um Wiedererneuerung ihres Privilegiums. Um dieselbe Zeit nämlich fiel die Präsidentenwahl vor, und die Bank hoffte, durch diese frühzeitige Kriegserklärung über Jackson und seinen Anhang zu siegen und ihre Macht auf ein weiteres halbes Jahrhundert zu begründen. Wirklich erhielt der Vorschlag zur Erneuerung des Freibriefes eine Majorität in beiden Häusern; aber der Präsident machte Gebrauch von seinem Veto, und veranlaßte kurze Zeit nachher die Wegnahme der Staatsdepositen, die er einzelnen Staats- und Banken mit vereinigtem Fond anvertraute. Diese Maßregel, welche von der Opposition und von den meisten englischen Blättern vielfach gerügt, von der demokratischen Partei in Amerika aber als das einzige Rettungsmittel gegen das Bank-Monopol betrachtet ward, ist auch in Deutschland vielfältig besprochen worden, und es sind über deren Zweckmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit die Meinungen sehr verschieden ausgefallen. Was die Constitutionalität dieses Verfahrens betrifft, so haben wir unsere Meinung bereits in der Note zu Seite 167

ausgesprochen; was aber die Zweckmäßigkeit desselben betrifft, so ist es klar, daß die demokratische Partei nur auf diese Weise zum Ziel gelangen konnte.

Gleich bei dem ersten Ausbruch, ich möchte fast sagen, der Feindseligkeiten zwischen der Regierung und der Bank hatte die letztere einen allgemeinen Schreck (panic) unter den commerciellen und industriellen Klassen zu verbreiten gesucht, was ihr auch fast über ihre eigenen Erwartungen gelang. Die Handelskrise war lange Zeit vorbereitet, das heißt von dem Augenblick an, wo der Präsident in seiner Botschaft auf die Gefahren, welche dem Staat und den einzelnen Bürgern von der Nationalbank drohten, hinwies, und dem Congreß zur Pflicht machte, diesen Gegenstand in seine legislative Berathung zu nehmen. — Ein allgemeiner Geldmangel und eine Noth, wie sie kaum das Jahr 1837 sah, war die Folge dieser Anstrengungen der Bank und der reichsten Kapitalisten im Norden und Nordosten der Union.

Der Präsident der Bank erklärte, er könne, um den Anforderungen der Regierung Genüge zu leisten, keine weiteren Wechsel escomptiren, auch nicht, was in Amerika so oft geschieht, alte Wechsel bei Verfallzeit wieder erneuern. Die auf Sicht gestellten Briefe ließ die Bank sogleich zur Zahlung vorweisen und die auf Hypotheken ausgeliehenen Kapitalien unverzüglich eintreiben. Dies, wie sich aus den Büchern der Bank und dem Zeugniß aller wohlunterrichteten Kaufleute, und zum Theil selbst durch ihren seither geführten Geschäftsgang herausgestellt, hatte die Bank nicht nöthig, sie that es aber, um den Wählern bei der neuen Präsidentenwahl zu beweisen, welche Macht sie besäße, und wie es besser sey, mit ihr Friede zu schließen, als sie auf das Feld der materiellen Interessen und der damit stets verbundenen politischen Macht herauszufordern. Dreißig Millionen hatte die Bank bereits dem Handel und den Gewerben entzogen, und hiedurch in allen Theilen der Union die Popularität der Regierung untergraben; da mußte denn endlich die letztere auch auf Mittel denken, gerade jene Interessen zu schützen, deren Entfremdung ihr am meisten nachtheilig werden konnte. Dies geschah durch die Zurücknahme der Depositen (the removal of deposites), im Betrag von acht Millionen Thalern. Diese wurden nun einzelnen von der Regierung gewählten Banken in den verschiedenen Städten der Union in Verwahrung gegeben, wobei

ihnen der Sekretär der Schatzkammer ausdrücklich erklärte, daß sie diese Gelder an Privaten und Kaufleute ausleihen dürften, und ihnen diese Freigebigkeit sogar zur Pflicht machte.* Auf diese Weise brach die Regierung damals die Macht des Central-Instituts, indem sie die Macht und den Einfluß der kleineren Banken bis auf einen Grad ausdehnte, der sie später selbst an den Rand des Verderbens brachte.

Als financielle Maßregel können wir das Verfahren der Jacksonschen Administration nicht gut heißen; denn es half dem in der Union einmal eingerissenen Bankübel nicht ab; vielmehr hatte man das Beispiel Englands vor sich, wo die Restriction des Monopols der Nationalbank die Menge des vorhandenen Papiergeldes und überhaupt das schwindelnde Kreditwesen auffallend vermehrte. Dadurch, daß man die Staatsgelder den Spekulationen der einzelnen kleineren Banken preisgab, gewann man weder Sicherheit für das Staatseigenthum, noch überhaupt eine größere Garantie für die Rechtlichkeit der Bankgeschäfte. Alles, was man dabei erzielte, bestand in der Vertheilung der Macht, welche die materiellen Interessen

---

* „Die Depositen der Staatsgelder," heißt es in dem Circular des Departements der Schatzkammer vom 26. Septbr. 1833, „werden Euch in den Stand setzen, dem Handel und den Gewerben bedeutende Begünstigungen zu gestatten; denn da die Eingangszölle, welche dem Staat gezahlt werden, durch die Thätigkeit und den Unternehmungsgeist unserer mit fremden Produkten handelnden Kaufleute entstehen, so ist es weiter nichts als billig, bei den größeren Hülfsmitteln, die Euch jetzt durch die Aufbewahrung der Staatsgelder zu Gebote stehen, ihrer vorzüglich zu gedenken, wo immer dies ohne Ungerechtigkeit gegen die andern Klassen der Gesellschaft geschehen kann.

„The deposites of public money," heißt es im Original, „will enable you to afford increased facilities to commerce, and to extend your accommodation to individuals; and as the duties which are payable to Government arise from the business and enterprise of the merchants engaged in foreign trade, it is but reasonable that they should be preferred in the additional accommodation which the public deposites will enable your institution to give, whenever it can be done without injustice to the claims of other classes of the community."

„Circular letter from the Treasury-Department addressed to the new Deposite Banks, September 26. 1833."

des Landes beherrschte, in eine Menge untergeordneter Zweige und Richtungen, wodurch man die Centralgewalt und das Ansehen der Regierung wieder in einiges Verhältniß zu der sich immer mehr und mehr hebenden Geldaristokratie zu bringen hoffte. So war also die ganze Taktik der Regierung weiter nichts als eine politische Maßregel gegen ein ihr gegenüber stehendes, in seinem Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten stets mächtiger werdendes Institut. — So weit hatte es die Bank gebracht, daß die Papiergeldfabrikation und das mit ihr verbundene Kreditwesen durch die Kammern selbst nicht mehr zu beherrschen war, und daß die Regierung, und noch dazu die kräftigste, welche Amerika je gehabt, gezwungen war, an dem verruchten Spiel mit Eigenthum, Recht und Vertrauen selbst Antheil zu nehmen, um die große Mehrzahl der ihr ergebenen Interessen nur einigermaßen gegen ihre Widersacher in Schutz zu nehmen! — Im Vorbeigehen sey es hier noch gesagt, obwohl es vielleicht eigentlich nicht hierher gehört, daß bei den Beschwerden der Regierung gegen die Bank (in dem von Herrn Gilpin abgefaßten Bankreport), neben dem durch die Fluctuationen des Papiergeldes hervorgebrachten Steigen und Fallen der Preise, auch noch der Art und Weise gedacht wurde, auf welche das Bankkapital selbst geschaffen wurde. Das Kapital der vereinigten Staaten-Bank war nämlich, wie bereits oben erwähnt, auf 35 Mill. Thlr. festgestellt, wovon die Regierung selbst 7 Millionen zeichnete. Es hatte aber die Regierung damals, wie bei der Etablirung der ersten Bank, kein Geld, und es wurden ihr daher diese 7 Mill. gegen sechsprocentige Interessen bloß ins „Haben“ geschrieben. Die übrigen 28 Millionen wurden von Privaten aufgebracht. Das Gesetz bestimmte, daß die Subscribenten gleich bei ihrer Unterschrift 5 Thaler in Gold oder Silber einzahlen sollten, nach sechs Monaten weitere 10 Thaler in Gold oder Silber, und endlich nach Verlauf eines Jahres die letzten 10 Thaler ebenfalls in Münze. Jede dieser drei Ratenzahlungen sollte überdies noch von 25 Thlrn. in baarem Geld oder Staatsschuldverschreibungen begleitet seyn. Von diesem Betrag nun wurden, wie aus den Büchern der Bank hervorging, wenig mehr als die ersten 5 Thaler auf jede Actie in Gold und Silber bezahlt, indem die Bankdirectoren erklärten, daß man gar nicht mehr baares Geld bedürfte. „Es ist klar,“ schrieb einer von ihnen, „daß, da die Bank einmal ihre Geschäfte begonnen und ihre Noten, in Gold oder

Silber zahlbar, in Umlauf gesetzt hatte, sie die zweite und dritte Ratenzahlung nicht in Silber und Gold fordern, und hiedurch ein neues Münzkapital erwerben konnte. Die Direktoren thaten wohl daran, die Noten der Actionärs, sechzig Tage nach Sicht zahlbar, in Zahlung für die zweite Rate anzunehmen.“ Hiedurch und durch weitere den Direktoren und Actionärs der Bank gemachte Anleihen kamen die letzteren so in Vortheil, daß der Kurs der Actien sich in kurzer Zeit um mehr als 56 Procent ihres Nominalwerthes hob, bald nachher aber wieder unter Pari zurückging. Die Bank hatte nämlich auf die angeführte Art eine solche Menge schlechter Schulden zusammengebracht, daß sie, für ihre Existenz besorgt, die Leitung ihrer Geschäfte einem andern Präsidenten (Herrn Cheeves) übertrug. Dieser hielt mit der Ausgabe von Papiergeld inne, trieb die ausstehenden Schulden, so weit es möglich war, ein, und vertheilte mehrere Jahre hindurch keine Dividende, sondern verwendete den Ertrag der Bankgeschäfte auf die solide Begründung des Instituts. Nach ihm erst kam Herr Niclas Biddle (der gegenwärtige Leiter der Geschäfte) ans Ruder, welcher, wie die Bücher der Bank auswiesen, neuerdings bedeutende Summen an ganz insolvente Leute auslieh, um sich in seinem Kampfe gegen die Regierung der Mitwirkung einflußreicher Talente zu versichern.* Alle diese Anklagen gegen die Bank gingen freilich nicht dahin, ihre Insolvenz darzuthun, die schon durch den hohen Kredit ihrer Actien in Amerika und in Europa faktisch widerlegt war; auch bewiesen die Opfer, welche die Bank später für die Erringung eines Freibriefes vom Staate Pennsylvanien brachte, daß die von ihr erlittenen oder noch zu erleidenden Verluste keineswegs im Verhältniß zu ihrem reichlichen Gewinn standen, welcher mehr als das Doppelte und Dreifache aller ihrer gewagten Geschäfte deckte, und die Gläubiger der Bank hinlänglich sicher stellte; aber es bestand einmal der schlichte, mit kaufmännischen und Bankiergeschäften wenig vertraute General Jackson darauf, daß eine Anstalt, welche so ins Leben getreten, und während einer geraumen

* So z. B. steht Herr Webb, Redakteur des New-York Courier et Enquirer, mit 50,000 Thlr. als Schuldner der Bank da; und ähnliche Summen wurden andern Zeitungsschreibern, Repräsentanten und Senatoren auf ihren persönlichen Kredit hin vorgestreckt.

Zeit ihres Daseyns so verwaltet worden war, keine Garantie für den Staat bilden könne, und das Volk, welches ihm auf Treu und Glauben ergeben und durch die künstlichen Manipulationen der Bank schon oft in Noth gerathen war, stimmte ihm bei, und verweigerte die Erneuerung des Freibriefes.

Wie der Dampf aus dem geöffneten Ventil des Kessels dringt, machten sich jetzt die durch den Druck des Centralinstitus bis dorthin niedergehaltenen Banken Luft. Papierausgabe folgte jetzt auf Papierausgabe; mehrere hundert Banken mit einem Kapital von mehr als 150 Millionen traten auf einmal ins Leben; wer nur immer in Geschäften war, hatte offenen Kredit, die Banken und ihre Theilhaber selbst hatten offenen Kredit in England. Die Spekulationswuth kannte keine Grenzen mehr. Man importirte aus England und Frankreich auf Kredit, und da nicht genug Schiffe zur Transportation der Güter vorhanden, und in New-York und Philadelphia bereits alle Magazine voll waren, zog man endlich Wechsel bloß a conto der zu machenden oder zu verlangenden künftigen Waarensendungen von einem Platz auf den andern.

Inzwischen hatte die erloschene vereinigte Staaten-Bank bei dem Staate von Pennsylvanien ein neues Privilegium ausgewirkt, und zwar, aus Gründen, die der Leser leicht begreifen kann, unter ihrem alten Titel: „United states“ bank. Für dieses neue Privilegium zahlte die Bank dem Staate Pennsylvanien, in Form eines Bonus und mittelst Unterschriften auf Staatsunternehmungen, 5 Millionen Thaler, und wenn man den Regierungs-Journalen trauen darf, so sollen weitere 5 Millionen auf Bestechungen von Beamten, Repräsentanten und Senatoren verwendet worden seyn. Wenn wir nun gleich diesen Gerüchten keinen Glauben beimessen, und bei der ersten Angabe von 5 Millionen stehen bleiben, so müssen wir doch über eine Bank erstaunen, die den siebenten Theil ihres ganzen Kapitals der Regierung für ihr Privilegium abtreten konnte. Was für Geschäfte können das seyn, müssen wir fragen, deren Gewinn solche Auslagen deckt? Wer bezahlt diese Steuer von 5 Millionen, welche auf diese Art der Industrie und dem Handel, welche des Beistandes der Bank bedürfen, aufgelegt wird? * „Ich

* Die Bank hat diese 5 Mill. längst in Baumwollgeschäften verdient.



übergebe Ihnen hier einen Freibrief," redete Herr Niclas Biddle die Actionärs der neuen Bank an, „welcher der Bank größere Vortheile gewährt, als der früher von den Vereinigten Staaten ertheilte. Wir dürfen jetzt die Aktien anderer Banken käuflich an uns bringen." Und wirklich besitzt jetzt die vereinigte Staaten-Bank auf diese Art mehrere Banken in Georgien, Carolina und Lousiana, die ihr jetzt statt Branchen dienen und sehr wichtige Baumwollgeschäfte machen.

Endlich in den Jahren 1835 und 1836 fielen die Papiergeldfabrikanten und Spekulanten über die Staatsländereien her. Es bildeten sich zu deren Ankauf Körperschaften mit vereinigtem Fond, die dann in den Zeitungen die Städte, Dörfer, Marktflecken, Mühlen, Eisenhämmer, Brücken, Bergwerke, Eisenbahnen und Kanäle ausposaunen ließen, die sie auf den anzukaufenden oder angekauften Landstrecken errichten wollten, und so den Preis ihrer Actien hoben, die sie dann an unerfahrene, mit ihrem Spiel nicht vertraute Käufer, mit ungeheurem Gewinn, wieder abtraten, um unter einem neu aufgebrachten Namen dasselbe einträgliche Geschäft zu wiederholen. Die in diesen Jahren incorporirten Freibriefe von Ländereien-, Eisenbahn-, Kanal- und Baugesellschaften würden, wenn sie zu Stande gekommen wären, nicht weniger als 500 Mill. Thlr. Kapital in Anspruch genommen haben. Der Bauer verließ jetzt den Pflug, der Gewerbsmann seine Werkstätte und der Kaufmann sein Lager, um an diesem allgemeinen Hazardspiele Antheil zu nehmen. Wer konnte jetzt an Sparsamkeit denken, wo man, während man die Nachtmütze über den Kopf zog, arm oder reich werden konnte? — Es wußte kein Mensch mehr, wo er stand, und da man nicht mehr von *seinen eigenen*, sondern durch den Kredit *von den Mitteln Anderer* lebte, so war es natürlich einerlei, ob man sich einschränkte oder in seinen Ausgaben mit souveränen Fürsten Schritt hielt. Wer sich jetzt noch auf den Ertrag seiner Arbeit verließ, war ein Tropf, der keinen „spekulativen Sinn" hatte, der am Schmutz der Thürschwelle kleben blieb, und dies waren denn hauptsächlich die nach der Väter Sitte einfach und bescheiden lebenden ausgewanderten Deutschen.

Jetzt erkannte die Regierung ihren gewaltigen Mißgriff und suchte den von ihr zum Theil selbst angeregten Sturm durch das berüchtigte Münzcircular zu beschwören, wodurch die Bezahlung

der Staatsländereien in Gold und Silber angeordnet wurde. Früher schon hatte sie den neunmonatlichen Kredit, welchen die Kaufleute bei der Entrichtung der Eingangsgebühren genossen, aufgehoben, und hiedurch der zu großen Einfuhr englischer und französischer Waaren entgegen zu wirken gesucht. Aber diese Maßregel kam zu spät und beschleunigte nur die allgemeine Katastrophe. * Am 10. Mai stellten alle Banken von New-York zu gleicher Zeit ihre Baarzahlungen ein, und die andern Banken der Union, sobald sie hievon Nachricht erhielten, folgten gemeinschaftlich diesem Beispiel. Was seither vorgefallen, und wie die Regierung in ihrem Kampf um Unabhängigkeit von den Banken durch das Subtreasury-System von ihren Gegnern besiegt worden ist, ist unsern Lesern durch die Zeitungen bekannt. — Wir wollen hier nur noch zur leichteren Uebersicht einige Tabellen (aus den officiellen Angaben des Sekretärs der Schatzkammer entnommen) beifügen, um die successive Steigerung des Papiergelds in den Vereinigten Staaten unsern Lesern anschaulich zu machen. Es sollen diese auch zum Theil unser vorausgeschicktes Raisonnement bestätigen und eine Lehre enthalten, die bei der neuesten Richtung unserer Zeit vielleicht nicht ganz überflüssig ist.

---

* Daß sie diese Katastrophe nicht herbeigeführt, beweist schon der bei den diesfälligen Congreßverhandlungen ermittelte Umstand, daß zur Zeit, als die Banken ihre Baarzahlungen einstellten, nur etwas mehr als 4 Millionen Thaler in den Kassen der westlichen Depositenbanken, mit Einschluß des Staates Michigan, sich befanden, und in den südwestlichen Banken befanden sich kaum 12 Millionen Thaler in gemünztem Gelde.

A. Anzahl der Banken in den Vereinigten Staaten zu verschiedenen Perioden mit ihrem Kapital. *

(Aus dem Bericht des Sekretärs der Schatzkammer vom 4. Januar 1837.)

Name des Staates.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars.	Zahl der Banken.		Kapital in Dollars.
	im Jahr 1792.		im Jahr 1811.		im Jahr 1830.		im December 1836.		
								Branchen.	
Maine	—	—	6	1.250,000	18	2,050,000	59	—	5,535,000
N. Hampshire	1	400,000	8	815,250	18	1,791,670	23	—	2 663,308†
Vermont . . .	—	—	—	—	10	432,625	20	—	2,200,000
Massachusetts	2	2,800,000	15	6 292,144	66	20 420,000	138	—	40,830,000
Rhode Island	1	400 000	13	1,917,000	47	6,118,397	64	—	9,100,581
Connecticut .	1	500 000	5	1,933.000	13	4,485.177	31	3	8,519,368†
New-York . .	2	1.260,000	8	7,522.760	37	20,083,353	98	2	37,308,460
Pennsilvania	1	2,000,000	4	6,153,150	33	14,610,333	50	—	59,658,482†
New-Jersey .	—	—	3	739,740	18	2,017,009	26	—	7.575,000
Delaware. . .	—	—	—	—	5	830,000	4	4	1,197,775†
Maryland . .	1	400,000	6	4,895,202	13	6.250,495	28	3	29,175,000
Distrikt of Columbia . . .	1	500,000	4	2,341,395	9	3,875,794	7	—	3,500,000
Virginia . . .	—	—	1	1,500 000	4	5,571,100	4	18	6,711,300†
N. Carolina .	—	—	3	1,576,600	3	3,195 000	3	4	2,600,000
S. Carolina .	1	675,000	4	3,475,000	5	4,631,000	8	2	10,356,318†
Georgia . . .	—	—	1	210,000	9	4,203,029	14	11	8,209,967†
Florida	—	—	—	—	1	75,000	9	—	9,800,000
Alabama . . .	—	—	—	—	2	643,503	3	4	14,458,969
Louisiana. . .	—	—	1	754,000	4	5,665,980	15	49	54 000 000
Missisippi . .	—	—	—	—	1	950,000	13	12	21,400,000
Tennessee . .	—	—	1	100,000	1	737,817	3	4	5,600 000
Kentucky . . .	—	—	1	240,000	—	—	4	10	9,246,640†
Arkansas . . .	—	—	—	—	—	—	2	—	3 500,000
Missouri . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Illinois . . .	—	—	—	—	—	—	2	6	2,800,000
Indiana . . .	—	—	—	—	—	—	1	10	1,980,000
Ohio	—	—	4	895,000	11	1,454,386	32	1	12,900,000
Michigan. . .	—	—	—	—	1	100,000	17	3	7,500,000
Wisconsin . .	—	—	—	—	—	—	1	—	100 000
Hiezu kommt noch die Ver. Staatenbank	1	10,000 000	1	10,000,000	1	35,000 000	—	—	—
Totalsumme .	12	18,935,000	89	52,610,601	330	145,192,268	677	146	378,421,168

B. Ausweis über die Lage, in welcher sich die Banken in den Vereinigten Staaten zu verschiedenen Perioden befanden.

(Ebenfalls aus obigem Brief des Sekretärs der Schatzkammer entnommen.)

Datum.	Zahl der Banken, welche ihre Rechnungen eingesandt	Zahl der Banken, deren Geschäfte bloß abgeschätzt.	Totalsumme der Banken.	Gemünztes baares Geld.	Noten in Circulation.	Depositen.	Bankkapital.
Jan. 1. 1811	51	38	89	15 400,000	28,100 000	—	52,601,601
„ 1815	120	88	208	17 000 000	45.000,000	—	82,259,590
„ 1816	134	112	246	19,000,000	68 000,000	—	89,822 422
„ 1820	213	95	308	19,820,240	44 863,344	35 950,470	137,110,611
„ 1830	282	48	330	22,114,917	61,323,898	55,559 928	145,192,268
„ 1834	406	100	506	—	94,839,570	75,666 986	200,005,944
„ 1835	515	43	558	43,937 625	103,692,495	83,081,365	231,250,337
„ 1836	559	8	557	40,019,594	140,301.038	115 104 440	251,875.292

---

* Wir haben die Details der Bank und der Joint Stock banks von England deßhalb nicht angeführt, weil dieselben leichter zu verschaffen und zum Theil in dem, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen „Theoretisch-praktischen Comptoir-Handbuch nach Mac Culloch" enthalten sind.

† Die mit einem Kreuz bezeichneten Angaben hält der Sekretär der Schatzkammer zu gering und unvollständig.

C. Verhältniß des Papiers zum baaren Gelde.
(Bericht des Sekretärs der Schatzkammer 6. December 1836.)

Datum.	Papiergeld in aktiver Cirkulation in Dollars.	Baares Geld in aktiver Cirkulation in Dollars.	Baares Geld in den Banken vorräthig.	Summe des baaren Geldes in der Union.
Oktober 1833	80,000,000	4 000,000	25,000,000	29 000 000
Januar 1834	76,000.000	12,000,000	27,000,000	39 000,000
„ 1835	82,000,000	18,000 000	43,000,000	61,000,000
„ 1836	108,000,000	23,000,000	40,000,000	63,000,000
Dec. 1836	120,000,000	28,000,000	45,000,000	73,000,000

Aus diesen Tabellen ist nicht nur die schuelle Vermehrung des Papiergeldes ersichtlich, soudern auch hauptsächlich der von uns oben angeführte Umstand, daß das Mißverhältniß der Bankgeschäfte zum baaren Gelde nicht so sehr in der Notenausgabe als im offenen Bankkredit und in den mit den Noten wetteifernden Bank- (Kassen-) anweisungen zu suchen ist. Es geht zwar aus Tabelle C hervor, daß die Papierausgabe vom Jahr 1833 zwanzigmal größer war, als die des Silbers, daß aber auch dieses Verhältniß seit jenem Jahre fortwährend zu Gunsten des baaren Geldes sich verbessert hat, bis endlich im Jahr 1836 kaum dreimal so viel Noten im Umlauf waren, als geprägte Münze. Es war zur selben Zeit, also gerade fünf Monate vor Einstellung der Baarzahlungen (dem Falliment der Banken), auch das meiste baare Geld in den Banken niedergelegt, und dennoch erfolgte die Katastrophe. Es läßt sich dieser Umstand nur auf zweierlei Art erklären, erstens dadurch, daß die Banken entweder gänzlich falsche Berichte abstatteten, oder, daß zweitens der ertheilte Bankkredit und die von den Banken eingegangenen Verbindlichkeiten mehr als dreimal den Betrag ihrer disponiblen Fonds überstiegen. Wenigstens geht aus dem Geständniß der Bankdirektoren der Bank von England vor der geheimen Committee des Hauses der Gemeinen kurz vor dem erneuerten Freibrief der Bank hervor, daß die Bank von England es sich zum Grundsatz gemacht hatte, immer ein Drittheil des Betrages aller ihrer Noten und sonstigen Verbindlichkeiten in baarem Geld oder in Barren vorräthig zu haben, und daß dieses Drittheil zum Behufe aller Geschäfte hinreichend war. Amerikanische Finanzmänner hielten bei dem ausgedehnteren Kreditsystem der Freistaaten ein Fünftel jenes Betrags für hinlänglich, und doch fand es sich später, daß selbst dieses Fünftel bei den besten und vom Staate selbst accreditirten Depositenbanken nicht vorhanden war. Als die Depositenbill im Jahr 1835 in den Senat kam, trug Herr John C. Calhoun

darauf an, daß dem Sekretär der Schatzkammer nicht gestattet werde, irgend eine Bank als Staatsdepositenbank zu verwenden, welche nicht wenigstens einen Thaler baares Geld für fünf ihrer Noten und Depositen in ihren Gewölben liegen hätte. Dieser Antrag wurde an eine Committee gewiesen, welche berichtete, daß es besser sey, die Staatsgelder (welche bald in größeren, bald in kleineren Summen vorräthig seyen) gar nicht zu berücksichtigen, und bloß die Deckung von einem Fünftel der Noten und Privatdepositen zu verlangen. Allein auch dieser Vorschlag ging nicht durch, da die Staatsgelder bereits bei Banken niedergelegt waren, welche nicht einmal einen Thaler für zehn ihrer Noten und Depositen vorräthig hatten, und so wurde denn die Summe des baaren Geldes, welche jede vom Staate gebrauchte Bank vorräthig haben sollte, ganz allein der Discretion des Sekretärs der Schatzkammer überlassen.

Die Regierung war hier wieder gezwungen, die sogenannte mildere Praxis eintreten zu lassen, um nur überhaupt Depositenbanken zu haben, denn die Geldmacht, die einmal geschaffen war, ließ sich keine Gesetze vorschreiben und war überhaupt nur ein Alliirter des Staats, so lang der Staat ihren Weg ging.

Um einen leichten Ueberblick über die Lage der neunzig Depositenbanken zu gewähren, welche im Jahr 1837 fungirten, theilt der Sekretär der Schatzkammer in seinem Bericht („Condition of Deposite banks on or about June 15. 1837 in different sections of the Country") dieselben in sechs Klassen ein. Eine dieser Klassen, die von Alabama, Mississippi, Louisiana und Tennessee, hat nicht einen Thaler baares Geld für zwanzig ihrer Noten und Depositen vorräthig; die zweite Klasse, die Banken von New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware und Maryland enthaltend, hat nicht einen Thaler für $12\frac{1}{2}$ ihrer Verbindlichkeiten; die dritte, von Virginien, Nord- und Süd-Carolina, mit Georgien, kaum einen Thaler für $6\frac{1}{2}$, und die übrigen drei Klassen, die Banken der nördlichen, westlichen und nordöstlichen Staaten enthaltend, bringen dieses Verhältniß im Durchschnitt auf 1 zu $4\frac{1}{2}$.* Dies war noch vor wenigen Monaten der Zustand des Kerns der Banken, desjenigen Theils derselben, welchen der Staat und das Publikum ihres größern Vertrauens würdigten.

* Zur Zeit dieses Calculs hatten die Franklinbank in Südboston, die Dry-Dock-Company in New-York und die Commonwealthbank in Boston, mit mehr als 2 Millionen anvertrauter Staatsgelder, noch nicht fallirt.

Laßt uns jetzt einen allgemeinen Blick auf das System werfen, welches beinahe gleichzeitig mit der Unabhängigkeits-Erklärung seinen Anfang nahm, seitdem aber wie ein reißender Strom Alles mit sich fortgerissen und die ganze Kraft eines jungen, aufstrebenden Volkes beinahe ausschließlich auf materielle Thätigkeit beschränkt hat. Daß das Bankwesen dem Handel und der Industrie Vortheile gewährt, daß es die Cirkulation des Geldes erleichtert, dem Verlust der edeln Metalle durch Abnutzung, Veruntreuung oder Verfälschung entgegen wirkt, durch die Erweiterung und weise Benützung des Kredits die Thätigkeit der arbeitenden Klassen vermehrt und hiedurch der Nationalindustrie einen höhern Aufschwung gibt, läßt sich nicht in Abrede stellen. Auch haben wir schon Eingangs einiger dieser Vortheile gedacht, aber auch dort schon auf den Mißbrauch aufmerksam gemacht, der von allen diesen Dingen gemacht werden kann, und gegen welchen selbst die oberste Staatsgewalt das Publikum nicht schützen kann. Gewiß wäre ohne das Bank- und Kredit-System ein großer Theil der amerikanischen Niederlassungen noch nicht gegründet, gewiß wetteiferten die neuengländischen Baumwollfabriken noch nicht mit den brittischen, gewiß hätte ohne bedeutende Papierausgaben (die das Silber zur Ausfuhr übrig ließen) der amerikanische Chinahandel dem englischen weniger Eintrag gethan; allein es hätte sich auch keine auf sich selbst gegründete, mit ausschließlichen Rechten und Privilegien ausgestattete und die legislative Gewalt bereits beherrschende Geldmacht gebildet, die nun nicht mehr auf ihre ursprüngliche Schranken zurückgewiesen werden kann, und als eine wichtige, von den Meisten noch immer nicht genug gewürdigte Erscheinung in der neuesten Geschichte gelten muß. — Das ewige Ringen der Menschheit gegen die Uebermacht einzelner Kasten und Despoten hat sich zu allen Zeiten verschieden gestaltet, je nach der Art der Herrschaft, die sie zu bezwingen hatte. Zuerst bekämpfte das Volk die Theokratie, welche Geist und Körper zugleich in Banden schlug; später, bei fortgeschrittener Civilisation, die erblichen Vorrechte der Geburt und des Besitzthums, und jetzt, wo es sich kaum von seinen früheren Anstrengungen erholt, soll es gegen die nach allen Seiten hin sich concentrirende Geldmacht, die ich am liebsten *die mobil gewordene Aristokratie* nennen möchte, in die Schranken treten. Die Mehrzahl brauchte von jeher nur zu wissen, wo und auf welche Art sie unterdrückt ward, um darauf hinzuarbeiten, das

verhaßte Joch abzuschütteln. Sobald ihr aber dies gelungen, glaubte sie sich frei, ohne auch nur zu ahnen, daß derselbe gespenstige Alp nun in einer andern Form auftreten und den Kampf von Neuem beginnen würde.

„Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.“

Dies ist die Geschichte aller Regierungs- und Staatsumwälzungen bis auf den jetzigen Tag. Doch folgte nach jeder derselben ein erträglicher Zustand von Vielherrschaft, und so glaubte man, das demokratische Princip, oder wenigstens dasjenige, welches dafür galt, hätte dabei gewonnen. Auch braucht es immer eine gewisse Zeit, bis die verschiedenen Interessen, welche dabei gemeinschaftlich thätig gewesen, sich wieder von einander absondern und für sich concentriren können, und es heißt dann diese Periode die der Freiheit. Die Amerikaner, welche, den Geist des Mittelalters beschwörend, sich von Fürst und Kirche losgerissen und im Besitze uneingeschränkter Rechte sich nun glücklich träumten, mußten, vom Schicksal dazu verdammt, selbst das Gebäude ihrer Körperschaften (dessen Same schon die ersten Ansiedler nach der neuen Welt verpflanzt) aufführen, und so die Gleichheit zerstören, welche jetzt vergebens in ihrer großen Staatsurkunde steht. — Es ist ihnen aber nun deutlich geworden, daß ein einfacher „Mister“ — nicht, wie Goethe glaubte, bloß ein Herr Baron — den Teufel spielen, und als der legitimste Repräsentant aller erdenklichen historischen und persönlichen Vorrechte gelten kann. Und es ist dies ein Teufel, welcher allgegenwärtig ist, der mit einem einzigen Federzug seine Macht von einer Welt in die andere aussenden und die größten Staatsmaschinen wie Drahtpuppen mit den Fingern lenken kann. Wo er nicht selbst thätig ist, wirkt er durch seine Agenten und Repräsentanten, die sich regelmäßig auf allen Märkten, wo das Eigenthum der Menschen ausgetauscht wird, versammeln, um den Armen ihren Lohn zuzumessen und den Reichthum ganzer Völker in der Tasche fortzutragen. Das sind die Hamlet'schen Lumpenkönige, die, wie ihr Prototypus,

„Who from the shelf the precious diadem stole,
To put it in his pocket,“

durch die Vermählung des Gemeinsten mit der Macht, zur Regierung gelangen, um mit dem Schlamme der niedrigsten Genüsse das tiefere, geistigere Leben zu vergiften.

Wir wollen dieses traurige Bild nicht weiter verfolgen, sondern, wie wir uns zuerst vorgenommen, das System der Banken und des Papiergeldes vom staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus beurtheilen. — Der erste Erfahrungssatz, den wir dieser Beurtheilung zu Grunde legen müssen, ist dieser: Wo immer noch Papiergeld neben der Münze in Umlauf gesetzt worden ist, das heißt, in allen Ländern, in welchen eine wohlfeile und eine theure Währung zugleich existirten, hat die erstere die letztere zu verdrängen gesucht. Wir berufen uns hier auf die Geschichte des Papiergeldes in England, Rußland, Oesterreich, Dänemark u. s. w. Das System erweitert sich unter dem Einfluß seiner eigenen Gesetze, indem es die Preise in die Höhe treibt, und hiedurch immer wieder eine größere Ausbreitung des Papiergeldes nöthig macht, bis die Banken endlich zu bloßen Papiermaschinen werden, deren Noten nun nicht mehr in Silber oder Gold, oder doch nur unter gewissen günstigen Umständen einlösbar sind. Zwar giebt es ein Maximum des Verhältnisses des Papiergeldes zur Münze, über welches hinaus es der Bank oder den Banken eines mit fremden Reichen im Verkehr stehenden Landes schlechterdings unmöglich wird, ihre Papiere permanent in Umlauf zu erhalten; aber es hängt dieses Maximum von so vielen verschiedenen Umständen ab, daß es sich zu keiner Zeit mit Bestimmtheit angeben läßt, und es ist überdies noch möglich, bald mehr, bald weniger als dieses Quantum Noten auszugeben, und durch eine künstliche Contraction des Papiergeldes eine vorhergegangene zu große Ausdehnung wieder gut zu machen. Diese Expansionen und Contractionen sind in der That die einzigen natürlichen Regulatoren des Papiergeldes, und es beschreibt durch sie jede gemischte Währung (Gold und Papier) immer wieder folgenden Kreis: Die Banken, sobald ein Theil ihres Kapitals eingezahlt ist, fangen an, Noten auszugeben. Die, welche bei ihr Geld borgen, erhalten entweder Banknoten oder Münze. Da aber die Noten in baarem Gelde zahlbar sind, so versehen sie, wenigstens dort, wo sie ausgegeben werden, und in der Nachbarschaft, den Dienst des baaren Geldes und werden auch als solches angenommen. Jeder Mensch hascht nach Geld, weil er damit sich Alles verschaffen kann, was er wünscht oder nöthig hat. Wenn Papier ihn dasselbe Ziel seiner Wünsche erreichen läßt, wie Gold oder Silber, so ist es ihm auch eben so lieb als Gold oder Silber.

Hiedurch findet die Bank oder die Banken immer genug Leute, die ihnen alles baare Geld, was sie übrig haben, und alle Noten, die sie in Umlauf zu setzen für klug halten, abzuborgen bereit sind. Die Ausgabe von Noten, verbunden mit dem früher in Umlauf gesetzten baaren Gelde, erhöht zuerst den Preis eines Artikels, und dann des andern. Hiezu kommt noch der von der Bank oder den Banken ertheilte offene Kredit, welcher ebenfalls die Stelle des baaren Geldes vertritt, und wodurch der, welcher bei der Bank Geld deponirt und das dafür erhaltene Depositen-Certifikat in Händen hat, und zugleich derjenige, welcher das so deponirte Geld oder die hierauf gefußten Noten von der Bank geliehen bekommt, als Concurrenten auf dem Markt erscheinen und den Preis der Waare hinauftreiben. Die Vermehrung des Kredits trägt daher eben so sehr zur Erhöhung der Preise bei, als die Ausgabe von Banknoten, denn der Kredit ist der große Nebenbuhler des Geldes, und ist bei allen größeren Geschäften noch thätiger als die baare Münze. Die, welche bei der Bank Kredit haben, und deßhalb reichlicher mit baarem Gelde oder Banknoten versehen sind als früher, können nun einen höhern Preis für gewisse Dinge zahlen als früher, oder sich Dinge anschaffen, wozu früher ihre Mittel nicht hinreichten. Der, welcher dem bei der Bank accreditirten Manne Waaren verkauft, die er nun schneller als sonst, und zu höheren Preisen losschlägt, kann sich nun ebenfalls Genüsse verschaffen, welche ihm früher nicht zu Gebote standen; so geht es einem Dritten, Vierten, Fünften, Sechsten u. s. w.; jeder theilt sich in die Prosperität, die aus dem vermehrten Papierumlauf und dem Kredit entspringt. Mit der vermehrten Thätigkeit steigt daher auch der Luxus. Zuerst steigen die Preise der Kaufmannsgüter, welche mehr oder weniger vom Tageskurse abhängen; aber endlich kommt die Reihe auch an die Grundstücke, und zuletzt an den Lohn des Taglöhners. Auf diese Art steigt die Industrie in allen Zweigen; der Unternehmungsgeist erhält stets frische Nahrung; Spekulationen aller Art werden zur Tagesordnung; der Privatkredit steigt aufs höchste, und die Repräsentanten desselben (Wechsel, Schuldscheine, Pfandbriefe u. s. w.) vervielfachen sich von Tag zu Tage. Alles ist lebendig und thätig in allen Zweigen der Geschäfte, und es herrscht unter den industriellen Klassen wie unter den reicheren Kapitalisten eine allgemeine und steigende Prosperität. Nichts

wäre wünschenswerther als dieser Zustand, wenn er lange fortbestehen könnte. Dies ist aber unmöglich, denn die Preise gehen nur so lange hinauf, als die Ausgabe des Papiergeldes steigt, und stehen endlich kurze Zeit, nachdem diese ihr Maximum erreicht hat, gänzlich stille. Jetzt haben die Preise der verschiedenen Gegenstände die Zeit, sich mit einander auszugleichen, und die nächste Erscheinung ist, daß sie alle im Verhältniß zum vermehrten Geldumlauf gleich hoch stehen. Nun aber sehen die Menschen, daß ein Ding, welches früher mit einem Thaler bezahlt wurde, zwei kostet, und daß diese zwei Thaler nicht leichter zu verdienen sind, als früher der Eine. Der relative Werth der Arbeit, der Grundstücke, der Waaren, ist derselbe wie vorher, nur der Geldpreis ist gestiegen, und es ist kein Mensch reicher als zuvor.

Wenn das Papiergeld sonst keine nachtheiligen Folgen hätte, als die Prosperität eines Landes anscheinlich zu vermehren, so könnte man dasselbe noch hinnehmen. Aber selten gibt eine Bank lange Zeit Noten aus, ehe sie dadurch den Preis des einen oder des andern Artikels über die Summe hinauftreibt, die dieser in fremden Ländern mit Zuziehung der Einfuhrskosten und des Eingangszolles kostet. Das Papiergeld wirkt daher als eine Prämie auf die Einfuhr. Um diese zu verhindern, wird ein hoher Zolltarif nothwendig, weßwegen die Bankpartei in Amerika auch die des hohen Zolltarifs war; wie denn in allen Ländern, wo das Papiergeld einen forcirten Kurs hatte, ein mehr oder weniger allgemeines Prohibitivsystem der Bank sehr zu Hülfe kam. Der fremde Kaufmann, welcher mit Papiergeld bezahlt wird, präsentirt dasselbe zur Einlösung bei der Bank, oder verlangt, wenn er nicht selbst gegenwärtig ist, daß ihm die Bilanz zu seinen Gunsten baar, oder mittelst in baarem Geld zahlbarer Wechsel remittirt werde. Hiedurch kehrt das Papiergeld an die Bank zurück, und die Bank, um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, ist gezwungen, mit ihren Papierausgaben inne zu halten, und ihren Schuldnern die ihnen vorgeschossenen Kapitalien aufzukünden. — Hierdurch wird die Quantität des cirkulirenden Geldes auf zweierlei Weise vermindert: „erstens durch die Ausfuhr von Gold und Silber, und zweitens durch das Zurückziehen des Papiergeldes als Sicherheitsmaßregel für die Bank. Nun fallen die Preise eben so schnell als sie früher gestiegen. Der Kaufmann kann seine Waaren nur mit Verlust verkaufen. Denen,

welche zur Zeit der größten Bank-Expansion Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, im Verhältniß zur Quantität des damals cirkulirenden Geldes eingegangen, fehlt es nun bei dem verminderten Geldumlauf an den nöthigen Zahlungsmitteln. Waaren, Häuser, Grundstücke rc., für die sie Geld schuldig sind, sind zwar in ihrem Besitz, können aber nicht zu ihrem Ankaufspreis losgeschlagen werden. Nun kommt die Reihe an das Protestiren der fälligen Wechsel und an die Fallimente. Der Bankerott eines Kaufmanns zieht den des andern nach sich, und so geht die Noth durch alle Klassen der Gesellschaft. Viele verarmen und einige wenige kluge Spekulanten, die das Ungewitter kommen sahen, oder durch ihre Verbindungen mit der Bank frühzeitig gewarnt wurden, füllen sich die Taschen mit dem Erwerb und der Sparsamkeit von Tausenden.

Durch die Reduktion des Papiergeldes fallen endlich die Preise, so daß die Einfuhr fremder Waaren abnimmt und das Silber zurückkehrt. Dann nimmt auch wieder das Vertrauen in die Banken seinen Anfang, und es fangen diese von neuem an Noten auszugeben. Hierdurch gehen die Preise wieder hinauf, und die Industrie und der Spekulationsgeist werden neuerdings stimulirt. Es gehen aber die Preise später wieder hinab, und der momentanen und künstlichen Prosperität folgt eine schwere und wahre Kalamität. „Das ist der Cirkel,“ sagte Herr Niclas Biddle, Präsident der vereinigten Staatenbank, „den eine gemischte Währung immer beschreiben muß.“ Somit hat Malchus Recht, wenn er sagt: daß das Papiergeld die Preise manchmal auf den höchsten Punkt hinaustreibt, um sie dann wieder auf den tiefsten fallen zu lassen.

Wir haben schon früher erwähnt, daß das Papiergeld die Preise aller Dinge nicht auf einmal hebt oder senkt, und daß das Brod und der Taglohn die letzten sind, die durch die künstliche Prosperität theurer werden. Hier müssen wir noch hinzusetzen, daß der Taglohn das erste ist, was bei Contraktionen des umlaufenden Geldes wieder zu sinken anfängt. Diese gehen nämlich selten weit, ohne ein großes Etablissement zu Grunde zu richten, und die hierbei verwendeten Arbeiter zu nöthigen, anderswo ihr Unterkommen zu suchen. Die abgedankten Arbeiter concurriren dann im Preise mit den beschäftigten, und so fällt ihr Lohn nicht bloß im Verhältniß zum verminderten Waarenpreis, sondern auch zur vermehrten Concurrenz. — Der Taglöhner gewinnt also am wenigsten durch

die Expansion, und verliert am meisten bei der Einziehung des Papiergeldes. Der Kaufmann, der seine Waare unter dem Einkaufspreis loszuschlagen gezwungen ist, verliert 10, 20, 30, 50 Prozent, oder er wartet zu und vermindert hierdurch zum Theil seinen Verlust; der Taglöhner hingegen, welcher nichts als seine Arbeit auf den Markt bringt und sie nicht absetzt, muß sein ganzes Kapital einbüßen.

Die Banken vermehren nicht den Staatsreichthum, sie helfen denselben bloß vertheilen, und hiebei kommen die gemeinen Arbeiter im Verhältniß zu den übrigen Ständen sehr zu kurz. Der Taglöhner kann einmal nicht mehr arbeiten, als ein gewisses Maximum im Tage. Dieses bleibt die Einheit des Verdienstes, aus welcher erst der Manufakturist und größere Fabrikant Zahlen bildet, die dann die potenzirenden Anstalten der Banken und Großhändler multipliziren und dividiren. Es können nun diese Zahlen durch den Kredit der Fabrikanten und Kaufleute noch so hoch anschwellen, das Verhältniß der Einheiten unter sich bleibt doch unverändert, und es hängt die Größe der Zahlen sogar von der Kleinheit der zum Maßstab angenommenen Einheit ab. Ein Blick auf die arbeitenden Klassen Englands und auf die Bevölkerung der Fabrikstaaten von Amerika wird die Wahrheit dieses Satzes bestätigen. Während der größten Bankprosperität Englands konnten die gemeinen Arbeiter dennoch nicht mehr als von 12 bis 18 Pence täglich verdienen, und in Amerika erhielten die armen Irländer, die an den Eisenbahnen und Kanälen arbeiteten, während der größten Expansion des Papiergeldes und der hierdurch hervorgebrachten Theuerung, dennoch nur von 40 bis 50 Cents täglichen Lohn. — Der Arme wurde durch die allgemeine erkünstelte Prosperität und die hohen Preise aller Luxusgegenstände nur noch ärmer, der Reiche hingegen durch den Kredit noch reicher als zuvor.

Die Wirkung der Fluctuationen des Papiergeldes auf den Kaufmann haben wir bereits beschrieben; doch haben wir dabei noch zu erinnern, daß der minder Vermögliche bei Einziehung des Papiergeldes immer mehr verliert, als der Reiche, welcher entweder selbst bei der Bank interessirt ist und auch in den schlimmsten Zeiten noch Kredit hat, oder zuwarten kann, bis die Geschäfte eine andere Wendung nehmen. Es wirkt daher das Papiergeld auch in dieser Beziehung nachtheiliger auf die kleinen als auf die großen Kapitalisten,

das heißt, es begünstigt den Reichen und bringt den Armen in Nachtheil.

Auf die Manufakturen, wie sie jetzt betrieben werden, besonders auf die großen Leinwand-, Tuch- und Baumwollenfabriken wirkt das Papiergeld auf eine ganz eigenthümliche Weise. Jede Expansion des cirkulirenden Geldes und des Kredits steigert ihre Thätigkeit, und zwar nicht so sehr dadurch, daß sie selbst bei der Bank borgen, als vielmehr durch den Umstand, daß diejenigen, welche bei der Bank Kredit haben, mit ihren Erzeugnissen spekuliren können. — Der Fabrikant, der hierdurch sein Produkt zu einem etwas erhöhten Preis losschlägt, fühlt sich zu größerer Thätigkeit aufgemuntert, und vermehrt sein Erzeugniß. Da er in neuerer Zeit großentheils mit Maschinen arbeitet, so reicht eine kleine Vermehrung seines Kapitals und seiner Industrie hin, seine Produktion zu verdoppeln, oder zu verdreifachen; die Produktion derjenigen Artikel aber, die für sein Fabrikat ausgetauscht werden sollen, kann mit dieser Vermehrung nicht Schritt halten, und während er so in kurzer Zeit mehr Waare als Nachfrage verräthig hat, folgt eine Contraction des Papiergeldes, ein Fallen aller Preise, die ihm vollends den Markt verschließt. Hiervon liefert die Geschichte der englischen und amerikanischen Baumwoll- und Tuchfabriken auffallende Beispiele. Wir könnten, wenn uns der Raum gestattet wäre, die Daten dieser Krisen angeben, um zu zeigen, wie innig sie mit den Fluctuationen des Bankmediums zusammenhängen, ja wie es sogar in der Macht der Bank von England stand, die Thätigkeit der amerikanischen Banken krankhaft anzuregen und hierdurch eine Spekulationswuth in den Vereinsstaaten zu erzeugen, die sich endlich auch auf englische Fabrikate erstreckte und deren Preise auffallend steigen machte. Wir sind jedoch im Besitz derselben und können sie auf Verlangen zu jeder Zeit nachliefern. Hier sey nur im Vorbeigehen erinnert, daß gleich nach der letzten amerikanischen Katastrophe 30,000 Arbeiter in Leeds und Manchester brodlos wurden.

Auf die Agrikultur-Verhältnisse wirkt das Papiergeld langsamer als auf den Handel und die Fabriken; es entzieht aber dennoch oft dem Ackerbau die nöthigen Hände, indem sie solche auf Manufakturen oder andere Zweige der Landesindustrie verwendet, welche bei den gestiegenen Preisen einen höheren Gewinn versprechen. Dies

war namentlich in Amerika der Fall, als das schnelle Steigen der Baumwolle viele tausend Morgen Landes, welche früher Getreide und Früchte trugen, in Baumwollenfelder umschuf und die Sklavenarbeit an die Stelle der Thätigkeit der Weißen setzte. Ueberhaupt legen sich bei solchen Gelegenheiten viele, früher thätig gewesene Menschen auf eitle Spekulationen, durch die sie schnell reich zu werden hoffen, wodurch die wahre Industrie und der Fleiß des Volkes immer mehr und mehr zurücktritt.

Einen bei weitem größeren Einfluß hat das Steigen und Fallen des Papiergeldes auf den Werth der Realitäten, obschon dieselben weniger als andere Gegenstände von äußerlichen Einflüssen abzuhängen scheinen. Zwei Ursachen sind es, die den Spekulationen mit liegenden Gütern hauptsächlich günstig sind. Erstens suchen die meisten Menschen in den Besitz dessen zu gelangen, was ihnen ein immerwährendes Einkommen sichert, und zweitens ist es Gebrauch, bei dem Ankauf von Grundstücken nur einen kleinen Theil des Kaufschillings baar auszuzahlen, den Rest aber auf die Hypothek selbst schreiben zu lassen. Hierdurch wird der Besitzer eines kleinen Kapitals anscheinlich Eigenthümer eines bedeutenden Vermögens; sein Kredit vermehrt sich bei der Masse von Geschäftsleuten, und er wird dadurch in den Stand gesetzt, noch größere Verbindlichkeiten einzugehen, als jene, wozu er sich bereits verpflichtet hat. — Allein schon bei der nächsten Contraction des cirkulirenden Geldes ist er nicht mehr im Stande, diesen seinen Verpflichtungen nachzukommen, und es wird nun sein Haus oder sein Acker für weniger verkauft, als er noch darauf schuldig ist.*

* In Philadelphia ist es Gebrauch, bei dem Ankauf von Bauplätzen gar kein baares Geld zu bezahlen, sondern sich nur zu einem gewissen Grundzins (Ground rent) zu verstehen, den man entweder bloß eine gewisse Anzahl von Jahren zu zahlen sich verpflichtet, oder zu dessen Bezahlung man sich und seine Erben auf ewig verbindet. Nun ist aber schon oft der Fall eingetreten, daß Handwerker, welche auf diese Art Bauplätze an sich gebracht und darauf Häuser aufgeführt hatten, mehr an Grundzins für den Platz bezahlten, als sie selbst für Wohnzins erhielten; und es wurde vor nicht langer Zeit ein Haus in der Marktstraße (market street) für 5 Thaler verkauft, dessen Bau allein 10,000 kostete. Der Eigenthümer hatte den Bauplatz zur Zeit der größten Bankexpansion an sich gebracht, und sich zur Bezahlung eines zu jener Zeit billigen Grundzinses verpflichtet, der aber später, zur

Fassen wir alle schädlichen Wirkungen des Papiergeldes nochmals kurz zusammen, so ergibt sich, daß es

1) den Werth aller Gegenstände veränderlich macht und hierdurch eine große Unsicherheit in alle Geschäfte bringt;

2) die Preise aller Dinge und der Arbeit nicht in demselben Maaß affizirt, und hierdurch die wechselseitigen Verhältnisse der Gesellschaft wesentlich ändert;

3) dahin abzielt, den Reichen reicher, den Armen aber ärmer zu machen, und endlich

4) den Banken das Privilegium ertheilt, das Maaß der Valuten zu bestimmen, wodurch es ihnen möglich wird, das Vermögen des Staates, wie das der Einzelnen, nach Belieben zu vergrößern oder zu verkleinern, je nachdem es ihnen gefällt, das Maaß alles Werthes, das Geld, durch zu große Ausgaben oder Einziehungen zu vermehren oder zu vermindern. *

Daß diejenigen, welche an der Spitze dieser Institute stehen, und die dort concentrirte Geldmacht leiten, eine Gewalt besitzen, wie sie selbst den obersten Staatsbehörden nicht verliehen, ist nach dem Vorausgeschickten wohl kaum zu bezweifeln. Ihr Einfluß erstreckt sich auf alle Klassen, vom Taglöhner aufwärts bis zum Kapitalisten und Grundherren, und zuletzt auf den Staat selbst. „Das Staatseinkommen ist der Staat," sagte einer der größten englischen Staatsmänner; „wer das Staatseinkommen regiert, regiert auch den Staat."

Um den Einfluß der Banken und des Papiers auf Handel und Gewerbe gehörig zu würdigen, wollen wir, dem Beispiele eines berühmten Staatswirthschaftslehrers folgend, das im Staate cirkulirende Geld dem Kreislauf des Blutes im menschlichen Körper vergleichen. Es bildet zwar nur einen kleinen Theil des ganzen

---

Zeit der größten Contraction des Papiergeldes den Betrag des Wohnzinses um mehr als die Hälfte überstieg.

Siehe Gouge's „American banking system."

* „This artificial and unnatural system," sagt das Edinburgh-Review, „renders the measure of value of all the property in the impire dependent on the views and opinions, the whims and caprices, of a few favoured individuals. It is their fiat alone which makes one transaction good and another bad. They hold the scale of value, and change its graduation as they judge proper."

Körpers, durchdringt aber die kleinsten Theile, und es ist seine ungehemmte Cirkulation zur gesunden Organisation derselben absolut nothwendig. Das cirkulirende Geld steht zu dem gesammten Vermögen aller Bürger und des Staates vielleicht in einem noch kleineren Verhältniß, als das Blut zu den festen Theilen des menschlichen Körpers. Doch ist es nicht so beständig und variirt wahrscheinlich von 1 zu 25 bis 1 zu 35. Wir wollen es zum Behuf des Beispiels wie 1 : 31 annehmen. Nehmen wir nun an, das ganze Staatsvermögen bestände in 31 Millionen, so würde nach unserer Voraussetzung eine Million als Geld im Lande cirkuliren. Wird nun diese Summe durch die Ausgabe von einer weiteren Million Papier verdoppelt, so verdoppelt sich auch nach den allgemeinen Gesetzen des Geldes der Preis der Waaren und Güter; vermindern aber die Banken durch künstliche Einziehung des Geldes diese Summe um eine halbe Million, so fallen die Preise um die Hälfte. Im ersten Falle steigt das Staatsvermögen auf 60 Millionen, im zweiten fällt es auf 15. — Laßt uns nun die vereinte Geldmacht in die Hände eines einzigen Menschen, oder in die einer kleinen Anzahl Individuen legen, und es wird ihnen bald möglich werden, durch das künstliche Steigern oder Vermindern der Preise, und durch den Ankauf von Gütern, wenn die Preise am niedrigsten, und den Verkauf derselben, wenn sie am höchsten sind, das ganze Vermögen der Bürger wie des Staates nach und nach an sich zu ziehen und das Staatseinkommen wie die Staatsausgaben zu beherrschen. Gewiß gab es nie eine Maschine, die das Wohl der Menge so sehr zum Spielwerk der Wenigen gemacht, als das Papiergeld, und diese Macht vermehrt sich im Verhältnisse, als das Papier, wie wir eben nachgewiesen haben, von der Münze unabhängig wird. Es bildet die Papiergeldcirkulation eine Art Lotterie, wo diejenigen, die bei den Banken sitzen, schon im Voraus die Treffer kennen, und wo das Volk beständig nur auf Nieten setzt. — Dieses Spiel macht alle Sparsamkeit unmöglich, verbannt den Fleiß und die Nüchternheit, ändert die Begriffe von Rechtlichkeit und Vertrauen, und giebt endlich den höchsten Seelenkräften der Menschen eine rein materielle Richtung.

„Das Gesetz der Nachfrage und des Vorraths," sagt Calhoun in seiner mehrmals angeführten Rede, „regiert die moralische und intellektuelle Welt, wie die industrielle und commercielle. Wenn

ein Staat so beschaffen ist, daß darin Nachfrage nach großen geistigen Eigenschaften geschieht, so werden auch diese gewiß entwickelt. Wenn Ehre und Belohnung denjenigen Beschäftigungen zu Theil werden, die zu ihrem Gedeihen Intelligenz, Wissenschaft, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit, Muth und Vaterlandsliebe erfordern, so kommen auch diese zum Vorschein. Werden sie hingegen auch Dingen zu Theil, die zu ihrer Entwickelung geringere Geisteskräfte in Anspruch nehmen, so kann man überzeugt seyn, daß die größeren darüber aussterben. Das Banksystem vertheilt die Würden und den Lohn der Menschen in sehr ungleichen Verhältnissen an diejenigen Bestrebungen, welche die Entwickelung höherer Geisteskräfte am wenigsten begünstigen, zum großen Nachtheil der edleren Wissenschaften, der Literatur, Philosophie und Staatsweisheit, wie der nützlichen Beschäftigung des Gewerbsmannes, Fabrikanten und Ackerbauers. Mit dem steigenden Gewinn ihrer Geschäfte und dem hiedurch vermehrten Einfluß, beherrschen endlich die Banken das Eigenthum, die Ehre und die Macht der Gesellschaft bis zur vollkommenen Ausschließung und Herabwürdigung alles Nützlichen und Großen. Die heranwachsende Jugend fühlt ihren tödtenden Einfluß. Die Jugend, die auf unseren Universitäten studirt und den Pfad der Ehre und der Auszeichnung im Comptoir der Bank endigen sieht, wird nicht mehr mit edlem Wetteifer den steilen Fels der Wissenschaften hinanklimmen, wenn der höchste Punkt, den sie in der sonst einflußreichsten und ehrenvollsten unter allen erreichen können, ihnen höchstens die Aussicht auf die Anwaltschaft einer Bank gewährt."

Ehe wir diesen Aufsatz schließen, müssen wir noch der Banken als Körperschaften mit ein Paar Worten gedenken. Gegen jede Art von Körperschaft existirt schon lange die Einwendung, daß die ihnen eingeräumte Gewalt entweder dem Volke oder der Regierung entzogen ist, und daher nachtheilig auf den Staat wirkt. — Jeder Freibrief ertheilt der bezüglichen Gesellschaft Rechte und Privilegien, die den Gliedern derselben als Privatpersonen verweigert sind, und es ist daher diese Art Monopol in allen freien Ländern von jeher so verhaßt gewesen, daß die Regierungen, welche die bereits bestehenden nicht mehr los werden konnten, ihre anscheinende Ungerechtigkeit gegen das Publikum dadurch wieder gut zu machen suchten, daß sie in der Ertheilung neuer Privilegien an

jede Art von Applicanten so liberal als möglich verfuhren. Auf diese Art wurde zwar der Klage über Monopol theilweise abgeholfen, aber das Uebel der Korporationen selbst auffallend vermehrt. — Die Neuhinzugekommenen concurrirten mit den alten und verminderten ihren Gewinn, und mit diesem zugleich ihre Stabilität und die Fähigkeit der Privaten, gegen das wachsende Heer der größtentheils unverantwortlichen Bankgesellschaften anzukämpfen. — Dem Nationalreichthum sind sie eher schädlich als nützlich, denn da die Geschäfte der Körperschaften nicht von den Theilhabern selbst, sondern von hiezu angestellten und dabei nicht interessirten Beamten verwaltet werden, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß dabei weniger gewonnen wird, als bei der Führung ähnlicher Geschäfte von Privatpersonen. Erklärte doch schon Herr Jones Loyd vor der Committee des Unterhauses über die Bankangelegenheiten, „er halte dafür, daß Banken mit vereinigtem Fond in Allem mangelhaft sind, was zur Betreibung von Bankgeschäften erforderlich ist, mit Ausnahme der vermehrten Sicherheit.“* „Die Bankgeschäfte“ fuhr er fort, „verlangen mehr, als jeder andere kaufmännische Betrieb, besondere Personen, welche auf alle Details aufmerksam sind, und fortwährend, täglich, stündlich jedes vorkommende Geschäft beachten. — Auch erfordern dieselben schnelle Entscheidung bei vorkommenden Anständen, in manchen Fällen eine Entscheidung, welche keinen Verzug für nachherige Berathung mehr gestattet; eben so verlangen sie vollkommene Discretion hinsichtlich der besondern Umstände jedes einzelnen Falls. Da nun aber Banken mit vereinigtem Fond nothwendig ihre Geschäfte durch Angestellte betreiben müssen, und nicht durch einen Principal, so können sie, vermöge der Beschränkungen ihrer allgemeinen Vorschrift, nicht mit so zarter Rücksicht auf den Unterschied in Charakter und Zahlungsfähigkeit

* Weil in England, wie bereits mehrmals erwähnt, die Theilhaber dieser Banken mit ihrem ganzen Vermögen für alle von diesen eingegangenen Verbindlichkeiten gut stehen. In Amerika ist der Fall umgekehrt. Dort haftet jeder Bankactionär für die Schulden des Instituts nur bis zum Betrag seiner Actien, während doch das ganze Vermögen eines Privatmanns für jede von ihm eingegangene Verpflichtung in Anspruch genommen werden kann. Die Banken sind daher dort noch weniger verantwortlich als einzelne Individuen.

ihrer Geschäftsfreunde geleitet werden; noch sind sie im Stande, die Hülfeleistung an Geschäfte, die sich in augenblicklicher Verlegenheit befinden, mit so sorgfältiger Abwägung der günstigen oder ungünstigen Verhältnisse jedes einzelnen Falls zu bemessen.“

Wodurch vertheilen aber, könnte man fragen, Körperschaften dennoch so große Gewinnste unter ihren Actionärs?

Wir wollen hier antworten

1) dadurch, daß es Individuen untersagt ist, dieselben Geschäfte zu betreiben;
2) dadurch, daß sie von Pflichten und Verbindlichkeiten ausgenommen sind, welchen Privatpersonen nachzukommen haben; und endlich
3) durch ihr größeres Kapital, womit sie den Markt beherrschen können. —

Aber mit allen diesen Begünstigungen ausgestattet, gelingt es ihnen doch selten, mit Privaten zu concurriren, bis sie nicht durch ihr größeres Kapital, welches ihnen erlaubt, längere Zeit mit Verlust zu arbeiten, letztere zu Grunde gerichtet und den Markt frei gemacht haben. Dies ist die Ursache, warum in Amerika kein Privatbankier aufkommt, es sey denn, daß er, wie Stephan Gerard in Philadelphia, eine Bank mit 5 bis 6 Millionen fondirt, die dann die andern Banken und die Geschäftsleute zur Annahme ihrer Noten zwingen kann.*

Und welche Macht besitzt die Regierung oder das Volk gegen diese vereinte Macht der Körperschaften? Hierauf haben englische und amerikanische Staatsmänner, (in neuester Zeit auch Michel Chevalier) geantwortet: durch die Gründung eines großen Centralinstituts unter der Oberaufsicht der höchsten Staatsbehörde. Hierauf hat die Erfahrung bereits zweierlei erwidert. Erstens ist es durch die Geschichte des Bankwesens in England und Amerika erwiesen, daß das Centralinstitut nicht immer den Interessen der andern Banken

* Als die Noten der Gerardbank von den andern Banken in Philadelphia zurückgewiesen wurden, kaufte Gerard um viele hunderttausend Thaler Noten der Philadelphiabanken auf, und präsentirte sie an einem und demselben Tag zur Einlösung in Silber oder Gerardschen Noten; dies Manövre machte seine Noten gesucht. —

entgegenarbeitet. Um dies thun zu können, müßten die Interessen des Centralinstituts denen der kleineren Banken entgegengesetzt seyn. Dies ist aber, wie bekannt, nur selten der Fall; wohl aber finden die kleineren Banken an der großen Bank einen mächtigen Alliirten, unter dessen Schutz sie blühen und heranwachsen, so wie es dem Centralinstitut mit Hülfe der kleineren Banken leichter wird, nach und nach die ganze Geldmacht zu concentriren, und dadurch den Staat zu beherrschen. Welche Macht ein so unterstütztes Centralinstitut gegen die Regierung in Händen hat, hat der Kampf der V. St.-Bank gegen die Verwaltung des Generals Jackson dargethan; und doch haben wir dort die Ausnahme, nicht die Regel beobachtet. — Reichthum und Macht sind einander nicht immer entgegen, sondern fliegen einander in die Arme: mit den Worten eines amerikanischen Witzlings „Mann und Weib erschuf sie Gott."* Wie hätte es um die Freiheit des amerikanischen Volkes ausgesehen, wenn Jackson die Ansichten der Bank getheilt und seine Macht und Popularität mit der der Bank vereinigt hätte?

Die zweite Erfahrung, die wir in Bezug auf das Bank- und Papierwesen in neuester Zeit gemacht haben, bewies die Unmöglichkeit, durch das Centralinstitut die Zettelausgabe der kleineren Banken zu reguliren. Wir wollen hier nicht bloß auf die Ereignisse in Amerika uns berufen, sondern hauptsächlich auf die neuesten Begebenheiten in England. — Die Bank von England erhielt im August 1833 einen neuen Freibrief auf 10 Jahre. Vor Ertheilung desselben belief sich ihr Kapital auf 14,553,000 Pfd. Strl. Diese ganze Summe hatte die Bank dem Staate geliehen. Ein Viertheil dieser Schuld sollte der Staat der Bank zurückbezahlen. Dies geschah durch die Umschreibung an die Bank von diesem Betrag dreiprocentiger Staatsobligationen durch die Commissäre für die Reduktion der Staatsschuld. Da aber keine Vertheilung dieser Schuldverschreibungen unter die Actionäre der Bank Statt fand, so kann man das Bankkapital noch immer praktisch zu 14,553,000 Pfd. Sterling annehmen. Dieses Kapital ist gerade zweimal so groß, als das der Vereinigten-Staaten-Bank und um 25 Mill. Thaler größer als

* John Randolph, Senator von Virginien, pflegte zu sagen: „Wealth and power rush to each others embrace. Man and woman created He them."

die, welche Michel Chevalier zur Regulirung der Finanzen und des Papiergeldes in der Union nöthig hielt. — Nun, was hat diese Bank gethan?

Am 28. Dec. 1833, wie wir bereits einmal erwähnt, hatte die Bank 10,200,000 Pf. Strl. in Gold und Silber in ihren Gewölben, oder ungefähr den dritten Theil ihrer circulirenden Noten und Depositen, eine Summe, die die Bankdirectoren zur Führung ihrer Geschäfte hinlänglich erklärten (siehe die Aussagen der Bankcommissäre vor der geheimen Committee im Hause der Gemeinen). Am 15. November 1836 hatte jedoch die Bank durch die zur Ausfuhr verlangten Summen nur noch 4,933,000 Pfd. Strl. vorräthig, oder weniger als ein Sechstel ihrer ausgegebenen Noten und Depositen. — Der Wechselkurs war gegen England, und ihr baares Geld wurde daher fortwährend aus ihrer Kasse gezogen und in Zahlung remittirt. Jetzt blieb der Bank kein anderes Mittel, als alle ihre Kraft auf die Verminderung des Papiergeldes zu verwenden, um hiedurch den Kurs auf England zu heben. Sie gab daher für eine geraume Zeit weniger Banknoten aus, als sonst, in der Hoffnung, die Banken mit vereinigtem Fond zu zwingen, ein Gleiches zu thun. Allein im Verhältniß, als das Centralinstitut seine Papierausgabe verminderte, und noch schneller, vermehrte sich die Ausgabe der kleineren Banken. Die Preise stiegen fortwährend in die Höhe, und das baare Geld floß aus der Hauptbank zum Behufe der Ausfuhr. So war die Unfähigkeit der Bank von England, die Papierausgabe der kleineren Banken innerhalb solcher Gränzen zu erhalten, welche die Ausfuhr des Goldes und Silbers verhindern konnten, hinlänglich dargethan, und es sind jetzt die ersten Staatsmänner Englands der Meinung, daß dieses nur durch die Restriction der Notenausgabe auf eine einzige Bank unter der Oberaufsicht der Regierung bewerkstelligt werden kann.*

Welche Gründe gegen ein so eingerichtetes Centralinstitut obwalten, haben wir schon an mehreren Orten angeführt. Auch halten wir dessen Einführung in einem monarchischen und selbst constitutionellen Staate für leichter und zweckmäßiger, als in einer Republik. Das Volk ist einmal gegen jedes Monopol und verträgt

* Siehe Mr. Buchanan's „Speech on the Bill imposing additional duties."

lieber viele Tyrannen als einen. Je mehr sich ihre Zahl vervielfältigt, desto leichter wird es dem Einzelnen selbst, zur Herrschaft zu gelangen, desto mehr gewinnt daher das System an Popularität; dies beweist die ungeheure Ausdehnung des Bankwesens in England und Amerika gleich nach erfolgter Restriction des Monopols der Nationalbank. Wenn die Regierungen dieser Länder nur darauf ausgehen wollten, alle die vielen kleineren Banken zu vernichten, um ein großes Centralinstitut zu begründen, dessen Notenausgabe vom Staat abhängig wäre, so hätten sie dabei (wie jetzt Van Buren etwa) eine Opposition zu bekämpfen, deren Wirkungen vielleicht noch schlimmer wären, als das Uebel, welches man durch diese Maßregel zu heilen hofft. — Und welche Macht würde nicht die Vereinigung der obersten Staatsgewalt mit der Bank und dem Kreditwesen den Präsidenten einräumen? So lange derselbe bloß über das Staatseinkommen und die Staatsausgaben zu disponiren hat, ist seine Macht auf die durch die Legislatur vorgeschriebenen Abgaben beschränkt, mittelst der Bank aber gebôte er über Handel, Gewerbe, Manufaturen, Ackerbau und selbst über den Taglohn. Er hätte dann, wie wir gezeigt haben, das Maaß der Valuten in Händen, das er ohne Zustimmung des Congresses, und ohne daß das Volk sogleich es gewahr würde, nach Belieben größer oder kleiner machen dürfte, um hiedurch die Einnahmen und Ausgaben nach Gutdünken zu vergrößern oder zu verringern. Und welche Mittel zur Belohnung oder zur Bestrafung Einzelner und ganzer Distrikte gäbe ihm nicht das Kreditsystem, dieser nie erschöpfte Born seiner Prärogative, an die Hand? Wer könnte ihn unter solchen Umständen noch verhindern, einen Nachfolger zu ernennen?

So lange die Banken ihre Geschäfte mit einem soliden Münzkapital betreiben, sind sie unabhängig von den Regierungen. Der Einfluß der letzteren ist unter solchen Umständen nur sehr gering, und es existirt unter den Bankttheilhabern nur wenig Neigung, sich mit den obersten Behörden zu Staatszwecken zu verbinden. Aber im Verhältniß, als durch die zu große Ausdehnung des Papiergeldes die solide Basis der Banken vermindert und hiedurch die Existenz derselben bedroht ist, werden sie furchtsam und erschrecken vor jeder Krisis, vor jeder politischen Veränderung im Staate, vor jedem Ministerwechsel, vor jedem neuen Gesetz, welches nur auf entfernteste Weise ihr Interessen berührt. — Nun folgen

Annäherungen. Die Banken suchen den Staat in ihr Interesse zu ziehen, um ihr System von dieser Seite aus sicher zu stellen, und die Regierungen übernehmen — was sie immer mit väterlicher Sorgfalt zu thun Willens sind — das Protektorat. — Ist aber die exekutive Gewalt mit der des Geldes einmal vereinigt, dann ist die Verfassung nur noch eine leere Formel: in absoluten Staaten steht der Despotismus auf ehernen Säulen; in Republike wird die Freiheit zu Grab getragen.

Ueber die

preußische Municipal-Verfassung.

Der preußischen Regierung ist wiederholt der Vorwurf gemacht worden, daß sie durch die revidirte Städteordnung vom 17. März 1831 eine Tendenz zum Rückwärtsschreiten bekundet habe. Ob diejenigen, die einen solchen Vorwurf ausgesprochen, sich die Mühe gegeben haben, dies Gesetz mit der ältern Städteordnung vom 19. November 1808 gehörig zu vergleichen, und ob sie überhaupt diejenige Kenntniß, Erfahrung und Unbefangenheit besitzen, welche zu einem begründeten Urtheile über einen so wichtigen Gegenstand unerläßlich erforderlich sind, lasse ich zwar dahingestellt, muß es aber zunächst bezweifeln, so lange ihr Ausspruch ohne Gründe für ein bloßes Absprechen gehalten werden darf. In der Erwartung, daß die Urheber jener Urtheile es noch für angemessen erachten werden, dieselben näher zu begründen, und dadurch jenen Zweifel zu beseitigen, will ich versuchen, Ihnen diejenigen Gründe zu entwickeln, aus welchen ich gerade der entgegengesetzten Ansicht bin, und glaube, daß die preußische Regierung mit jenem Gesetze nicht nur keinen Rückschritt, sondern vielmehr einen bedeutenden Vorschritt zum Bessern gethan habe.

Hier kommt es nun zuförderst darauf an, sich über das zu verständigen, was man unter Rückschritt und Vorschritt verstehe. Die Redlichen unter den beiden entgegengesetzten Parteien — und deren gibt es eine weit größere Anzahl, als sie gegenseitig sich zugestehen — sind darüber einverstanden, daß das allgemeine

Glück des Ganzen und, durch dieses bedingt, das Glück des Einzelnen das Ziel sey, welchem jede gute Staatsverwaltung zustreben müsse, und daß jeder Schritt, welcher den Staat diesem Ziele näher bringt, ein Vorschritt, jeder aber, welcher ihn davon entfernt, ein Rückschritt sey. Worin aber eben das Glück des Ganzen bestehe, und auf welchem Wege es zu begründen sey? dies ist die Frage, bei deren Beantwortung die Parteien sich gerade in entgegengesetzter Richtung von einander entfernen. Die Ultra-Partei zur Rechten ist der Meinung, daß nur in hartnäckiger Erhaltung des Bestehenden, nenne es sich materiellen oder politischen Besitz, Vorrecht oder Beschränkung, das wahre Glück des Staats zu finden sey, mögen auch die Verhältnisse und Bedingungen, unter welchen es entstand und sich befestigte, längst verschwunden seyn. Sie nennt daher alle von der preußischen Regierung seit dem Jahr 1807 ausgeführten großartigen Maßregeln, durch welche der Staat im Innern ruhig und nach Außen mächtig ist, Rückschritte und würde die Wiedereinführung der Leibeigenschaft und anderer mittelalterlichen Zustände für den erfreulichsten Vorschritt halten. Die Ultra-Partei zur Linken dagegen findet das Glück des Ganzen in möglichst unbedingter Freiheit des Volkes und im möglichst größten Einflusse desselben auf die Leitung des Staats, über welchen, ihrer Ansicht nach, die Souverainität lediglich dem Volke zusteht. Jede Beschränkung dieser Freiheit und dieses Einflusses ist ihr daher ein Rückschritt, jede Erweiterung derselben ein Vorschritt, und das sicherste Mittel zur Erreichung des Zieles der Umsturz des Bestehenden. Bei consequenter Durchführung des Systems muß ihr jedes Gesetz, welches das Volk hindert, seinen Fürsten und seine Regierung beliebig fortzujagen, ein Rückschritt, jedes dagegen, welches das Volk der ursprünglichen Freiheit Aller, und folglich dem Kriege Aller gegen Alle, wieder näher bringt, ein Vorschritt seyn. Für den größten aller Vorschritte würde sie es halten müssen, wenn die ganze Staatsgesellschaft wieder zu dem Punkte zurückkehrte, von welchem alle Civilisation ausgegangen ist, da ja zu jener Zeit gewiß die Freiheit durch kein Gesetz beschränkt war.

Wir, unsererseits, erkennen das Glück des Staats in der möglichsten Harmonie zwischen den Staatseinrichtungen und dem intellectuellen sowohl, als materiellen Zustande des Volks — in der Eintracht seiner Elemente unter einander, welche nur dann besteht, wenn

jedes derselben sich frei entwickeln kann, ohne von dem andern darin gestört zu werden oder es selbst zu stören, daher in bestimmten gesetzlichen Schranken, welche der Einzelne gegen den Einzelnen sowohl als gegen den Staat unbestraft nicht überschreiten darf. Da aber nach dem von der Vorsehung angeordneten Entwickelungsprozesse das Menschengeschlecht von einem Zustande zum andern in ununterbrochener Bewegung übergehen soll, so ist es die Aufgabe jeder Regierung, welche jene Harmonie erhalten will, mit scharfem Blicke und nie aufhörender Wachsamkeit jenem Entwickelungsprozesse zu folgen, und nach den Resultaten desselben die Schranken zu bestimmen, welche, zu Erhaltung der allgemeinen, nur in der Ordnung gedeihenden Freiheit, der Freiheit des Einzelnen gesetzt werden müssen. Zur rechten Zeit und im richtigen Maaße verfügt, kann daher eine Verengerung, wie eine Erweiterung dieser Schranken ein höchst wichtiger Vorschritt seyn.

Jeder, welcher die preußische Gesetzsammlung vom Jahr 1807 an mit Aufmerksamkeit und mit der Fähigkeit, ihren großen Sinn aufzufassen, durchliest, wird erkennen, daß die preußische Regierung diesen ihren Beruf mit klarem Blick erkennt, und mit großer Kraft verfolgt hat. Die Geschichte wird den jetzigen König nicht nur den gerechten und milden Regenten, sondern auch den großen Gesetzgebern beigesellen, welche dem von der Vorsehung ihnen angewiesenen hohen Berufe, die Entwicklung des Volkes zu fördern, mit Kraft, Weisheit und Gewissenhaftigkeit genügt haben.

Unter den Gesetzen, durch welche Preußen sich die Kraft verschaffte, nach einem ungeheuren Umsturze zu neuer und größerer Macht zu erstehen, nimmt die Städteordnung vom 19. November 1808 einen sehr ehrenvollen Platz ein. Man hatte in früherer Zeit die Gemeinden nicht als moralische Personen, nicht als Individuen, welche auch ihren Theil an der allgemeinen gesetzlichen Freiheit in Anspruch zu nehmen haben, sondern als Vereine zu besserer Einrichtung der Verwaltung betrachtet, von welchen man mit größerer Bequemlichkeit als von den Einzelnen die Erfüllung gewisser Pflichten und die Tragung gewisser Lasten fordern könne. Diese Vereine wurden daher auch, wie andere Verwaltungs-Institutionen, lediglich nach der Convenienz der Regierung behandelt. Von irgend einer selbstständigen freien Bewegung derselben, auch in ihren besondern Angelegenheiten, war nicht die Rede; die vom

Staate eingesetzten Obrigkeiten verwalteten nach bestimmten Vorschriften der Kriegs- und Domänenkammern, welche durch Commissarios loci die Städte beaufsichtigten. Ohne Erlaubniß der Behörden war es den Magistraten nicht erlaubt, einen Brunnen graben, ein baufälliges Haus wieder herstellen oder sonst irgend eine noch so nothwendige Vorkehrung auf Kosten der Kämmerei treffen zu lassen. Von einer kräftigen Einwirkung freierwählter Gemeinde-Vertreter wußte man nichts. Ja, nicht einmal das Eigenthums-Recht der Gemeinden an ihrem besondern Vermögen wurde beachtet, und die Beispiele waren nicht selten, daß die Ueberschüsse der einen Kommun' zum Besten der andern verwandt und die Städte zur Abtretung sowohl als zur Erwerbung von Grundstücken ohne Weiteres gezwungen wurden, wenn man es für Staatszwecke als nothwendig ansah.

Aus diesem Zustande völliger Willenlosigkeit wurden nun die Gemeinden durch die Städteordnung vom 19. Novbr. 1808 in den Zustand der größten Selbstständigkeit und Freiheit, nicht durch einen allmähligen Uebergang, sondern durch einen Sprung versetzt, welchen man in gewöhnlicher Zeit als höchst unvorsichtig zu tadeln berechtigt seyn würde, und welcher noch jetzt von Vielen, die mit dem Worte Fortschritt den ersten der oben angedeuteten Begriffe verbinden, auf das Bitterste getadelt wird. Daß aber dieser Vorwurf, eben so wie der, welcher der agrarischen, gewerblichen und andern Gesetzgebung gemacht wird, ein völlig ungegründeter sey, hat der Erfolg auf das Glänzendste bewiesen. Die preußische Regierung, aufgeweckt durch ein ungeheures Unglück und mit klarem Blick um sich schauend, erkannte, in welchen Gegenständen und wie weit sie hinter der Zeit und den durch solche erzeugten materiellen und intellectuellen Bedürfnissen des Volks zurückgeblieben sey, und eilte ihr nachzukommen. Das Volk und dessen Bildung und Treue wohl kennend und wissend, was sie wagen könne und was nicht, wagte sie zu springen, da sie gehend nur in sehr später Zeit zu dem Punkte gelangt seyn würde, auf welchem sie die verlorene Macht des äußern Umfangs durch Verstärkung ihrer innern Kraft zu ersetzen hoffen durfte. Und wohl ihr, daß sie eilte und wagte! Nur sechs Jahre, von 1807 — 1813, waren ihr gegeben, als der Moment eintrat, in welchem es darauf ankam, sich vom Falle wieder zu erheben. Mit welchem Erfolg dies

geschehen, und wie die Weisheit und der Heldenmuth des Königs, und die in allen Klassen des Volks neuerwachte Kraft und seine beispiellose Hingebung und Treue diesen Erfolg herbeigeführt haben, ist den Zeitgenossen noch bekannt. Nur derjenige, welcher die Geschichte und tägliche Erfahrung ganz unbewußt an sich hat vorübergehen lassen, und der nicht einmal die menschliche Natur in ihrer Allgemeinheit kennt, wird zweifeln können, ob denn auch wirklich jene durch die Gesetzgebung bewirkte innere Entwickelung diese Treue und Hingebung hervorgerufen habe. Mit solchem ist weiter nicht zu reden.

Wie aber die meisten der in jener Periode entstandenen Gesetze selbst denjenigen, welche die Trefflichkeit ihrer Tendenz mit Bewunderung anerkennen, die Spuren des Dranges und der Eile, mit welcher sie entstanden, in vielen Einzelnheiten zeigen werden, so wird auch kein Unbefangener die alte Städteordnung davon freisprechen. Wie auch hätte unter jenen Umständen die möglichste legislatorische Vollkommenheit erreicht werden können? Kein Staats-Ministerium und kein Staatsrath war vorhanden, um erst durch sorgfältige Prüfung eines solchen Entwurfs, und durch schriftliche Niederlegung aller dagegen zu machenden Erinnerungen, so wie durch genaue Erwägung derselben in nach einander folgender zwei und dreifacher Berathung, einem so tiefeingreifenden und umfangreichen Gesetze, im Ganzen wie in den Einzelnheiten, die höchste Rundung und Bündigkeit, und allen Bestimmungen nach vielseitiger Betrachtung die größtmögliche Zweckmäßigkeit zu geben. Ja, was noch mehr ist, diejenigen Männer, welchen die Ausarbeitung aufgetragen worden war, konnten noch keine auf praktische Erfahrung begründete bestimmte Ansicht von den Wirkungen haben, die eine, für jene Zeit beispiellos-freisinnige Municipal-Verfassung haben würde, und mußten nur ihrem durch allgemeine Reflexionen bestimmten Takte folgen. Zur höchsten Ehre gereicht es ihnen, daß dennoch dies Gesetz im Allgemeinen den trefflichsten Erfolg gehabt hat. Zwar fehlt es nicht an solchen, welche einzelne Beispiele verunglückter Bürgermeisterwahlen, ärgerlicher Streitigkeiten zwischen den Magistraten und Stadtverordneten und zwischen den letztern unter sich, nicht minder andere Uebelstände anzuführen wissen, und um dieser willen das ganze Gesetz als höchst verwerflich darstellen. Solchen Kritikern ist zu rathen, daß sie sich in

andern Ländern, in welchen minder freisinnige Municipal-Verfassungen bestehen, genau umsehen mögen, und sie werden Uebelständen von ganz anderer Art in größerer Zahl und von größerer Wichtigkeit begegnen, welche sie, wenn ihre Vorurtheile überhaupt heilbar sind, gewiß davon heilen werden. Im Ganzen aber wird Jeder, der sich im weiteren Kreise umgesehen hat, und den öffentlich bekannt gemachten Nachrichten gefolgt ist, bei unbefangener Beurtheilung der obigen Ansicht über den Erfolg des Gesetzes beistimmen. Die Städte selbst ehren und lieben, ohne Ausnahme, noch heut, nach Verlauf von dreißig Jahren, die Städteordnung als das köstlichste Geschenk ihres Königs. An vielen Orten wird der 19te November, der Geburtstag des Gesetzes, mit immer gleichmäßiger Wärme und Theilnahme gefeiert. Dies allein ist schon ein ausreichender Beweis für dessen innere Güte, da noch nie ein schlechtes Gesetz dreißig Jahre lang von den Betheiligten für ein gutes gehalten worden ist. Der Haushalt der Städte ist geordnet, die aus dem Kriege herübergekommenen ungeheuren Schulden sind in vielen Städten ganz bezahlt, in andern bedeutend vermindert. Der Kredit der Communen ist meist so sicher begründet, daß viele derselben den Gläubigern haben die Wahl stellen können, entweder ihr Kapital zurückzunehmen, oder sich mit geringern Zinsen zu begnügen. In der Verbesserung des Unterrichtswesens wetteifern die Gemeinden mit den vorgesetzten Regierungen, und scheuen zu Erreichung dieses wichtigen Zweckes keine Opfer. Einige wenige der größten Städte abgerechnet, hat der Staat den von den Gemeinden gewählten Magistraten auch die Besorgung der Regierungs-Angelegenheiten in unterster Instanz, namentlich auch die Verwaltung der Polizei anvertraut. Und nirgends ist wohl die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit in der seit Einführung des Gesetzes vergangenen verhängnißvollen Zeit weniger gestört worden, als in Preußen.

Bei so günstigem Erfolge, welchem nur verhältnißmäßig sehr geringe Ausnahmen entgegenstehen, ist die Frage sehr natürlich: warum nun überhaupt ein neues Gesetz, eine revidirte Städteordnung, nothwendig gewesen sey?

Wir müssen Jedem, der mit dem innern Gange der preußischen Verwaltung nicht durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die äußeren Erscheinungen sehr vertraut worden ist, diese Frage um so

mehr verzeihen, als hinreichend bekannt ist, daß viele Lücken des alten Gesetzes durch besondere Verordnungen ergänzt und durch die verständige und wohlwollende Praxis der Behörden nach und nach auch viele durch die Unbestimmtheit einzelner Stellen verursachte Zweifel beseitigt waren. Höchst wahrscheinlich würde daher die Regierung gar nicht daran gedacht haben, ein neues Gesetz zu publiciren, wenn sich's bloß um diejenigen Städte gehandelt hätte, in welchen die alte Städteordnung bereits eingeführt war. Dies wäre hinreichend dadurch bewiesen, daß in Gemäßheit der durch die Gesetzsammlung bekannt gemachten Verordnung vom 17. März 1831, wegen Einführung der neuen Städteordnung, die alten Städte sich noch ungestört im Besitze des alten ihnen bekannten und lieben Gesetzes befinden, ja daß dieses alte Gesetz durch die Verordnungen vom 13. und 26. April 1831 auch den erst im Jahr 1814 neu und wieder erworbenen Städten von Westpreußen und der Oberlausitz verliehen worden ist, weil die Abgeordneten derselben, geleitet von dem Wunsche, mit den andern Städten der Provinzen Schlesien und Preußen eine gleiche Verfassung zu haben, darum gebeten hatten. Schon hierdurch wird der ungegründete Vorwurf, daß die preußische Regierung mit der revidirten Städteordnung einen Rückschritt beabsichtigt habe, hinreichend widerlegt. Der Grund aber, aus welchem dennoch die preußische Regierung das neue Gesetz erließ, ist nicht schwer zu erkennen. Daß die alte Städteordnung in Form und Inhalt manche Spuren der Eile trägt, ist oben zugestanden. Was die Form anlangt, so ist ihr der Vorwurf einer zu großen Ausführlichkeit zu machen, indem sie in 208 zum großen Theile sehr langen Paragraphen weniger eigentliche gesetzliche Bestimmungen enthält, als die revidirte Städteordnung in 139. Schon diese Ausführlichkeit erschwert die Auffassung. Noch mehr mußte diese erschwert werden, wenn zugleich alle königlichen Verordnungen, durch welche frühere Lücken legislatorisch ausgefüllt worden, so wie die ministeriellen Verfügungen, durch welche die Praxis sich geordnet hatte, hätten publizirt und an den geeigneten Stellen eingeschoben werden sollen. Diese Bedenken kamen zwar nicht da, wo man seit einer langen Reihe von Jahren sich mit dem Gesetz vertraut gemacht, wohl aber da in Betrachtung, wo dasselbe erst publizirt und aufgefaßt werden sollte. Da dies Gesetz, wenn nicht große Verwirrungen entstehen sollen,

für jeden Bürger leicht übersehbar und verständlich seyn muß, so konnte es nicht anders als zweckmäßig erscheinen, es in einer ganz neuen, in sich zusammenhängenden Form erscheinen zu lassen. Die Regierung würde sich aber den Vorwurf, nicht vorschreiten zu wollen, mit Recht zugezogen haben, wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht auch dasjenige, was sie nach einer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung im Inhalte als mangelhaft erkannt hatte, zu verlassen gesucht hätte. So ist, wenn wir nach dem, was öffentlich bekannt ist, und aus sehr klar hervortretenden Erscheinungen auf die Absichten der Regierung schließen dürfen, die revidirte Städteordnung entstanden. Sie ist, auf Antrag der Repräsentanten der nachbenannten Landestheile, bis jetzt in allen Städten der Provinz Sachsen und der Niederlausitz und in den einigermaßen bedeutenden Städten der Provinzen Westphalen und Posen eingeführt. Die Regierung findet hierdurch Gelegenheit, die Wirkungen des einen und andern Gesetzes zu beobachten, und mit voller Sicherheit ihre Entschließung über die Frage vorzubereiten: Ob künftig ein und dasselbe Municipal-Gesetz in allen Städten der Monarchie einzuführen? oder ob es zulässig sey, nach dem Wunsche der Einwohner, eine Verschiedenheit in der Gesetzgebung zu gestatten?

Es kommt nun, um den Vorwurf, welcher Veranlassung zu dieser Mittheilung gegeben, näher zu beleuchten, darauf an, dasjenige, wodurch beide Gesetze sich wesentlich unterscheiden, zu betrachten und hiernach Jeden zu dem eigenen Urtheile darüber zu befähigen, ob die preußische Gesetzgebung durch die revidirte Städteordnung einen Vor- oder einen Rückschritt gethan habe?

Im Voraus muß nun hier bemerkt werden, daß beide Gesetze ihrer Hauptrichtung nach ganz gleich sind, und auf gleicher Basis beruhen. Die Grundzüge beider sind folgende: Jede Stadt wählt völlig frei eine Anzahl Repräsentanten, deren Versammlung die Mitglieder des Magistrats erwählt. Diese letzteren werden von der Regierung bestätigt, die zwar berechtigt ist, die Bestätigung zu versagen, nicht aber einer Person ihrer eigenen Wahl das Amt zu verleihen. Nur vorübergehend darf sie für die commissarische Verwaltung einer unbesetzten Stelle sorgen. Die Magistrate als ausführende Behörden verwalten nicht nur das Communal-Vermögen und die sonstigen Angelegenheiten des Haushalts, sondern auch in unterster Instanz die Polizei.

In den Haushalts-Angelegenheiten sind sie in der Regel an die Beschlüsse der Stadtverordneten gebunden und ihrer fortwährenden Controle unterworfen; in Polizei-Angelegenheiten, in Militär-Aushebungs-, Steuer-Veranlagungs- und anderen Geschäften dieser Art sind sie Beamte der Regierung und daher den Befehlen derselben untergeben. Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung bilden zwei von einander abgesonderte Kollegien. Die letztere versammelt sich unter dem Vorsitze ihres selbst gewählten Vorstehers, ohne erst einer Berufung von Seiten des Magistrats zu bedürfen. Sind beide städtische Körperschaften einig, so führen sie, mit wenigen Ausnahmen, die Verwaltung der städtischen Haushalts-Angelegenheiten selbstständig, ohne zu den einzelnen Maaßregeln die Genehmigung der Regierung einzuholen. Der letztern liegt hauptsächlich die Pflicht ob, darüber zu wachen, daß das Gesetz vollzogen werde und über die wegen Gesetzesverletzung eingegangenen Beschwerden zu entscheiden. In privatrechtlichen Angelegenheiten genießen die Städte ganz die Rechte der Einzelnen, sind darin von den Aussprüchen der Verwaltungs-Behörden unabhängig und nur den Erkenntnissen der Justiz-Behörden unterworfen.

Wenn ein Minister des von republikanischen Institutionen umgebenen französischen Juli-Thrones diese Grundzüge liest, und sie mit den Vorschriften der französischen Municipal-Gesetze vom 21. März 1831 und 18. Juli 1837 vergleicht, so wird er vor der Liberalität derselben zurückschaudern und glauben, daß sich damit gar nicht verwalten lasse, und daß in den Gemeinden Alles bunt durcheinander gehen müsse. Wenn er aber sogar hört, daß diese Liberalität unsern Liberalen noch nicht liberal genug sey, und daß man bei einer solchen Municipal-Verfassung der preußischen Regierung noch Rückschritte vorwirft, so wird er besorgen, daß die Ereignisse, durch welche Frankreich im Jahre 1789 und den folgenden umgestürzt wurde, bei uns in Preußen sehr nahe bevorstehen, und wird erwägen, welche Maaßregeln Frankreich im Falle einer deutschen Revolution zu nehmen haben werde. Doch er möge ruhig seyn. Das befürchtete Ereigniß wird nicht eintreten, weil die Regierung die Staats-Einrichtungen mit dem intellectuellen und materiellen Zustande des Volks freiwillig und ungezwungen in Einklang gebracht hat, und ohne je Rückschritte zu thun, darin zu erhalten fortwährend bemüht ist. Auch meinen unsere Liberalen

es in der Regel so böse nicht, und sind keineswegs geneigt, Barrikaden zu errichten. Sie reden nur zuweilen etwas zu laut von Dingen, die sie nicht verstehen, oder doch nicht hinreichend überlegt haben, und nehmen Vernunft an, wenn man vernünftig mit ihnen redet. Wir hoffen daher, indem wir im Folgenden die hauptsächlichen Verschiedenheiten zwischen der alten und revidirten Städteordnung besprechen, sie selbst zu überzeugen, daß die Regierung durch die Publikation der letzteren keinen Rückschritt gethan habe. Hier kommt in Betrachtung:

1) Das Statut. Die alte Städteordnung giebt §. 49 dem Statute bloß die Bestimmung, Privilegien und Concessionen und früher bereits abgefaßte Beschlüsse und sonstige Verfassungen, in so weit sie den Bestimmungen des Gesetzes nicht widersprechen, in das Statut aufzunehmen. Bei näherer Prüfung der Sache weiß man nun allerdings nicht, was in das Statut kommen soll, da nach der jetzigen Gesetzgebung von Privilegien nicht weiter viel die Rede seyn kann, und sonst alle Einzelnheiten im Gesetze sehr detaillirt bestimmt sind. Daher soll auch in keiner einzigen Stadt der alten Monarchie ein Statut zu Stande gekommen seyn.

Die revidirte Städteordnung dagegen schreibt hinsichtlich mehrerer Gegenstände, z. B. der Zahl der Stadtverordneten, der Befähigung zur Stimmfähigkeit und Wählbarkeit rc. nur gewisse Gränzen vor, unter und über welche nicht hinausgegangen werden darf. Innerhalb dieser Grenzen läßt sie den Gemeinden freie Bewegung, ordnet aber an, daß zu Vermeidung aller Zweifel die genauere Bestimmung durch das Statut erfolgen müsse, welches von der Staatsbehörde zu bestätigen ist und nur unter Genehmigung derselben wieder abgeändert werden kann. Hiemit ist also die Freiheit der Bürgerschaften, ihre innere Einrichtung ganz nach den individuellen Bedürfnissen des Orts zu treffen, vermehrt worden. Man hat aber auch an die Möglichkeit gedacht, daß bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse die eine oder andere Bestimmung des Gesetzes irgendwo nicht wohl ausführbar seyn, daß z. B. die Zahl der befähigten Bürger eines Orts nicht groß genug seyn könne, um zwei bürgerschaftliche Kollegien, den Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung mit der vorgeschriebenen Anzahl von Mitgliedern und mit Rücksicht auf den nothwendigen

Wechsel zu blicken; daß die Requisiten des äußern, zu Stimm- und Wahlfähigkeit erforderlichen Wohlstandes noch für manchen Ort zu hoch gestellt seyn möchten. Deshalb hat die revidirte Städteordnung auch gestattet, Abweichungen vom Gesetze, sofern dergleichen nach der Eigenthümlichkeit einzelner Städte nöthig befunden werden, in das Statut aufzunehmen. Dergleichen Abweichungen bedürfen aber landesherrlicher Genehmigung. Da nun solche nur auf Antrag der Gemeinden selbst statt finden, so ist auch hierdurch die Freiheit der Städte erweitert worden.

2) Die Klassifikation der Städte. Die alte Städteordnung stellt drei Klassen von Städten auf. Je nachdem ihre Bevölkerung über oder unter 3500 oder 10,000 Seelen beträgt, gehören sie zu den kleinen, mittlern oder großen. Nach diesem Unterschiede ist auch die Zahl der Stadtverordneten und der Magistrats-Mitglieder normirt. Bei strenger Ausführung des Gesetzes müßte in einer Stadt, welche sich zeither, weil ihre Bevölkerung nur 3499 Seelen betrug, mit 24 Stadtverordneten begnügt hatte, weil in der Nacht vor dem Wahltage ein Kind geboren worden, die Zahl der Vertreter auf 36 erhöht, auch der Magistrat um einige Mitglieder verstärkt werden. Der Unterschied ist folglich nicht praktisch und daher in der Praxis nicht festgehalten worden. Die Wichtigkeit einer Stadt und die Nothwendigkeit eines mehr oder minder zahlreichen Verwaltungs-Personals ist minder durch die Zahl der Einwohner, als durch den Umstand des Handels und Gewerbes, des Gemeinde-Vermögens und der zu erfüllenden Verpflichtungen, der der Stadt eigenthümlichen Stiftungen ꝛc. bedingt, daher im Voraus die Zahl der nothwendigen Verwaltungsbeamten und Vertreter nicht bestimmt werden kann. Dies berücksichtigend, hat die revidirte Städteordnung den Städten Freiheit gelassen, innerhalb der Zahlen 9 und 60 die Anzahl ihrer Vertreter zu bestimmen, auch hinsichtlich des Magistrats nur festgesetzt, daß er außer dem Bürgermeister wenigstens drei Mitglieder, besoldete oder unbesoldete, haben müsse, um ein Kollegium zu bilden. Auch hierdurch ist die Freiheit der Städte, ihre innern Einrichtungen ganz nach ihrer Eigenthümlichkeit zu treffen, vermehrt worden.

3) Das Bürgerrecht. Nach der alten Städteordnung besteht das Bürgerrecht in der Befugniß, städtische Gewerbe zu betreiben und Grundstücke im Stadtbezirke zu besitzen. Hiernach

muß also Jeder, der ein Gewerbe anfangen oder ein Grundstück erwerben will, vorher das Bürgerrecht gewinnen. Mit dieser Erwerbung ist aber, nach alter Gewohnheit, eine mehr oder minder bedeutende, hin und wieder bis zu dreißig Thalern ansteigende Abgabe verbunden, welche einem jungen Bürger, dessen Geldkräfte schon durch die zur Niederlassung und zum Gewerbsbetriebe erforderlichen Anschaffungen aufgewandten Kosten erschöpft sind, zur ungelegensten Zeit kommt, und Manchen an der Niederlassung selbst hindert. Der Tagelöhner einer kleinen Stadt, in welcher eine niedrige, aus Holz und Lehm erbaute Hütte in der Vorstadt oft für einen geringen Preis zu haben ist, wäre durch seine Ersparniß in den Stand gesetzt, vermittelst des Ankaufs einer solchen sich selbst und seiner Familie ein bleibendes Unterkommen zu verschaffen, und in dem damit verbundenen kleinen Garten seine Kartoffeln zu erbauen. Aber er muß es unterlassen, so sehr auch der Erwerb seine Existenz sicherer und behaglicher machen würde, weil er neben den Kosten der Erwerbung nicht auch noch die für das Bürgerrecht aufbringen kann.

Die revidirte Städteordnung hat, um diese Nachtheile zu beseitigen, den Anfang des Gewerbes und die Erwerbung eines Grundstücks von der Gewinnung des Bürgerrechts unabhängig gemacht. Weil aber, der altdeutschen Einrichtung gemäß, nur Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt Theil zu nehmen haben, hat sie diejenigen, deren Gewerbe nach der Abschätzung ihrer Mitbürger zu ihrer selbstständigen Erhaltung einen ausreichenden Ertrag gewährt, so wie diejenigen, welche ein nicht ganz unbedeutendes Grundstück erworben haben, verpflichtet, nachträglich Bürger zu werden. Den Betrag innerhalb der festgesetzten Grenzen zu bestimmen, hat sie ebenfalls den Stadtgemeinden überlassen.

4) Stimmfähigkeit und Wählbarkeit. Man hat in allen Staaten, in welchen den Communen in irgend einer Beziehung ein Wahlrecht, und den Gewählten eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten zusteht, dafür gesorgt, daß die Armen von Stimm- und Wahlfähigkeit möglichst ausgeschlossen seyen. Das französische Municipal-Gesetz vom 21. März 1831 gesteht nur den meistbesteuerten Bürgern das Wahlrecht zu, und ernennt, ohne Rücksicht auf Steuer-Entrichtung, die in den Gemeinden sich aufhaltenden Beamten und Gelehrten zu Wählern, nicht nur um

eine größere Intelligenz in die Wahlversammlung zu bringen, sondern augenscheinlich auch, um der Regierung einen Einfluß auf die Wahlen zu sichern. Welche Ansprüche man in England hinsichtlich des Wohlstandes derjenigen aufstellt, welche an den Municipalwahlen Theil nehmen sollen, ist aus den öffentlichen Verhandlungen bekannt; und diese Ansprüche sind durch die Natur der Sache sehr wohl begründet. Der Mangel ist ein schlechter Pädagog, wenn es auf intellectuelle und moralische Ausbildung ankommt, und erzieht diejenigen, auf welche er seinen Einfluß ausübt, mit sehr seltenen Ausnahmen, zum rohen und sittenlosen Pöbel, welcher beim Umsturze nur zu gewinnen hat, welchem man daher die Erhaltung und weitere Ausbildung des Bestehenden vernünftigerweise nicht anvertrauen kann. Und wenn diese Klasse auch wirklich geistig und sittlich zur Theilnahme geeigenschaftet wäre — wie soll derjenige, der, wenn er heut nicht arbeitet, morgen sich selbst und die Seinigen nicht sättigen kann, seine Zeit zu halben und ganzen Tagen darauf verwenden, in den Wahlversammlungen, und, wenn er auch wählbar ist, in der Versammlung der Stadtverordneten zu erscheinen? Man wird daher in allen Fällen bei den Wählern und Wählbaren einen gewissen Grad des Wohlstandes voraussetzen müssen, wenn man nicht sehr unerwünschte Resultate herbeiführen will.

Hieran hat man in Preußen bei Entwerfung der alten Städteordnung zu wenig gedacht, was sich nicht nur aus dem Drange und der Eile, mit welcher die Gesetzgebung seiner Zeit vorschreiten mußte, sondern auch aus dem Zwecke, das ganze Volk zu erheben und in dieser Erhebung dem Staate neue Kraft zu verschaffen, hinreichend erläutert. Nach diesem Gesetze ist jeder Grundbesitzer ohne Ausnahme stimmfähig und wählbar, wenn er auch nur eine jener verfallenen Lehmhütten besitzt, die in kleinen Städten oft für wenige Thaler zu erlangen sind. Unangesessene Bürger haben dasselbe Recht, wenn sie in Städten bis zu 10,000 Einwohnern ein Einkommen von 150 Thlr., in größern von 200 Thlr. beziehen, womit in den größten eine Taglöhnerfamilie eben auskommen kann.

Alle unangenehmen Erscheinungen, welche im Verfolg des Gesetzes im Einzelnen hervorgetreten sind und den Gegnern desselben Veranlassung gegeben haben, die ganze Institution für verwerflich zu erklären, haben ihren Grund in der zu weiten Ausdehnung des

Stimmrechts und der Wählbarkeit. In manchen kleinern Städten, in welchen die Bürger der geringsten Klasse die Mehrzahl bilden, haben sie auch das Uebergewicht in solchem Grade gewonnen, daß die Wohlhabendern und Gebildetern sich nicht nur von den Wahlversammlungen, sondern auch von der Theilnahme an dem Kollegio der Stadtverordneten möglichst zurückziehen. Die Vertretung der Städte ist dann allerdings Personen anvertraut, die dazu wenig geeignet sind, und da diese auch den Magistrat wählen, so ist leicht zu ermessen, daß auch das den Regierungen verliehene Recht, die Bestätigung zu versagen, nicht immer ausreicht, um die Bildung und Erhaltung einer ihrem Berufe entsprechenden Verwaltungsbehörde zu sichern.

Wenn dieses Grundfehlers der alten Städteordnung ungeachtet das Gesetz im Allgemeinen die erwünschtesten Folgen gehabt hat, und die widerwärtigen sich nur verhältnißmäßig selten gezeigt haben, so spricht dies gleichmäßig für den richtigen und gesunden Sinn des Volkes und für die zweckmäßige Leitung von Seiten der Staatsbehörden. Dennoch aber würde es der Gesetzgebung nicht zu verzeihen gewesen seyn, wenn sie bei einer neuen Bearbeitung des Gesetzes nicht jenen Hauptfehler zu vermeiden gesucht hätte. Die revidirte Städteordnung legt daher die Stimmfähigkeit nur denjenigen bei, welche ein Grundstück von wenigstens 300 Thalern an Werth besitzen oder ein Gewerbe betreiben, welches einen Reinertrag von wenigstens 200 Thlr. gewährt. Sie gestattet aber den Städten, durch das Statut diese geringsten Sätze bis zu 2000 Thaler Grundwerth und zu 600 Thlr. Gewerbeertrag zu erhöhen, wenn sie glauben, auch mit diesen höhern Ansprüchen noch eine ausreichende Anzahl von Wählern zu finden. Für die Wählbarkeit ist zwar hinsichtlich der Unangesessenen der obige Reinertrag des Gewerbes beibehalten, der geringste Grundwerth dagegen auf 1000 Thaler festgesetzt, und den Städten ebenfalls eine bedeutende Erhöhung der Sätze vorbehalten worden.

Hierdurch ist nun ein großer Vorschritt zu Herstellung einer bessern Ordnung in der städtischen Verwaltung geschehen, welcher sich nicht nur in umsichtigerer Besorgung der Geschäfte der Stadtverordneten, sondern auch in bessern Wahlen der Magistratsmitglieder äußert. Auch kommen in den Städten, in welchen die revidirte Städteordnung gilt — und deren sind bis jetzt ungefähr

220 — weit weniger Streitigkeiten der Stadtverordneten unter sich und mit den Magistraten vor, als man unter dem Einflusse der alten bemerkt hat. Diese Streitigkeiten sind übrigens leichter zu schlichten, da das neue Gesetz weit bestimmtere Vorschriften über den Wirkungskreis der beiden städtischen Behörden enthält, als das alte, hiernach also auch jede derselben mit größerer Sicherheit in ihre gesetzlichen Schranken zurückzuweisen ist.

Uebrigens wird man aus den oben angegebenen Sätzen erkennen, daß es durchaus nicht die Absicht der Regierung gewesen seyn kann, eine neue städtische Aristokratie zu bilden, da noch jetzt jeder Bürger, welcher eine nur einigermaßen selbstständige Stellung in seiner Gemeinde hat, an den städtischen Ehrenrechten Theil nimmt.

Daß die Regierung sich nach beiden Städteordnungen alles Einflusses auf die Wahlen begeben hat und solche auch nicht indirekt auszuüben sucht, ist für die Selbstständigkeit der Stadtgemeinden von großer Bedeutung.

5) Verhältniß zwischen der Repräsentation und der Verwaltung. Die alte Städteordnung führt eine Menge von Fällen auf, in welchen der Magistrat die Stadtverordneten mit ihrer Erklärung hören muß, und verordnet, daß er deren Erinnerungen nicht unbeachtet lassen, vielmehr genau berücksichtigen müsse. Hinsichtlich der Gemeindeausgaben — mit alleinigem Ausschlusse der Polizeiausgaben, welche die Staatsbehörde feststellt — legt sie den Stadtverordneten die Befugniß bei, die Nothwendigkeit derselben zu prüfen und lediglich die Bedarfssumme zu bestimmen. Dabei unterläßt aber das Gesetz, das sich in eine weitläuftige Kasuistik einläßt, allgemeine Kategorien zu bestimmen, unter welche sich alle einzelne Fälle bringen lassen, und bleibt daher, ungeachtet aller Ausführlichkeit, unvollständig, weil sich unmöglich alle einzelnen Fälle im Voraus bezeichnen lassen, und das Leben viel reicher ist, als die reichste Phantasie und der größte Scharfsinn eines Gesetzgebers und seiner Räthe. Was geschehen soll, wenn die Erinnerungen der Stadtverordneten gänzlich unpraktisch und unausführbar sind, ist nicht bestimmt, eben so wenig, wie der Magistrat sich zu benehmen hat, wenn die Stadtverordneten, welchen lediglich die Prüfung und Bestimmung des Geldbedürfnisses zugestanden ist, sich weigern, die unerläßlich nothwendigen Mittel zu Erfüllung einer unzweifelhaften Verbindlichkeit nicht polizeilicher Art, zu Bezahlung

einer Schuld, zu Erfüllung eines Contracts, zu Verpflegung ihrer Armen, zu Einrichtung der erforderlichen Schulen, zur Herstellung des dem Einsturze nahen Rathhauses ꝛc. zu bewilligen. Sie unterscheidet nirgends klar und scharf die doppelte Eigenschaft des Magistrats als Verwalter der städtischen Gemeindeangelegenheiten und als einziges Organ der Staatsgewalt, durch welches diese ihre Verwaltungsgesetze in den Städten zur Ausführung bringen läßt.

Durch diese Unbestimmtheiten sind hin und wieder die Stadtverordneten-Versammlungen in kleinen Städten zu dem Glauben verleitet worden, daß sie allein die gebietenden Herren seyen, welchen durch Versagung oder Gewährung des Geldes das Mittel zu Gebote stehe, Alles ohne Ausnahme in der Stadt lediglich nach ihrem Gutdünken zu leiten, und welche nur in Polizeisachen den Magistrat als befehlende Obrigkeit anzuerkennen haben. Die Magistrate ihrerseits haben wohl gefühlt, daß hiermit ihre Stellung sich nicht vereinigen lasse, haben daher ihre Befugnisse hin und wieder faktisch zu erweitern gesucht, und nun ihrerseits wieder in dasjenige eingegriffen, was den Vertretern der Gemeinde unzweifelhaft zusteht. Und eben hieraus sind bei der geringen Bildung vieler Stadtverordneten-Versammlungen im Einzelnen die ärgerlichsten Reibungen entstanden.

Obwohl nun besonnene Consequenz in der obersten Leitung, unterstützt von derjenigen Gewalt, welche die Natur der Sache nach und nach auf alle Dinge ausübt, diese Lücken zum Theil durch nachträgliche Verordnungen, zum Theil durch die Praxis ausgefüllt, und das Unbestimmte bestimmt hat, würde die preußische Regierung sich doch verdiente Vorwürfe zugezogen haben, wenn sie ein Gesetz mit diesen nur durch die Erfahrung einer Reihe von Jahren unschädlich gemachten Mängeln in einer großen Anzahl von Städten neu eingeführt hätte, in der Hoffnung, daß auch hier die Zeit und die Natur der Sache allmählig ihre Wirkungen äußern würden. Sie hat daher, um gleich anfangs eine bessere Wirkung des Gesetzes sicher zu stellen, dasjenige darin festgesetzt, was eine dreiundzwanzigjährige Erfahrung als nothwendig gezeigt hatte. Deßhalb hat sie dem Vertreter der Stadt, in der Regel, eine entscheidende Stimme in denjenigen Angelegenheiten eingeräumt, in welchen bei Anordnung des innern Haushalts, wie dem Einzelnen so auch der Gemeinde, eine freie Bewegung und die Ausbildung

des Verhältnisses nach Willkür gestattet werden kann. In solchen Geschäften, bei welchen es auf Erfüllung von Verpflichtungen gegen den Staat oder gegen Einzelne ankommt, kann nach der Natur der Sache nicht der Verpflichtete entscheiden, ob er die Verpflichtung erfüllen wolle oder nicht. Jedenfalls aber hat er über die Mittel zur Erfüllung mitzusprechen, daher denn auch die Stadtverordneten in solchen Fällen ihr Gutachten abzugeben haben. Aber auch in Angelegenheiten, in welchen die Stadtverordneten in der Regel zu entscheiden haben, kann der Fall eintreten, daß sie aus Irrthum und falscher Ansicht, oder wegen des Privatinteresses einflußreicher Mitglieder etwas verlangen, was mit dem Gemeinwohle nicht vereinbar, oder etwas verweigern, was für das Gemeinwohl unerläßlich nothwendig ist. In diesem Falle muß der Magistrat sich an die Regierung wenden, welche zuvörderst eine Vereinigung zwischen beiden städtischen Behörden zu versuchen hat. Ist eine solche nicht möglich, so hat die Regierung, wenn die Sachverhältnisse zweifelhaft sind, einen Commissär an Ort und Stelle zu senden, durch diesen beide Theile über ihre Gründe und Gegengründe vernehmen, auch andere achtbare Einwohner befragen zu lassen, und erst dann, nach vollständiger Aufklärung aller Umstände zu entscheiden.

Jeder, welcher mit Unbefangenheit und Sachkenntniß die Sache zu beurtheilen vermag, wird erkennen, daß hier durch die revidirte Städteordnung ein höchst wichtiger Vorschritt zum Bessern geschehen ist.

6) Beschränkte Autonomie der Städte. In der städtischen Verwaltung kommen nicht selten Fälle vor, in welchen das Interesse der gegenwärtigen Mitglieder mit dem der künftigen Generation und mit dem dauernden Wohle der Gemeinde, für welches der Staat sorgen muß, im geraden Widerspruche steht. Kommt irgend ein ungewöhnliches Bedürfniß vor, das aus den gewöhnlichen Einkünften nicht bestritten werden kann, muß ein neues Haus gebaut, ein bedeutender Uferbau vollführt, muß in Kriegszeiten für die Verpflegung freundlicher oder feindlicher Heere, für ihre Hospitäler u. s. w. gesorgt werden, dann sind die gegenwärtigen Mitglieder fast immer geneigt, ihre eigene Last möglichst zu erleichtern und sie auf die Zukunft zu wälzen. Wenn irgend Kredit zu erlangen ist, so wird unter guten oder schlechten Bedingungen

geborgt. Das Geld, das man nicht durch eigene Anstrengung beschafft hat, und auch nicht selbst wieder zu bezahlen gedenkt, ist in größern Summen vorhanden, mit welchen man dann auch, wenn nicht immer verschwenderisch, doch auch sehr selten so sparsam wirthschaftet, als man gewirthschaftet haben würde, wenn man den Bedarf sogleich durch Beiträge hätte aufbringen und weiter nachzahlen müssen, dafern mit dem Aufgebrachten nicht auszureichen gewesen wäre. Hierdurch und durch den Verlust für Provisionen und andere bei Geldoperationen entstehende Ausgaben, so wie durch die bei allmähliger Tilgung viele Jahre lang fortlaufenden Zinsen wird oft das Sechs- und Achtfache dessen gebraucht, was man gebraucht haben würde, wenn man sich entschlossen hätte, den Bedarf durch eine einmalige Anstrengung aller Mitglieder zu decken. Sie würde im Augenblicke schwer geworden, im nächsten Jahre aber vergessen gewesen seyn, während die Folgen der Anleihen noch auf Menschenalter hinaus auf Kindern und Enkeln lasten.

Ganz ähnliche Nachtheile treten ein, wenn die Gemeinde ihre Grundstücke und ihr anderes werthvolles Eigenthum veräußert, um dem Bedürfnisse des Augenblicks abzuhelfen, und so dasjenige, was von den Vätern zur bleibenden Erhaltung des Gemeinwesens gestiftet ward, zur Erleichterung der jetzigen Mitglieder verschleudert.

Von manchen Gemeindegrundstücken, deren Nutzungen den Bürgern überwiesen sind, ist es zweifelhaft, ob sie wirklich Eigenthum der Gemeinden, oder der Nutznießer sind. In letzterem Falle gestattet die preußische Gesetzgebung deren Theilung. Sind nun die städtischen Behörden berechtigt, ohne höhere Autorisation sich über die Theilung zu vergleichen, so werden dieselben, da die Mitglieder der Behörden meist zu den Theilnahme-Berechtigten gehören, fast immer geneigt seyn, das Eigenthum der Gemeinde als gemeinsames Eigenthum zu betrachten, und dadurch der Korporation die Hülfsmittel zu entziehen, die sie bei einem künftigen Bedürfnisse benutzen könnte.

Alle diese höchst wichtigen Rücksichten hat die alte Städteordnung völlig unbeachtet gelassen. Wenn die Stadtverordneten einverstanden sind, ist der Magistrat befugt, beliebige Anleihen zu machen und alles Kommunal-Eigenthum in öffentlicher Versteigerung zu verkaufen oder an die jetzigen Nutznießer zu vertheilen. Manche Stadt, die noch gegenwärtig, nach einem mehr als zwanzigjährigen

Frieden, unter der Bürde schwerer Kriegsschulden seufzt, hat Ursache, es auf das bitterste zu beklagen, daß das Gesetz die Freiheit der Städte in diesen Beziehungen nicht beschränkt hat.

Die preußische Regierung würde sehr zu tadeln gewesen seyn, wenn sie nach den dringenden Veranlassungen, die eine so lange Erfahrung ihr darbot, auch bei dem neuen Gesetze diesen wichtigen Gegenstand unbeachtet gelassen hätte. Sie hat daher nur ihre Pflicht, für das dauernde Wohl zu sorgen, erfüllt, indem sie in der revidirten Städteordnung die Veräußerung von städtischen Grundstücken und Realberechtigungen, die Vertheilung derselben unter die Nutznießer und deren Verwandlung in Privat-Eigenthum, die Contrahirung von Anleihen, und den Verkauf wissenschaftlicher und Kunst-Sammlungen oder Archive, von der Zustimmung beider Stadtbehörden und der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht hat. Nur völlig verblendete Befangenheit, welche durch keine Erfahrung heilbar ist, kann den hierdurch geschehenen großen Vorschritt zum Bessern verkennen.

7) Dauer der Dienstzeit bei Magistrats-Personen. Bei Abfassung der alten Städteordnung war man von der Voraussetzung ausgegangen, daß der durch die neue Institution erweckte Gemeinsinn jeden Einzelnen zu jedem Opfer, und so auch jeden gebildeten Bürger geneigt machen werde, die städtischen Magistrats-Aemter ohne alle Rücksicht auf Vortheil, lediglich um der Ehre willen anzunehmen; deshalb verordnet sie, daß die Bürgermeister-Stellen nur auf sechs Jahre, ohne allen Anspruch auf Pension bei der Entlassung, verliehen werden, den Magistraten auch eine überwiegende Anzahl unbesoldeter Mitglieder beitreten solle. Hinsichtlich der letzteren, deren Geschäfte in der Regel von geringem Umfange sind, und neben dem bürgerlichen Berufe sehr wohl besorgt werden können, hat den Gesetzgeber sein edles Vertrauen auch nicht getäuscht. Wir finden in vielen Städten Männer, welche es sich zur Ehre rechnen, viele Jahre unbesoldete Rathsherren zu seyn, und, erfüllt von Eifer für ihren Beruf, diesem große Opfer an Zeit, Kraft und Geld mit der edelsten Bereitwilligkeit darbringen. Ganz anders stellt sich aber das Verhältniß des Bürgermeisters. Die Geschäfte desselben sind so beschwerlich und zahlreich, daß er seinem Amte, wenn er es mit Erfolg verwalten will, sich gänzlich hingeben muß, und neben demselben einem bürgerlichen Geschäfte

nicht die erforderliche Zeit und Aufmerksamkeit widmen kann. Deswegen ist dazu ein Geschäftsmann nöthig, der jenes Amt als seinen hauptsächlichen Lebensberuf betrachtet und behandelt. Dieser will aber auch, wie billig, seiner Thätigkeit seinen eigenen und den Unterhalt seiner Familie verdanken, und verlangt Sicherheit für seine Stellung, damit er nicht nach sechs Jahren, dafern die wandelbare Volksgunst sich etwa, wenn auch nur in vorübergehender, unverschuldeter Verstimmung, von ihm abgewandt haben sollte, ohne alle weitere Unterstützung derjenigen Stelle wieder entzogen werde, welcher er jeden andern Beruf zum Opfer gebracht hatte. Diese Umstände haben die erwünschte Besetzung der Stellen in den kleineren Städten meist sehr schwierig gemacht und von der Bewerbung um solche alle diejenigen zurückgeschreckt, welche auf einem sicherern Lebenswege ein ehrenvolles Ziel zu erreichen hoffen durften. Auch die Ansprüche der Regierung haben sich beim Mangel tüchtiger Kandidaten oft sehr ermäßigen müssen, und so sind an manchen Orten wohl Personen zu diesen Stellen gelangt, welche besser davon entfernt geblieben wären. Diese pflegen denn, wenn die Zeit der neuen Wahl herannaht, den Stadtverordneten und den einflußreichen Bürgern auf alle Weise zu schmeicheln und Alles zu vermeiden, wodurch sie irgend anstoßen und beleidigen könnten. Von unparteiisch strenger Polizei-Verwaltung ist dann meist in einer solchen Stadt die Rede nicht, wenigstens nicht, wenn das Interesse eines Bürgers in Frage kommt, dessen Stimme dem Bürgermeister bei der künftigen Wahl von Wichtigkeit ist. Dieser mag denn, wenn er ein Gastwirth ist, unbesorgt verbotene Spiele und anderes Ungebührniß in seinem Hause treiben; wenn er ein Ackerbürger ist, ruhig den ungeheuern Düngerhaufen auf der Straße vor seiner Thür liegen und durch ihn die Luft verpesten und den Weg verengern lassen, er wird ganz sicher seyn können, nicht gestraft zu werden. Und wenn etwa die Regierung von dieser Verwaltung nähere Kunde erhält, und die Bestätigung der neuen Wahl versagen will, so wird dann die halbe Stadt bei ihr und bei den höhern Behörden einkommen, und dieselben mit Bitten um die Bestätigung des allgeliebten, vortrefflichen Bürgermeisters bestürmen. Die Rücksicht, daß dieser Beamte, welcher um der Stelle willen jeden andern Beruf aufgegeben, bei seiner Entlassung ohne Pension mit den Seinigen in die größte Noth gerathen würde,

kann bei einer milden und humanen Regierung nicht ganz ohne Einfluß auf die zu fassende Entschließung bleiben.

Um diese Uebelstände zu beseitigen und gleichwohl durch Besetzung der Stelle auf Lebenszeit bei einem immer möglichen Mißgriffe die Verwaltung nicht auf ein Menschenalter hinaus in einen verwahrlosten Zustand zu bringen, hat die revidirte Städteordnung die Besetzung der Bürgermeister- und der besoldeten Rathsherrn-Stellen überhaupt auf 12 Jahre angeordnet, und bestimmt, daß nach Ablauf dieser Zeit der Beamte, möge er nun nicht wieder gewählt, oder nicht wieder bestätigt, oder dienstunfähig werden, die Hälfte seiner Besoldung als Pension erhalten sollte.

Hierdurch werden tüchtigere Geschäftsmänner zur Bewerbung um diese Stellen angereizt. Die Stadtverordneten sowohl als die Regierungen sind aufgefordert, bei der Wahl sowohl, als bei der Bestätigung vorsichtiger zu seyn. Ein Wechsel aus bloßer Laune der Stadtverordneten, oder weil der Bürgermeister eines ihrer einflußreichen Mitglieder in Polizei-Strafe genommen hatte, wird schwieriger durch die Rücksicht, daß die Stadtkasse neben der Besoldung des neuen Bürgermeisters die Pension des abgehenden übernehmen müßte. Der letztere, welcher sich durch die ihm gebührende Pension wenigstens gegen den drückendsten Mangel gesichert weiß, fühlt sich den Bürgerschaften gegenüber selbstständiger. Auch hat er zu bedenken, daß, wenn er durch unzulässige Gefälligkeiten sich die neue Wahl sichern wollte, die Regierung ihm die Bestätigung versagen könne, ohne durch Rücksichten des Mitleids abgehalten zu werden, da sie seinen nothdürftigen Unterhalt durch die Pension gesichert weiß.

Diese praktischen Gründe werden es hoffentlich Jedem einleuchtend machen, daß auch hinsichtlich dieses Punktes durch die revidirte Städteordnung ein großer Vorschritt zum Bessern geschehen sey.

8) Verwaltungsrechte der Grundherren. Dies ist derjenige Punkt, welcher von den beiden entgegengesetzten Parteien der neuen Städteordnung gleich heftige Vorwürfe zugezogen hat. Die Adelspartei, welche jedes Recht des Adels als ein noli me tangere betrachtet, und verlangt, daß es erhalten werden müsse, möge es auch mit dem jetzigen Zustande der Gesellschaft durchaus unvereinbar seyn, daß die allgemeine Entwickelung sich nach solchen

Rechten richten und, wenn sie durch solche gehindert werde, stehen bleiben müsse, tadelt die Regierung bitter, daß sie auch hier wieder dem Zeitgeiste nachgegeben und nicht lieber erwartet habe, bis ihre Rechte durch Gewalt über den Haufen geworfen werden. Die sogenannte Volkspartei dagegen ist empört darüber, daß man dem Adel durch das Gesetz ganz unzulässige Concessionen gemacht habe. Diese letztere Partei will zwar jedes Recht geachtet wissen, wenn ein Bürger sich in dessen Besitze befindet; der Adel aber steht für sie außer dem Gesetze, und nicht nur die Regierung, sondern jeder Einzelne kann ihm nehmen, wozu eben ein Gelüst verspürt wird, ohne damit irgend ein Unrecht zu begehen. Der Rittergutsbesitzer hat zwar die Steuerfreiheit seines Grundstücks unter dem Schutze des Gesetzes mit gekauft und das Kaufgeld nach dem Werthe dieser Freiheit höher gestellt, weil er bei Berechnung der Einnahmen und Ausgaben die Steuern nicht mit zu veranschlagen, und vom Ertrage in Abzug zu bringen hatte; aber man nehme ihm diese Freiheit und mit ihr den fünften oder sechsten Theil seines Vermögens, man richte ihn damit völlig zu Grunde — die sogenannte Volkspartei wird dennoch erkennen, daß der Staat nicht die geringste Ungerechtigkeit begangen und nur seine Schuldigkeit gethan habe.

Bei so großer Unvernunft von beiden Seiten ist es vielleicht der größte Beweis für die Güte des Gesetzes, daß von beiden Endpunkten her gleich heftig darauf geschmäht wird. Mit den Vernünftigen, mögen sie auch mehr oder weniger sich zu dieser oder jener Seite hinneigen — und diese bilden glücklicherweise in Preußen und in ganz Deutschland die überwiegende Mehrheit — wird es leicht seyn, über diesen Gegenstand, der in der Bewegung der Zeit von hoher Wichtigkeit ist, sich zu verständigen.

Nach der Gesetzgebung jedes wohleingerichteten Staats hat die Regierung das Recht, jedes Privat-Eigenthum, welches zu Beförderung des öffentlichen Wohls verwandt oder weggeräumt werden muß, dem Eigenthümer auch wider seinen Willen zu entziehen. Keine Kunststraße, keine Eisenbahn, kein Kanal würde gebaut, keine noch so nothwendige städtische Straße, welche durch ein Haus gesperrt wird, eröffnet werden können, wenn dieser Grundsatz nicht bestünde und die Abtretung bloß vom Willen oder vom Eigensinn des Besitzers abhängig wäre. Wenn aber das

Eigenthum irgend einen materiellen Werth hat, so muß der Staat dafür vollständige Entschädigung leisten. Eine weise und wohlwollende Regierung, welche bedenkt, daß die unfreiwillige Aufgebung eines gewohnten und werthen Besitzes immer eine Widerwärtigkeit ist, wird auch dafür sorgen, daß die Entschädigung reichlich und mit Großmuth abgemessen werde.

Demselben Grundsatze ist jedes einer materiellen Schätzung fähige Adelsrecht unterworfen. Wenn der Zustand der Gesellschaft es verlangt, daß Frohnden, Servituten und Lehnrechte aufgehoben und zeitliche Nutzungsrechte der Bauern in erbliche verwandelt, daß die Rittergüter, gleich allem andern Eigenthume, besteuert werden, so muß auch der Adel, wie jeder andere Stand, sich gefallen lassen, gegen Entschädigung sein Eigenthum und seine Rechte dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen.

Wie aber, wenn das Recht durchaus keiner Schätzung nach Geldwerth fähig ist? Dann wird die Regierung, so lange es mit dem Wohle des Staats irgend verträglich ist, es bestehen lassen; sie wird dann, wenn es in der zeitherigen Form nicht ferner ohne allgemeinen Nachtheil ausgeübt werden kann, das Recht erhalten, aber die Form dem Staatswohle anpassen; sie wird aber, wenn es in keiner Form mehr bestehen kann, es gänzlich aufheben, und zwar ohne Entschädigung, weil kein Schaden nachgewiesen werden kann. Denn wenn das Recht irgend eines Standes sich mit der allgemeinen Entwickelung nicht mehr verträgt, wenn es ihr unerträgliche Schranken entgegensetzt, so würde es in kurzer Zeit mit Gewalt beseitigt worden seyn. Dem Berechtigten widerfährt daher durch die Aufhebung kein Nachtheil, wenn die Regierung die Wegräumung einer mißgestalteten Ruine anordnet, welche jedem Vorübergehenden, und dem Eigenthümer selbst, auf den Kopf zu fallen droht. Wie auch sollte für solche Rechte eine Entschädigung auszumitteln seyn? Der polnische Edelmann hat in der ehemaligen Republik Polen ganz unzweifelhaft das auf langverjährtem Besitze begründete Recht gehabt, seinen Bauer eigenhändig zu züchtigen. Jetzt darf er ihn, auch aus der gerechtesten Ursache, nicht mehr beliebig durchprügeln. Was soll ihm wohl zur Entschädigung für dieses verlorne Recht bezahlt werden? Man gehe nur, die Verhältnisse des Adels zu seinen Bauern betrachtend, drei bis vier Jahrhunderte in die Geschichte zurück, und man wird finden, wie

viele Rechte theils durch die Gesetzgebung, theils durch Gewalt aufgehoben, theils von selbst erloschen sind, weil der Zustand der Gesellschaft ihre fernere Ausübung unmöglich machte. Was man von dem mit adelichen Gütern früher verbunden gewesenen **jure primae noctis** erzählt, wollen wir dabei gerne für eine Fabel halten.

Daß die preußische Regierung obigen Grundsätzen gehuldigt habe, wird Jeder erkennen, der ihre Gesetzgebung mit Aufmerksamkeit betrachtet. Sie ist ihr auch in beiden Städteordnungen treu geblieben.

Als die vom 19. Nov. 1808 erlassen wurde, besaßen die Grundherren in denjenigen Städten, die zu ihren Dominien gehörten, verschiedenartige, durch Gewohnheit, Rezesse oder Judicate geordnete, zum Theil hochbedeutende Verwaltungs-Befugnisse. Sie erwählten die Bürgermeister und andere Magistrats-Mitglieder, wohl auch die Vertreter der Gemeinde; nur mit ihrer Bewilligung durfte über der Gemeinde-Vermögen verfügt werden; ihrer Durchsicht wurden die Gemeinde-Rechnungen unterworfen, und sie entschieden über die Richtigkeit derselben; keine Vorkehrung in den Städten, von welcher Art sie auch seyn mochte, durfte ohne ihre Zustimmung getroffen werden. Es ergiebt sich von selbst, daß diese Rechte mit dem System der Städteordnung gänzlich unvereinbar waren, und daß auch die Gesetzgebung, sollten nicht die Bürger der mittelbaren Städte gegen die der unmittelbaren auf die verletzendste Weise zurückgesetzt werden, zwischen beiden keinen Unterschied machen konnte. Bei der Eile, mit welcher die Regierung damals nach ihrem Ziele vorschritt und nach ihrer Lage vorschreiten mußte, konnte nicht daran gedacht werden, ob es nicht möglich sey, einen gemäßigten, unschädlichen, in manchen Fällen selbst nützlichen Einfluß der Grundherren auf die Verwaltung ohne Beeinträchtigung der wesentlichen Grundsätze der Städteordnung beizubehalten, und so dem Rechte derselben die möglichste Schonung angedeihen zu lassen. Diese Rechte wurden durch das Gesetz unbedingt und ohne alle Ausnahme aufgehoben, und die Mediatstädte den Immediatstädten in allen Beziehungen gleichgestellt.

Hätte nun die Regierung im Jahr 1831 den mittelbaren Städten, in welchen früher die alte Städteordnung eingeführt worden, die gänzliche Freiheit vom gutsherrlichen Einflusse, welche

sie seit 23 Jahren genossen hatten, wieder genommen, so würde man ihr mit Recht einen Rückschritt vorwerfen können. Allein alle Mediatstädte, in welchen die alte Städteordnung eingeführt war, befinden sich noch jetzt in dem Besitze derselben, folglich hinsichtlich ihrer Verwaltung von ihren Grundherren völlig unabhängig. Es kommt daher nur darauf an, ob die Mediatstädte in den neuen Provinzen sich über einen Rückschritt zu beklagen haben? Bei der revidirten Städteordnung, durch welche die Verhältnisse derselben geordnet wurden, kam in Betrachtung, daß durch die neue Begrenzung des preußischen Gebiets mehrere vormals reichsunmittelbare Länder mit dem Staate vereinigt worden waren, deren Besitzer nach den eingegangenen Verträgen auf gewisse Verwaltungsrechte unzweifelhaften Anspruch hatten. Was man diesen zugestand, konnte man den andern Grundherren der Mediatstädte, die sich im Besitze ganz gleicher Befugnisse, wie die oben angegebenen, befanden, nicht füglich versagen. Auch war bei der Gesetzgebung vom Jahr 1831 mindere Eile, als bei der von 1808, nöthig. Man konnte ruhig und von allen Seiten erwägen, ob es nicht möglich sey, dem Einflusse der Grundherren auf die Verwaltung der Mediatstädte eine Form zu geben, welche sich mit der selbstständigen Freiheit der Bürgerschaften vertrage, und den Besitzern den unschädlichen Theil ihrer vorherigen Befugnisse auch ferner sichere. Diese Aufgabe, bei welcher es zugleich darauf ankam, zu beweisen, daß die preußische Regierung jedes, auch einer materiellen Schätzung nicht fähige Recht, so lange es irgend möglich sey, schone, ist durch den zehnten Titel der revidirten Städteordnung gelöst worden. Das Gesetz ist in allen mittelbaren Städten eingeführt, die dadurch in den Besitz der Selbstständigkeit, gleich allen übrigen Städten, gelangt sind. Nur an denjenigen Rechten, welche der Staat sich selbst vorbehalten hat, ist den Grundherren eine Theilnahme zugestanden worden, indem sie die Bürgermeister und andern Magistratsmitglieder, welche die Commun wählt, zu bestätigen, bei einigen der Entscheidung der Regierung vorbehaltenen Angelegenheiten ihr Gutachten abzugeben, und die Polizei zu verwalten haben — alles dies aber in der Voraussetzung, daß sie früher im Besitze dieser oder ähnlicher Rechte waren, und die damit verbundenen Verpflichtungen gegen die Städte auch ferner erfüllen. Den polnischen Grundherren, welche schon durch die

Warschauer Regierung ihre Verwaltungs-Befugnisse verloren hatten, sind daher auch durch die revidirte Städteordnung keine verliehen worden. Der in den andern Provinzen den Grundherren vorbehaltene Einfluß kann durchaus kein bedenklicher werden, da ihre Entscheidungen, wenn dagegen Beschwerde geführt wird, der Beurtheilung der höheren Behörden unterliegen, und wir bis jetzt noch keine Klage darüber vernommen haben, daß in Preußen deswegen, weil der eine Theil ein hochgeborner Graf, der andere ein schlichter Bürger ist, der Gerechtigkeit Eintrag geschehen sey. Jedes Polizei=Strafresolut wird von den grundherrlichen Behörden unter Vorbehalt des Rekurses ertheilt, und darf vor Ablauf der Rekursfrist nicht vollzogen werden, so daß auch in dieser Beziehung für die bürgerliche Freiheit der Einwohner und ihre Sicherheit gegen gutsherrliche Willkür nicht das geringste zu besorgen ist. Man wird hieraus erkennen, daß, wenn auch die preußische Regierung mit der revidirten Städteordnung in dieser Beziehung minder eilig und minder weit, als mit der alten vorgeschritten ist, und die möglichste Schonung für gesetzliche Rechte bewiesen hat, doch von einem Rückschritt nicht die Rede seyn kann. Vielmehr erkennen alle Mediatstädte, wenn sie ihren Zustand nach Einführung der revidirten Städteordnung mit dem vorigen vergleichen, darin einen sehr wesentlichen Vorschritt.

Und so wird wohl Jeder, welcher mit Preußen und folglich auch mit Deutschland es wohl und redlich meint, sich über die jetzige Tendenz der preußischen Regierung beruhigen können. So lange dieselbe mehr als einer Million waffengeübter, in Regimenter eingetheilter und an militärische Einrichtungen gewöhnter, rüstiger Männer gegenüber ein sehr mäßiges stehendes Heer unterhält, dessen Krieger auf kurze Zeit aus dem Volke genommen werden, um ins Volk zurückzukehren — so lange sie durch ein über alle Klassen sich erstreckendes Unterrichtssystem dafür sorgt, daß jeder dem Staat Angehörende sich zu denken gewöhne, und daß dadurch die öffentliche Meinung zu einer immer weiter verbreiteten und immer fester begründeten, öffentlichen Macht werde — so lange sie hierdurch und durch Anlegung von Kunststraßen und Kanälen, durch Zollvereine und Handelsverträge, durch Dampfschifffahrt und Eisenbahnen beweist, daß sie nicht bloß den Verkehr mit Waaren, sondern auch den Flug der Gedanken fördern, und sich leitend an

die Spitze der großen Bewegung der Zeit stellen wolle — so lange mögen die Freunde Preußens die Besorgniß, seine Feinde die Hoffnung aufgeben, daß es sich zu Rückschritten erniedrigen und dadurch von dem hohen Standpunkte herabsteigen werde, welchen es durch die Gesetzgebung Friedrich Wilhelms III. nicht nur im europäischen Staatensystem, sondern auch in der Geschichte der Menschheit und ihrer Civilisation eingenommen hat.

Der Arzt und die Euthanasie.

Von einem Arzte.

Das Wachen bedingt den Schlaf; das Leben erheischt den Tod; nach ewigen Gesetzen geht das materielle Substrat eines jeden Geschöpfes wieder in das allgemeine Meer der Welten zurück, aus dem es für eine kurze Spanne Zeit als Individuum herausgerissen wurde. Seine Existenz vor der Zeit dieses individuellen Zustandes ist unbekannt; noch nie kam uns Kunde von dem fernen Ufer des Jenseits, wenn auch Vernunftreligion und Offenbarung den völligen Untergang des einmal Existirenden verneinen. Und dennoch wird das Leben, dieser vorübergehende Zustand, geliebt; an seiner Erhaltung, an seiner Verlängerung liegt den Menschen in den allermeisten Fällen Alles: sey es noch so klein, so unterdrückt, von körperlichen und geistigen Schmerzen gepeinigt, sey der Geist, das Göttliche im Menschen, noch so unentwickelt — das bloße Leben, das nackte Daseyn, die süße Gewohnheit der Existenz, sie ist das Höchste, was der Mensch hier besitzt; Alles Andere ist ihm Nebensache, nur Bedingung zu diesem oder jenem Genusse, und tausend unsichtbare Fäden knüpfen ihn an die sichtbare Welt, die mit einer andern zu vertauschen oft ein so fürchterlicher Gedanke ist. Das Unabwendbare muß aber ertragen werden, und wer nicht würdig zu sterben weiß, wer nicht in allen Begegnissen das Walten einer höheren Hand erkennt, ist auch nicht würdig geboren zu seyn. Aber außer dem schreckenden Glauben an ein Fortbestehen und an eine

höhere Entwickelung des menschlichen Geistes ist es wohl besonders die Furcht vor dem Akte des Ueberganges aus dieser Welt, die Trennung von unsern wahrhaften und zweideutigen Freuden, welche Vielen jeden Genuß des Lebens während ihres ganzen Daseyns verbittert, wo bei Manchen die Wiederkehr des Wiegenfestes nur als mahnender Todesbote erscheint, wo ihnen der kommende Festtag nur Sterbeglocke ertönen läßt, wo sie gern ihr eigenes Alter vergessen möchten und so krankhaft, kindisch, lächerlich erscheinen. Der Mensch will nicht allein leben, er will auch nicht sterben; er hat beide Wünsche, wenn auch der eine den andern in sich schließt. Der Tod erscheint ihm nicht als ein Genius mit der verlöschenden Fackel, sondern als winkendes Gerippe. So ist es oft, so ist es leider meistens; oft ist es aber besser, und zuweilen ist es sogar so, wie es seyn soll.

Diese Liebe zum Leben und diese Furcht vor dem Tode, welche die Natur in den Menschen legte, suchten Mittel zur Erlangung des Zweckes; man forschte nach Gegenständen, deren Gebrauch eine irdische Unsterblichkeit gewähren sollte; man glaubte dergleichen gefunden zu haben, sie wenigstens menschlicher Leichtgläubigkeit aufschwatzen zu können, sogar noch zu Zeiten, in denen die Naturwissenschaft weit genug war, um das Verkehrte solcher Bestrebungen anzuerkennen. Da aber praktisch und theoretisch bewiesen wurde, daß die Natur diese Anstrengungen nur verspottete, — und die Nothwendigkeit des Todes erkannten schon die unsterblichen Geister des grauesten Alterthums — da begann der Kampf der Geister gegen die dem Leben Gefahr drohenden Potenzen; das Leben zu erhalten, Gefahren abzuwenden, eingetretene unschädlich zu machen, den Uebergang vom Leben zum Tode, wenn er unvermeidlich war, zu erleichtern — das machten sich Sterbliche zur Aufgabe, wie sie keine Wissenschaft, keine Kunst größer und edler gesehen. Als der Irrglaube irdischer Ewigkeit begraben wurde, da wurde die Heilkunst geboren, und trotz mancher scheinbaren Rückschritte, trotz nicht seltner lethargischer Ruhe, wie herrliche Schritte vorwärts hat sie gethan, wie erfreuliche Blüthen und Früchte hat sie getragen, wie waren die Rückschritte nur da, um größere, unerreichbar scheinende Strecken vorwärts zu schreiten, und wie die scheinbare Lethargie nur eine Ruhe war, um desto rüstiger zu kämpfen und Ungeahntes zu erringen, so erschien jede crasse Methode nur, um

die Wahrheit desto leuchtender erscheinen zu lassen. Als nun die Kunst erzogen und gebildeter wurde, da vermählte sie sich mit der Wissenschaft, und beide im Verein mögen sich stolz jedem andern Zweige menschlicher Erkenntniß an die Spitze stellen. Namentlich möge das unser wissenschaftliches Jahrhundert thun, aber dabei demüthig bedenken, daß auch sein Wissen nur Stückwerk, daß seine Bildung noch sehr vereinzelt sey. Mag aber auch dieses und jedes kommende Jahrhundert nie aus den Augen verlieren, daß es eben nur dem Vereine von Wissenschaft und Kunst gelingt, das Herrlichste zu leisten, und daß ihre glückliche Frucht die Heilkunde ist.

Der Heilkunde unermeßliches Reich ist nun aber der ganze Mensch; ihre Sorge soll sich nicht auf einzelne Gefahren beschränken, in denen der Kranke ihrer bedarf; sie muß nicht ihre Rechte wahren in besonderen Lebensaltern; sie sorgt vielmehr für den Menschen von dem frühesten Entstehen an, wenn seine künftige selbstständige Existenz noch ungewiß ist, durch alle Lebensstufen hindurch, bis er der Erde wiedergegeben ist, die seiner bedarf; sie sorgt nicht für seine Verdauung, für seinen Appetit, für seine Hautausdünstung, sondern für den Menschen in seiner Einheit und Totalität.

Aber in größerem oder geringerem Maaße erfüllt die Heilkunde ihre Pflicht durch ihre Repräsentanten. Familien haben ihren Hausarzt, der mit ihnen alt und grau wird, der ihnen an das Herz wächst, der Wiege und Sarg bei ihnen kennen lernt, der sie schützt und schirmt und sich ihren Freund nennt. Er ordnet die geistige und leibliche Stimmung der Frau, wenn sie den Keim eines neuen Menschen unter ihrem Herzen trägt; er hat oft nöthig, bei der Geburt seine künstliche Hülfe zu leisten, um dem neuen Ankömmling seinen Eintritt in die Welt möglich zu machen; er leitet das Kind mit glücklicher Hand durch alle Gefahren der Jugend, verhindert böse Einflüsse; er ist Arzt des Leibes und der Seele wohl durch fast zwei Generationen hindurch, er heilt und sieht — sterben. Aufgefordert, oder um den gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, engagirt — das Publikum spricht sogar vom Gebrauche eines Arztes — thut er seine Pflicht, so lange er helfen kann; ist aber in dem Zweikampfe zwischen Leben und Tod, in dem der Arzt secundirt, der dunklere Bruder Sieger, dann

glauben die Aerzte leider zu oft sich ihrer Pflicht entbunden; bei dem schwersten Schritte, den der Mensch zu thun hat, wird ihm dann die ärztliche Hülfe und Liebe entzogen. Es ist wohl selten Gefühllosigkeit, was dazu führt, denn bei jedem Todeskampfe hat selbst der Kälteste Gefühl; es ist vielmehr das Bewußtseyn von Ohnmacht, welches drückt, die Erkenntniß der Hülflosigkeit, welche statt des Beistandes dem Sterbenden Verlassenheit bringt. Oft aber ist es eine geistige Müdigkeit, die den Arzt dann erlahmen läßt, wenn nach seiner Ueberzeugung seine Wissenschaft ihr Ende erreicht; denn seine Kunst ist unendlich. Sey aber die Quelle, welche sie wolle, so ist dieses Verfahren ein Unrecht. Curiren heißt nicht heilen, und wo nicht geheilt werden kann, da ist zu lindern, aufzurichten, zu trösten. Bis zum Gange nach dem Grabe gehört die Sorge für den Menschen dem Arzte an; das Herz des Sterbenden sehnt sich mehr nach dem Arzte, als das des Erkrankenden.

Sollten diese Verlangen übertriebene, fromme Wünsche seyn? Es scheint so; der größte Theil der Erdbewohner wird krank und stirbt ohne Arzt; Armuth, Sorglosigkeit, Entfernung von ärztlichen Wohnsitzen, Aberglaube, Homöopathie, Mangel an Heilpersonal überhaupt und viele andere Gründe bringen es dahin. Wie soll der Arzt den Tod erleichtern, wo er nicht einmal gegen den Tod kämpfen durfte? Auf der andern Seite: von der verhältnißmäßig geringeren Personenzahl, die überhaupt des Arztes Hülfe in Anspruch nimmt, sind wieder die meisten solche, welche ihn nur in Fällen der Noth rufen, die ihn gar nicht mehr kennen, wenn er bezahlt ist, oder die sich an einen andern wenden, wenn er nicht bezahlt ist, oder die denselben nach Jahren wieder suchen, wo frühere Verhältnisse schon lange vergessen sind.

Das ist wahr, aber diese Wahrheit ist traurig. Es lohnte sich wohl der Mühe, in civilisirten Staaten von oben herab statistische Berechnungen anstellen zu lassen über die Mortalitäts-Verhältnisse der Personen, welche mit, und solcher, welche ohne ärztliche Hülfe gestorben sind; nichts würde directer gegen das alberne Aftergeklatsche wirken, welches noch oft gehört wird und gehört wurde, seitdem Hippokrates Licht werden ließ.

Sind aber die oben ausgesprochenen nur darum fromme [Wün]sche, weil sie nicht überall ins Leben treten können?

nicht! Sie werden um so mehr, um so schöner in Erfüllung gehen, je mehr der Arzt das Publikum erzieht und — sich selbst. Die ärztliche Erziehung des Publikums geschieht aber überall durch Zwang zum Vertrauen, und zu diesem wird es gezwungen durch den innern geistigen Werth des Arztes, dem es sein Leben, also die einzige Bedingung zu Allem im Leben, anvertraut. Dieser geistige innere Werth ist aber nicht zu erkennen an einem redenden, zudringlichen, mit einem Worte gemachten Wesen, an irgend einer Art, wenn auch noch so gut gespielter oder erlernter Koketterie; es ist vielmehr kein bestimmtes Wesen, keine ausgesprochene Form, sondern das Abbild, der unbewußte und unabsichtliche Stempel der Geistesform, der erkannt wird von Jedem, der sich ihm nähert. Das ist das Zeichen seiner Aechtheit, daß er sich von jedem gemachten Wesen, das um so grinsender wird, je größer die Gefahr, in der es auftritt, so specifisch unterscheidet.

Aber abgesehen davon, daß der Arzt verhältnißmäßig in den seltensten Fällen einen Kranken durch sein ganzes Leben behandelt, daß er nicht so häufig, als es für die Menschheit wünschenswerth wäre, die letzten Stunden und Tage bis zum Tode wirklich erleichtern kann, giebt es noch genug Gelegenheiten, in denen er diese schöne, aber schwere Pflicht zum großen Vortheil des Opfers und seiner Umgebungen erfüllen könnte. Hier wuchere er mit dem Pfunde, das ihm anvertraut ist, hier wirke er in jeder Rücksicht, nicht allein, indem er die körperlichen Leiden beschwichtigt, sondern, und ganz besonders, indem er den Geist beruhigt.

„Um den Menschen ins Leben hineinzuhelfen, dazu giebt es eine eigene Kunst, die Hebammenkunst; aber dafür, daß man erträglich wieder hinauskomme, ist fast nichts gethan.“ So sprach Reil; es hat seit seinem Heimgange an gutem Willen nicht gefehlt; es ist in mancher Beziehung seitdem besser geworden; aber er würde wahrscheinlich noch heute dieselbe Sprache führen.

Man hat hie und da Schulen errichtet, um gute und geübte Krankenwärter heranzuziehen; die Angelegenheit war lange gewünscht und angeregt; es wäre höchst erfreulich, wenn sie allgemeiner würde. Aber der Krankenwärter nutzt nur in der Hand des Arztes; ohne Controle, ohne genaue Anweisung wird er schädlich; er ist nur gewissermaßen das gute oder schlechte Werkzeug, dessen sich der Arzt mit Vortheil oder Nachtheil zu bedienen hat.

Man hat ferner die Euthanasie zu einem eigenen Kapitel der Therapie erhoben; man hat mehr als früher die Kunst, sterben zu lassen, wissenschaftlich behandelt, und es hat sich daraus mehr als ein praktischer Nutzen herausgestellt.

Die Sorge des Arztes für die Euthanasie beginnt mit dem Zeitpunkte, wo derselbe einsieht, daß er eine Krankheit nicht mehr besiegen kann, sondern daß der Tod ihr Ende seyn wird. Es giebt eine Euthanasie des Körpers und uneigentlich eine Euthanasie des Geistes. Die höchste Pflicht ist auch hier, so lange als irgend möglich das Leben zu erhalten, um Minuten zu geizen. Für abscheulich muß ein für alle Male, selbst in den entschiedensten Fällen nothwendig erfolgenden Todes, selbst bei den gräßlichsten Qualen der Kranken und Sterbenden, der hie und da angeregte Wunsch gelten, daß es dem Arzte gestattet seyn möge, das Leben auch nur um einen Augenblick zu verkürzen. Die leichteste Sache wäre es, aber auch das inhumanste Benehmen, und jedem Verbrechen wäre Thür und Thor geöffnet. Schwer ist es freilich, auszuharren bis ans Ende.

Der Kranke sehe den Arzt nicht unthätig; er sehe ihn ernster als gewöhnlich, damit, wenn er will, ihm das Bedenkliche, nicht das Hoffnungslose seiner Lage klar werde, was der Fall seyn würde, wenn er sähe, daß die thätige Hülfe und Sorge nachläßt. Frische und gute Luft im Krankenzimmer, große Reinlichkeit in der unmittelbaren Umgebung des Kranken, eine zweckmäßige Lage, die sich nach dem jedesmaligen Leiden richtet, ist durchaus nöthig. Das Bett ist des Kranken Welt; es ist Sache des Arztes, daß diese Welt dem Leidenden so behaglich als möglich sey; die angstvolle Unbehaglichkeit des Sterbenden kommt aber immer wieder, und es ist ihr stets nachzugeben. Nicht immer ist es erleichternd, im Bett zu sterben; ein Lehnstuhl, von dem aus Friedrich der Sonne näher kam, wurde von ihm vorgezogen; kleine Gänge durch das Zimmer, wenn sie noch thunlich, werden erquicken. Es giebt noch keine Methode zu sterben, jeder stirbt originell, sagt Jean Paul. Der Schlaf ist immer erwünscht und darf durch nichts gestört werden.

Neben den Speisen und Getränken müssen alle Medikamente, welche gereicht werden, die Sorge zum Zwecke haben, das Leben möglichst zu verlängern und die Qualen des Leidens zu mildern; keines dieser Mittel darf Schmerz erregen, denn dessen Folgen sind

nicht zu berechnen. Ihre Wahl ist wichtig; die Arzneimittellehre giebt hier deutliche Vorschriften; sie sollen die Angst beschwichtigen, die Qualen lindern, den Uebergang zum Tode erleichtern: es sind hauptsächlich die Narcotica in ihren verschiedenen Eigenschaften für bestimmte Fälle passend; sie liefern vom ganzen Arzneischatz den beruhigendsten Trost.

So wie nun alle diese Mittel den Zweck der Linderung und Erquickung haben, so ist es auf der andern Seite des Arztes Pflicht, schmerzhafte und gewagte Eingriffe in das schwindende Leben zu unterlassen und zu verhindern. Hier kann der Arzt durch dreistes und darum verkehrtes Handeln einen sanften Tod, den er bewirken sollte, in einen höchst qualvollen verwandeln und das sanfte Hinüberschlummern zu einem Schmerzensschrei umschaffen.

Abgesehen von der Art der Krankheit, die zum Tode führt, hat der Arzt auch noch die Art des Todes in seinem Beistande zu berücksichtigen. Es giebt der Todesarten so viele, als der Todesfälle; aber man hat sie doch in Klassen gebracht, weil man die Regeln der Euthanasie von allen Seiten her wissenschaftlich zu betrachten strebte. Bei dem s. g. natürlichen Tode, dem so seltenen normalen, bei dem das Oel auf der Lampe des Lebens langsam erlischt, ist er in der Regel leicht, wenn er von den Greisen auch meistens gefürchtet wird. Der Arzt ist hier mehr Zuschauer als Helfer. Bei dem gewaltsamen Tode, sey er freiwillig oder unfreiwillig, kann auch, mit Ausnahme einer schonenden Behandlung der Leiche, von der eigentlichen Euthanasie nicht die Rede seyn. Bei dem Tode endlich durch Krankheiten kann sie nur in Anwendung kommen, wenn diese von einiger Dauer sind und nicht, wie Schlagflüsse oder einige Nervenaffectionen, ohne Vorboten und überraschend, dem Leben plötzlich ein Ende machen. Hier nun treten alle die Forderungen ein, welche das schwindende Menschenleben mit Recht an den Arzt macht; hier soll er das Beispiel der Ausdauer geben, bei Leiden, die, unheilbar, den erlösenden Tod doch nur in weiter Ferne erblicken lassen; er soll die oft gleichgültigen Angehörigen oder fremde Umgebungen erregen, er soll zeigen, wie in ekelhaften Krankheiten der Ekel zu überwinden ist; er hat das Geschlecht, das Alter, das Temperament zu berücksichtigen, die äußern Verhältnisse des Kranken, seinen Stand, seine Bildung, seine Gewohnheiten, — mit einem Worte, den ganzen innern und

äußern Menschen; denn bei dem Tode tritt oft alles das am schärfsten hervor, was vielleicht das ganze Leben hindurch sorgsam verborgen wurde.

Allen den hier genannten innern und äußern Erfordernissen **kann** der Arzt entsprechen, weil er gelernt hat, was diese verlangen. Thut er es aber auch überall? Die Erfahrung giebt die Antwort; die innere Stimme eines Jeden giebt sie noch sicherer. Und doch ist alles das Genannte nur das, was sich lernen läßt. Das Beste läßt sich aber nicht erlernen: der Tact, die Gesinnung; der kälteste Arzt wird mit größter Umsicht und Ruhe Krankheiten behandeln; aber um einen Sterbenden zu behandeln, dazu gehört mehr als ärztliche Kenntniß und Erfahrung: ein durch Wärme des Herzens geleiteter Verstand.

Selbst mit diesen Eigenschaften versehen, wird der Arzt seinen Zweck häufig nicht erreichen: Volkssitten, Religionsgebräuche machen es ihm unmöglich. Peter Frank hat eine ganze Zahl von Scheußlichkeiten gesammelt, die halb dem Morde, halb der empörendsten Barbarei ähnlich sehen: so das Entziehen des Kopfkissens bei schwerem oder verlängertem Todeskampfe, das Legen der Sterbenden auf einen Strohsack oder das Leichenbrett oder den kalten Fußboden, und zwar sogar auf das Gesicht mit verbundenem Munde. Hier treibt die scheußliche, nicht unterrichtete Corporation der Todtenfrauen ihr kaltes Geschäft. Der Arzt wird nicht gefragt, ist die Antwort; aber daß er nicht gefragt wird, ist seine Schuld. Der Einzelne in einem einzelnen Falle kann nur für diesen Abhülfe leisten und bessere Behandlung einleiten, aber das Corps der Aerzte, die schönste Republik im Staate, könnte mächtiger wirken; daß aber der esprit dem corps fehlt, davon trifft jeden Einzelnen die schwere Verantwortung. Das Publikum hat eine unüberwindliche Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden; durch die eben genannten Scheußlichkeiten mag mancher Mord über und unter der Erde begangen seyn.

Schwieriger noch, und auch für die meisten einzelnen Fälle unmöglich, möchten viele der quälenden religiösen Vorurtheile und Mißbräuche abzustellen seyn. Die jüdischen Gebräuche bei Krankheiten, dem Tode und der Beerdigung ihrer Glaubensgenossen, namentlich die Abwesenheit aller Blutsverwandten bei Sterbenden, das schnelle augenblickliche Vorbereiten zur Beerdigung, die ängstliche

Sorge für das ungesetzlich frühe Einscharren der Leichen sind zum Theil höchst wahrscheinlich nicht eigentliche Religionsgesetze, sondern nur rabbinische Deutungen, auf jeden Fall aber schändliche Aeußerlichkeiten, die der jüdische Gesetzgeber bei unsern Einrichtungen, in unserm Klima und in unserer Zeit nicht geduldet haben würde. Eine große Summe der nachtheiligsten Einwirkungen, die jedem Unbefangenen leicht klar wird, ist die nothwendige Folge des eigensinnigen Befolgens dieser Vorschriften, gegen welche der Arzt in der Regel vergeblich kämpft.

Nicht selten vertragen sich auch die christlichen Sterbeceremonien schlecht mit der Euthanasie; auch dies hat Frank klar und lebhaft auszusprechen gewagt, zu seiner Zeit und in seinen Verhältnissen ein Beweis herrlichen Muthes.

Es ist also für den Arzt fast überall ein schweres, fast unerreichbares Geschäft, für die Euthanasie seines Kranken zu sorgen: er bedarf mehr, als das ist, was er lernen kann; er hat häufig mit tief gewurzelten Schwierigkeiten und Vorurtheilen zu kämpfen, und für das, was er nicht lernen kann, sondern was aus ihm kommen muß, wenn er seinen Zweck erreichen soll, giebt es kein Recept. Hat er aber die dazu erforderlichen Eigenschaften, um sich selbst auf alle die tausend Fragen richtige Antwort zu geben, an die der sterbende Mensch in seinen Leiden so stumm und so dringend mahnt, dann ist er sehr begünstigt; denn er hat mehr gethan als seine Pflicht, und kann sich selbst genügt haben.

Wie soll sich der Arzt benehmen in Bezug auf die Hoffnung, die er dem Kranken, der dem Tode geweiht ist, hinsichtlich seiner Wiedergenesung erregt? Wie verträgt sich bei bevorstehenden Todesfällen von Personen, die ihren Umgebungen auch äußerlich und politisch wichtig sind, die Rücksicht, ohne Ahnung des Todes sie hinüberschlummern zu lassen, mit den vielleicht wichtigen Folgen des unbestellten Hauses? Was soll geschehen, um das letzte Gebet, das heiß ersehnte Bekenntniß, das kaum mehr vernehmbare, von den Lippen des Sterbenden zu empfangen? Hat der Sterbende, wenn er auch mehr als dem Namen nach Christ ist, gerade das Bedürfniß, jetzt mehr als früher, dem Diener der Kirche sein Innerstes anzuvertrauen? Ist ihm seine Erscheinung wahrer Trost und Beruhigung, oder ist ihm der Geistliche ein grausamer Bußprediger, der — bei Sterbenden gewiß ohne alle Frucht — den schweren

Kampf noch erschwert? Wer soll bei dem Tode seyn? Wer kann mehr dem Tode den Stachel nehmen, als das Auge der Liebe? Aber hat gerade die Liebe der Eltern, der Gatten, der Kinder Kraft genug, den lauten Schmerz zu unterdrücken, und nur in stiller innerer und äußerer Sorge die letzten Dienste zu erweisen? Sie muß diese Kraft haben und sie hat sie, denn die wahre Liebe ist stark. Den Angehörigen zur Seite steht der Arzt, der, wenn er seine richtige Stellung einnimmt, der Freund seiner Kranken ist, und den Freund verläßt man im Sterben nicht, mag er wissen, daß der Augenblick gekommen, von dem an seine geistige Entwickelung an einem andern Orte weiter geht, oder mag er die letzten Qualen für eine Krisis halten, die ihn der lange ersehnten Genesung zuführt. Der Arzt mit den Angehörigen zugleich kann und soll die letzten, nicht mehr deutlichen Wünsche errathen; er soll, wo der Tod bewußt eintritt, trösten und beruhigen; er kann bezeugen, da er der erfahrenere und ruhigere ist, daß der Todeskampf in der Regel viel leichter ist, als die schon überstandenen Vorbereitungen dazu, und durch seine thätige Sorge allein wird er schon zur geistigen Beruhigung beitragen. Kleinliche Sorgen quälen den Sterbenden, traurig ist es zu sagen: hieher gehört namentlich das sogenannte anständige Begräbniß. Es sind auch ernsthafte, wahre Sorgen, die den Stachel des Todes schärfen, wenn eine Mutter sich von einem Häufchen unerzogener Kinder trennt, oder wenn der Ernährer von denen scheiden soll, die seine Stütze noch lange bedurft hätten. Aber der wahre Arzt kann auch hier viel thun, doch nur dann, wenn er von der Religion wirklich durchdrungen ist und selbst weiß, daß den Menschen nichts zufällig trifft. Wie oft soll der Arzt kommen? Wie lange soll er bleiben? Wie hat er zu dem Einfachen, dem Armen zu sprechen und zu handeln, wie zu dem Verwöhnten, dem Reichen, wie zu dem Zweifler und dem Ergebenen? Es gibt, wie gesagt, für des Arztes Benehmen bei Sterbenden, für seine Haltung, für seine Thätigkeit kein Recept; er folgt seinem Genius, der, wenn er seine Stimme hört, ihn zum Rechten leiten wird; aber er bedenke, daß der Tod fast immer, wenn er mit Bewußtseyn eintritt, etwas Herbes hat, daß selbst das kindliche Alter hievon nicht ausgeschlossen ist.

Erleichtert wird die Pflicht für den Arzt und geringer die Gefahr, unrichtig zu handeln und zu sprechen, weil in so vielen

Fällen der Tod unbewußt erscheint. Aber auch der unbewußte Sterbende hat Rechte an seinen Arzt und seine Umgebungen. Alle die kleinen körperlichen Erleichterungen und Hülfsmittel, welche dem mit Bewußtseyn Heimgehenden wohlthätig sind, dürfen auch hier nicht fehlen und die lauten Klagen bei einem schon halbgebrochenen Auge müssen verstummen: es ist dies eine Pflicht der Schonung, der Liebe. In der Bewußtlosigkeit, sie sey scheinbar oder wirklich, erhalten oft noch lange die Sinnesorgane ihre eigenthümliche Thätigkeit. Wie schrecklich, wenn das letzte, was das Ohr vernimmt, laute, vielleicht sogar egoistische Klagen sind um den sonst geliebten Todten? Man hat hie und da gewünscht, Sterbende unter Musik hinüberschlummern zu lassen, weil man weiß oder annimmt, daß der Sinn des Gehörs am längsten empfänglich bleibt; aber eine ernste Stille, die etwas Heiliges hat, paßt wohl mehr; — sie befördere der Arzt.

Der Athem stockt, das Auge ist gebrochen, der Puls hat aufgehört zu schlagen; der Arzt hat Alles gethan, was in seinen Kräften stand, im Handeln und Unterlassen, um den schweren Kampf zu erleichtern; er hat die Angehörigen zu gleichem Beistande ermahnt und sie unterwiesen. Wie geht es nun zu unmittelbar nach dem Hinscheiden einer vielleicht für viele Köpfe hochwichtigen Person? Der offene Mund wird zusammengeknetet, das trübe Auge verschlossen. Dutzendweise fast kommen Handwerker, um ihre Dienste dringend und mit unzarter Sorge anzubieten; die Kirche verlangt unter verschiedenen Formen ihre Abgaben, die erweichten Gemüther lassen die verschiedenartigsten Betrügereien geduldig zu, um der gräßlichen Geschäfte bald überhoben zu seyn. Der warme Körper wird — denn die Angehörigen ziehen sich alsbald zurück — von den kalten Händen der Leichenwäscherin sogleich aus dem warmen Bette genommen, um nicht zu sagen geschleift; in kalter Zugluft liegt er da auf Stroh; er wird gereinigt, zum Sarge geputzt, in diesen gelegt, oft ohne daß ein Verwandter die Leiche noch einmal zu sehen wünscht; sie wird begraben: daß dies anständig geschehe, ist eine Hauptsorge, und dieser Anstand ist es, dieser eitle und unglückselige Anstand, welcher die Herzensnoth bei Unbemittelten oft durch die Geldnoth verdrängt. Nur in Ausnahmsfällen bekümmert sich der Arzt noch um die Leiche, dann besonders, wenn ihm die Section gestattet wird, die ihm aus Dankbarkeit schon nie

verweigert werden sollte; außerdem sieht er den Leichnam, wenn es verlangt wird.

So ist es leider, und die ganze Unsitte dieser Verfahrungsart besteht nur aus barbarischen Zügen; alle Saiten dieses Spiels geben nur Mißtöne; sie dürfen hier nicht berührt werden, wo nur von der Leiche die Rede seyn kann. Die beaufsichtigende Sorge gehört nur dem Arzte an; an ihm wäre es, hier besonders kräftig einzuschreiten.

Welches sind die Zeichen des wirklichen Todes? Mit andern Worten: wann hat der Mensch aufgehört Mensch zu seyn, und wann ist sein Körper mit vollkommener Gewißheit als Leiche zu betrachten? Jeder Arzt kennt die Unsicherheit der gewöhnlich angegebenen Todeszeichen; jeder Laie hat eine sich mehrende Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden; kein Arzt behauptet heute mehr, daß der wahre Tod eintritt mit dem letzten Seufzer; er kann noch weniger behaupten, daß immer und überall alle selbstbewußte Empfindung aufgehört habe, mit der Fähigkeit sie zu äußern. Der Glaube, die wissenschaftliche Ueberzeugung kann hier nicht genügen. Die Hülflosigkeit des Neugebornen drängt Jeden zu der aufopferndsten Sorge, durch eine ganze, oft Jahre einnehmende Krankheit fehlt es nicht leicht an erfreulichen Beweisen zartester Pflege, diese hört nur oft leider mit der schwindenden Hoffnung zur Genesung auf; mit dem eintretenden Tode, nicht mit dem vollendeten ist aber alle Sorgfalt, alle Pflege zu Ende; der Egoismus tritt an die Stelle der Selbstentäußerung, die bis zum letzten Athemzuge verhaltenen Wehklagen machen sich Raum, die vernachlässigte Selbstpflege beginnt, während die natürliche Wärme des Gestorbenen noch nicht entwichen ist.

Der letzte Athemzug ist nur das Signal des näher gerückten Todes, mit ihm ist er nicht vollendet; wenn der entzündete Magen brandig geworden, so tritt auch der allgemeine, unvermeidliche Tod ein, aber er ist noch nicht vollendet; das Aufhören der Athmungsbewegungen bringt ihn näher seiner Vollendung; erst mit dem völligen Aufhören der lebendigen Reaction, erst mit dem Beginnen der chemisch-physikalischen Gesetze, die sich im faulenden Körper geltend machen, ist derselbe wirklich todt und reif, der Mutter Erde wiedergegeben zu werden. Unter so barbarischer Behandlung von Körpern, wie wir sie häufig unter Augen haben,

mag mancher Scheintodte gemordet seyn, und doch findet sich mehr als ein Beispiel, daß die Lebenskraft durch eine Wiederauferstehung die Behandlungsweise überwand.

Hier mehr als in tausend andern Verlegenheiten und nicht zu billigenden Verfahrungsweisen kann der Arzt viel thun; giebt er das wünschenswerthe Beispiel fortgesetzter Sorgfalt, ordnet er das fortgesetzte Liegen des Körpers in dem warmen Bette, in dem warmen Zimmer an, giebt er zu erkennen, daß kein Mensch wisse, wie weit bei aller äußern Empfindungslosigkeit das Bewußtseyn noch vorhanden sey, so wird es wenig Menschen geben, die seinen Lehren nicht in blindester Unterwürfigkeit folgten; das eine Beispiel wird gut zurückwirken und die ungeziemende Behandlung unserer Todten wird eine bessere werden; denn erst mit dem unzweifelhaften Tode des Menschen hört die Sorge des Arztes für die Euthanasie auf.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der Erfüllung dieser Wünsche manche erhebliche Rücksichten entgegenstehen; aber sie sind nicht unüberwindlich. Die meisten Familien sind in ihren wohnlichen Räumen beengt; es ist für die Lebenden kaum Platz, die Kranken — selbst die Aermsten haben leider Scheu vor öffentlichen Heilanstalten — werden kümmerlich untergebracht, vor Todten, sogar vor den Leichen der im Leben Geliebtesten, haben die meisten Furcht; ob dem aber abzuhelfen, durch die namentlich jetzt wieder so in Anregung gekommenen Leichenhäuser, würde unsere Betrachtungen zu weit führen.

Die Aerzte haben es lange versäumt, sich die diätetische Herrschaft über ihre Kranken zu erhalten; die Erfindung der Homöopathie hat sie dafür bestraft, und wenn diese auch durch den gesunden Menschenverstand über kurz oder lang wieder verdrängt seyn wird, so kann es doch für eine große Spanne Zeit nicht gelingen, dem ärztlichen Stande den Grad von blindem Vertrauen, von hingebender Zuversicht wieder zu erringen, in dem sich unsere Vorfahren, Leidende und Heilende, so wohl befanden. Es bedarf einer geringeren Kraft, sich im Besitz zu erhalten, als Verlornes wiederzugewinnen; die Zeit der absoluten Monarchie, deren der Arzt so sehr bedarf, um in ihrem ganzen Umfange die edelste aller Künste zu treiben, ist vorüber durch unsere eigene Schuld.

Die Macht, das Ansehen, der Glaube an den ärztlichen Stand wird noch geringer werden, wenn seine Priester fortfahren, nur der Krankheit, nicht dem Kranken ihr Interesse zu schenken, wenn das wissenschaftliche Streben allein von dem Faktor des Verstandes ausgeht, wenn das Herz schweigt und nur der Kopf spricht; es werden dann die unseligen Verhältnisse immer tiefer Wurzel schlagen, nach denen der Arzt nur in der Noth gesucht wird, dagegen überflüssig erscheint, wenn die Noth vorüber; sey es, daß er geholfen oder daß er den Ausspruch thut: er könne nicht helfen. Er hat dann, einem Handwerker gleich, der dem Genesenden ein neues Kleid arbeitet oder dem Gestorbenen seinen Sarg verschafft, gegen Bezahlung gethan, was zu thun ihm aufgetragen wurde. Er that seine Pflicht und kann auf seinen pflichtmäßigen Lohn Anspruch machen. Es ist aber gerade der schönste Vorzug unseres göttlichen Berufes, daß die selbstauferlegten Pflichten unendlich viel größer sind, als die, welche das Gesetz uns vorschreiben kann; und wenn so selten und schwer dem Arzte eine verkehrte oder vernachlässigte Pflichterfüllung nachgewiesen werden kann, wenn also die Wissenschaft und Kunst größtentheils über dem Handgreiflichen menschlicher Normen steht, so fühlt sich der edle Heilkünstler doppelt angetrieben, mehr zu thun, als seine Pflicht ihm vorschrieb: ganz, mit Kopf und Herz seinem Kranken anzugehören, wie dieser ihm zugehört. Ueber dem Gesetze, welches in einem Staate der Herrscher repräsentirt, hat sich dieser ein höheres Recht vorbehalten, das Recht der Gnade, und über den Pflichten, welche den Aerzten das Gesetz vorschreibt, haben sie noch eine höhere, deren Gesetzgeber sie selbst sind — es ist die Liebe in einer Wissenschaft, welche den Nebenmenschen zum Gegenstande hat und sich dadurch von jedem andern Zweige der Naturwissenschaft unterscheidet. Die Erfüllung der Liebespflichten wird aber belohnt durch Bewußtseyn; sie kommt dem Arzte, dem Kranken, ja sie kommt der Stellung des gesammten ärztlichen Standes zu Gute.

Die Findelhäuser und die Waisenhäuser.

Es ist seit einigen Jahren des Redens viel von der immer merklicheren Ausgleichung der alten Stammverschiedenheiten der europäischen Völker. Nicht nur hoffen Manche, die Zeit des ewigen Friedens und der allgemeinen Verbrüderung unter den unabhängigen Staaten rücke näher und näher; sondern noch zahlreicher sind Diejenigen, welche wenigstens der Ansicht sind, daß die Bildung der verschiedenen Stämme und die von ihr ausgehenden socialen Gestaltungen beständig gleichartiger und sich gegenseitig durchdringender werden.

Wir wollen ununtersucht lassen, ob eine solche Gleichförmigkeit sehr ersprießlich, sehr interessant und lebensfrisch wäre. Es mag dahin gestellt bleiben, ob nicht die folgerichtige und durch Fremdartiges nicht gestörte Entwicklung der von der Natur gegebenen verschiedenen nationellen Anlagen des Geistes, des Gemüths und der Einbildungskraft die Civilisation jedes einzelnen Volkes intensiv und extensiv zu steigern mehr geeignet ist, als eine Beimischung von fremdartigen Zusätzen, welche, von dem mütterlichen Stamme getrennt, leicht absterben oder wenigstens fruchtelos bleiben können, während sie doch ihrerseits einen natürlichen Schoß abtreiben und ersticken. Diese Fragen sind ohne Zweifel an sich wichtig; allein wir glauben, daß ihre Erörterung keinen praktischen Nutzen hätte; denn uns däucht die Wahrscheinlichkeit jener Verschmelzung und Gleichförmigkeit der Bildung aller europäischen Stämme sehr gering und entfernt, um nicht zu sagen lediglich nicht vorhanden.

Im Gegentheile, je genauer wir das Leben der verschiedenen Völker Europens in seinen wesentlichen Organen und Aeußerungen uns klar zu vergegenwärtigen suchen, desto häufiger wiederholt sich uns die Erfahrung, daß ganze Systeme von geselligen Einrichtungen bei den verschiedenen Stämmen durch und durch abweichend und nicht selten geradezu widersprechend geordnet sind. Wir erinnern hier nur Beispielsweise an die so verschiedene Erziehung beider Geschlechter und aller Stände in Deutschland, Frankreich und England, an die Stellung der Frauen zum Leben und zur Gesellschaft, an die Verhältnisse des Adels, an die tägliche Lebensweise u. s. w. Daß nun aber dieses einerseits die Folge einer tiefliegenden und wesentlichen Discrepanz in Grundansichten ist, andererseits aber die Verschiedenheiten der Nationalitäten immer unterhält und selbst noch weiter entwickelt, bedarf wohl keines Beweises. Wer aber wähnen möchte, daß diese Einrichtungen mit der etwa eintretenden weiteren Verbreitung derselben Umgangssitten, oder mit der gegenseitigen Bekanntschaft mit der Literatur sich ebenfalls ausgleichen werden, dürfte sich sehr irren. Selbst die Gleichheit der politischen Formen bleibt auf der Oberfläche, und anstatt tiefer in die Nationalität einzuwirken, wird vielmehr sie von ihr allmählig gefärbt und theilweise zersetzt.

Diese Verschiedenheiten sind oft um so wunderbarer, als sie uns bei Gegenständen aufstoßen, welche eine abweichende Ansicht uns, den in der gewohnten Einrichtung Befangenen, gar nicht zuzulassen scheinen, so daß nichts geeigneter ist, eine bescheidene Ansicht von der menschlichen Weisheit beizubringen, als solche Untersuchungen. Natürlich ist dies um so auffallender, wenn eine Einrichtung große und fühlbare Folgen nach sich zieht, welche sehr geeignet wären, zu tiefen Betrachtungen des ganzen Systemes und seiner Grundidee und in Folge derselben etwa zu wesentlichen Reformen aufzufordern.

Zu diesen ganz abweichend von den gebildetsten europäischen Völkern getroffenen und lange Zeit hartnäckig in dieser Verschiedenheit erhaltenen Einrichtungen, über welche anscheinend keine Divergenz der Meinung möglich seyn sollte, gehört auch die Fürsorge für hülflose Kinder. Daß eine Hülfe hier nöthig sey, daß sie von allen Theilen der Armenunterstützung der unabweisbarste, durch göttliche und menschliche Gesetze am unbedingtesten gebotene sey,

zieht Niemand in Zweifel: allein über die Art und Weise der zweckmäßigsten Einrichtung bestehen zwei wesentlich verschiedene Ansichten, welchen in ziemlich scharf abgeschnittenen Hälften den Staaten Europas zufallen. Von den Einen wird nämlich das System der Findelhäuser unterhalten, während von den Andern die Waisenhäuser oder vielmehr die erst nach vorgängiger Untersuchung geleisteten Unterstützungen als die allein passende Maßregel gepriesen werden. Und zwar ist es merkwürdig, daß sich die romanischen Völkerschaften durchgängig für die erstere Ansicht ausgesprochen haben, während die germanischen im Wesentlichen die zweite befolgen, was denn auch zu der, wegen Deutschlands freilich nicht ganz richtigen, Bezeichnung des „katholischen" und des „protestantischen" Systems der Kinderversorgung Anlaß gegeben hat. * — Falls aber Jemand, welcher diesem Gegenstande noch keine nähere Betrachtung widmete, ein nur geringes Gewicht auf diesen Unterschied legen möchte, so gedenken wir ihn von einem schweren Irrthume zurückzubringen, und ihm zu zeigen, daß diese geringfügig scheinende Verschiedenheit von den wichtigsten Folgen für die Sittlichkeit und für den Volkswohlstand ist.

Die Materie ist allerdings schon früher nicht selten besprochen worden; auch hat sich theils in Folge dieser Erörterungen, theils aus Anhänglichkeit an das einmal Bestehende wohl so ziemlich allgemein in Deutschland eine Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit des in den germanischen Staaten befolgten Systems gebildet. Allein es sind in der allerneuesten Zeit in Frankreich sehr umfassende

* Beide Eintheilungen sind allerdings nicht scharf richtig. Auf der einen Seite nämlich hat das germanische Oesterreich wenigstens in seinen großen deutschen Hauptstädten Findelhäuser, und schließt sich somit an das romanische System an. Auf der andern Seite bekennen sich zu der angeblich katholischen Einrichtung die sämmtlichen rein deutschen katholischen Staaten keineswegs. Da nun die letztere Ausnahme nicht nur die umfangreichere, sondern auch die bezeichnendere ist, da ferner das zwar ganz katholische, allein aus romanischen und germanischen Elementen gemischte Belgien auch in Beziehung auf die fraglichen Systeme gemischt erscheint: so scheint der Grund der Abweichung richtiger in der Stamm= als in der Confessions=Verschiedenheit zu liegen. Das slawische Rußland bleibt ganz außer Berechnung, da es ohne entschiedene Ansicht Fragmente von beiden Systemen in verschiedenen Oertlichkeiten unterhält.

Arbeiten über die Findelhäuser und ihre Einrichtungen unternommen worden, * bei welchen sich in wichtigen Punkten ganz neue Ergebnisse herausgestellt haben, welche manchen, früher auf guten Glauben allgemein als Wahrheit angenommenen, Satz sehr zu erschüttern vermögen. Außerdem haben sich die Grundlagen und die Folgen der beiden entgegengesetzten Systeme durch Erfahrung und Nachdenken weit schärfer als früher herausgestellt. Deßhalb, und namentlich aus dem letztern Gesichtspunkte, dürfte es wohl passend seyn, auch an dieser Stelle die verschiedenen Fragen und ihre Antworten kurz vorzuführen und deren Bedeutung für das Leben, namentlich des deutschen Volkes, genauer zu bestimmen.

Das Verhalten der Gesetze zu hülflosen Kindern ist bekanntlich in Deutschland und in den übrigen germanischen Landen im Wesentlichen Folgendes: die Verpflichtung zu Erhaltung und Erziehung der Kinder liegt vor Allem den Eltern ob. Von derselben sind selbst die unehelichen Eltern nicht befreit. Deßhalb wird, wenn irgend möglich, der uneheliche Vater obrigkeitlich ausfindig gemacht und zur Leistung einer verhältnißmäßigen Zahlung angehalten; jedenfalls bleibt die Mutter dazu verbunden. Sollten die Eltern völlig außer Stand oder nicht mehr vorhanden seyn, so

---

* Die bedeutendsten von diesen neuesten französischen Schriften sind:
Recherches administratives, statistiques et morales sur les enfans trouvés, les enfans naturels et les orphelins en France et dans plusieurs autres pays de l'Europe. Par l'abbé A. H. Gaillard. Paris et Poitiers, 1837, XII u. 408 S. 8.
Histoire statistique et morale des enfans trouvés, suivi de cent tableaux. Par J. F. Terme et J. B. Monfalcon. Paris et Lyon, II u. 502 S. gr. 8.
Des hospices d'enfans tronvés en Europe et principalement en France. Par B. B. Remacle. Paris et Strasb., X und 405 S. 8. sammt einem Atlas statistischer Tabellen.
Einige kleinere Schriften haben wir uns zu unserem Bedauern nicht zu verschaffen vermocht, was wir namentlich bedauern hinsichtlich des vom Präfecten Grafen Bondy herausgegebenen Mémoire sur la nécessité de réviser la législation actuelle concernant les enfans trouvés. (Auxerre, 1835.) Einige andere Schriften scheinen noch gar nicht erschienen zu seyn, so: Carron du Villars, Recherches sur les enfans trouvés, und besonders des russischen Staatsrath von Guroff längst versprochenes großes Werk über die Findelhäu[illegible] ganz Europa.

geht die Ernährungspflicht auf einige andere nahe Verwandte über, welche ebenfalls, wo es erforderlich ist, durch obrigkeitliche Bemühungen aufgefunden und angehalten werden. Will sich ein zum Unterhalt Verpflichteter durch Tödtung des Kindes von der Last befreien, so ist er des Mordes anzuklagen, und wäre es die uneheliche Mutter selbst. Erst in neuerer Zeit tritt wohl, wenn nicht etwa das Verbrechen durch besondere Grausamkeit gesteigert wurde, in so ferne eine Begnadigung der unnatürlichen Mutter ein, als die Todesstrafe in langjähriges Gefängniß verwandelt wird. Selbst das bloße Verlassen eines hülflosen Kindes ist für ein schweres Verbrechen erklärt, und es bleibt kein den Gerichten und der Polizei zu Gebote stehendes Mittel unversucht, um den Urheber der That zu erkunden.

Nach der Pflicht der Verwandten tritt die Verbindlichkeit zu einer öffentlichen Unterstützung ein. Zunächst pflegt diese der Gemeinde auferlegt zu seyn; ausnahmsweise jedoch nimmt auch wohl der Gesammtstaat bei Einzelnen die Verpflegung auf sich. Unter allen Umständen wird aber diese subsidiarische Hülfe erst dann thätig, wenn amtlich ausgemacht ist, daß die näher Verpflichteten nicht aufgefunden werden können oder zur Leistung völlig außer Stand sind. Höchstens mag, wo für das Leben des Kindes Gefahr auf dem Verzuge wäre, vorläufig und unter Vorbehalt späterer Rückansprüche die Obrigkeit helfend auftreten; und von selbst versteht sich, daß, wo freiwillige Wohlthätigkeit sich eines Hülflosen auf genügende Weise erbarmt, weder ein Zwang gegen Nichtwillige, wenn schon nahe Verwandte, eintritt, noch gar die öffentliche Unterstützung Platz greift. In allen diesen Beziehungen aber macht es keinen rechtlichen Unterschied, ob ein Kind erst kürzlich geboren oder schon mehr herangewachsen ist, ob es von den Eltern bereits eine Zeitlang anerkannt und ernährt wurde, oder nicht; nur ist natürlich die Form des Beistandes eine verschiedene, falls Dritte zu der Leistung desselben genöthigt sind. Hat die Gemeinde oder der Staat für ganz junge Kinder zu sorgen, so muß er für ihre Unterkunft bei Pflegemüttern sorgen, da eine öffentliche Anstalt die für solches Alter unerläßliche individuelle Pflege nicht gewähren kann. Ist eine zu diesem Auftrage fähige Verwandte, selbst die Mutter, vorhanden, so wird in der Regel diese gewählt, da man bei ihr auf besondern Eifer hoffen kann, die Unmöglichkeit aber durch den

öffentlichen Beitrag weggeräumt ist. Etwas erwachsene Schützlinge dagegen mögen gemeinschaftlich in Waisenanstalten erzogen werden; nicht selten wird aber auch bei ihnen das System fortgesetzt, sie zutrauenswürdigen Pflegeeltern zu übergeben. Jede Art von öffentlicher Unterstützung müßte aber in dem Augenblick aufhören, in welcher der Obrigkeit bekannt würde, daß die zunächst verpflichteten Verwandten in eine zur Leistung ihrer Verbindlichkeit genügende Lage gekommen seyen.

Ganz anders in Frankreich und bei den übrigen romanischen Völkern. Hier wird eine sittliche und religiöse Verpflichtung, sich von Staatswegen der gegen jede Gewaltthat und Vernachlässigung völlig schutzlosen Kinder anzunehmen, vorausgestellt. Alle andern Rücksichten und Verpflichtungen stehen dieser nach. Nun fürchtet man aber hauptsächlich von zwei Seiten Gefahren für die Kinder. Einmal besorgt man, daß uneheliche Mütter zur Versteckung der Schande und des materiellen Nachtheiles ihres Fehltrittes, oder aus Scheu vor der Last der Ernährung ihrem Neugebornen selbst den Tod geben möchten. Dann aber blickt man mit Sorge auf das Schicksal so vieler, ehelichen sowohl als unehelichen Kinder hin, welchen die Armuth, Nachlässigkeit und Schlechtigkeit der Eltern nur ein Verkommen im Schmutz und in der Vernachlässigung, einen frühen Tod nach leidenvollem und eckelhaftem Daseyn verheißen. Da man nun durch direktes Einwirken des Staats in beiden Fällen nicht glaubt die Gefahr entfernen zu können, indem die Kindsmörderin der Nachforschung und der Strafe sich werde zu entziehen hoffen, ein polizeilicher Zwang zu Reinlichkeit und liebevoller Mutterpflege an sich ein Unding sey: so erscheint es als das einzige Rettungsmittel, wenn zahlreiche öffentliche Anstalten ohne Schwierigkeit, selbst mit Gestattung tiefen Geheimnisses, jedes ihnen dargebotene Kind aufnehmen, an der Stelle der Eltern möglichst sorgfältig pflegen und bis zu seiner eigenen Erwerbsfähigkeit erziehen. Für die einmal Aufgenommenen sucht man die natürlichen Eltern keineswegs durch obrigkeitliche Schritte aufzusuchen, um sie etwa denselben zurückzugeben, sondern sie werden von der Anstalt unweigerlich erzogen, falls nicht ausdrückliche und freiwillige Rückforderungen von Verwandten, welche ihr Verhältniß zu beweisen vermögen, angestellt werden. Zu diesem Behufe werden die etwaigen Erkennungszeichen eines jeden Kindes sorgfältig aufbewahrt.—

Bei solcher leichten und völlig unbedenklichen Gelegenheit, sich der Last und der Verantwortlichkeit zu entledigen, hofft man, werde keine Mutter ihr Kind im Elend verkümmern lassen, oder gar mörderische Hand an dasselbe legen. Daher werden denn an allen Mittelpunkten einer armen Bevölkerung Findelhäuser errichtet, sey es abgesondert und nur zu diesem Zwecke, sey es verbunden mit Hospitälern, Gebärhäusern u. s. w. Allerdings wird durch solche Aufnahme kleiner Kinder die Möglichkeit nicht weggeräumt, daß der Tod oder die Flucht der Eltern auch schon etwas herangewachsene Familien jeder Pflege und Lebensmöglichkeit beraube; es ist somit neben den Findelkindern im engeren Sinne auch noch für Waisen und Verlassene zu sorgen: allein natürlich treten solche Fälle viel seltener ein, da die Mehrzahl der zu solchem Schicksale möglicherweise Bestimmten schon von Anfang an den Findelhäusern übergeben worden sind. Es bleibt somit das Findelhaus der Haupttypus der Kinderversorgung bei den romanischen Stämmen. Ihnen ist St. Vincent von Paula der Heros des mitleidigen Christenthums, während dem germanischen Nachbar das Beispiel von Hermann Franke vorleuchtet.

Welches von diesen beiden Systemen verdient nun den Vorzug? Sind wir in Deutschland auf dem rechten Wege, wenn wir vor Allem die Erfüllung der natürlichen Pflichten zu erzwingen suchen, und nur bei thatsächlicher Unmöglichkeit der Gesellschaft eine gesetzliche Verbindlichkeit auflegen? Und wäre diese Ansicht im Grundsatze richtig, sind nicht vielleicht solche nachtheilige Nebenfolgen mit ihr verbunden, daß eine Abweichung oder gänzliche Verlassung gerechtfertigt ist?

Es ist schwerlich eine Selbsttäuschung, wenn uns sowohl nach dem ersten Gefühle, als bei reiflichem Nachdenken der richtigere und sittlichere Grundgedanke der zu seyn scheint, daß vor Allem, und nach göttlichen so wie nach menschlichen Gesetzen die Eltern für den Unterhalt ihrer Kinder zu sorgen haben, die bürgerliche Gesellschaft aber nur schuldig sey, im äußersten Nothfalle einzutreten, und zwar auch dann keineswegs zunächst aus Rücksicht auf die Eltern, welche sich durch Erzeugung von Kindern, denen sie nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verschaffen können, eines strafbaren Leichtsinns und einer groben Unsittlichkeit schuldig gemacht haben, somit selbst zusehen mögen, wie sie sich durch doppelte

Anstrengung aus der Noth helfen, sondern aus Rücksicht auf die armen, schutzlosen und an ihrem Daseyn unschuldigen Geschöpfe. Wer ist denn diese bürgerliche Gesellschaft, auf deren nebelnden Namen und große Kasse die Schulden der Einzelnen so bereitwillig gewälzt werden sollen? Besteht nicht auch sie bloß aus Einzelnen, welche somit neben der Erfüllung ihrer eigenen Verbindlichkeiten auch noch die muthwillig eingegangenen oder betrügerisch unerfüllten Pflichten Anderer übernehmen sollen? Und finden wir nicht, wenn wir in unserem Falle näher treten, unter den zur Tragung fremder Last untersuchungslos Verurtheilten Viele, welche nur mit der äußersten Anstrengung den Pflichten gegen ihre eigene Familie nachzukommen vermögen, und vielleicht dieser entziehen müssen, was sie den Kindern Anderer zu geben ohne Noth gezwungen werden? Sind nicht ferner unter ihnen Manche, welche einen eigenen Herd zu gründen unterlassen oder wenigstens unbehaglich lange verschieben, weil sie erst, wie es ihre Pflicht ist, versichert seyn wollen, ob sie ihre Kinder zu erziehen im Stande seyn werden, und welche jetzt die Bastarde Anderer füttern sollen? Davon gar nicht zu reden, daß es doch eine schreiende Inconsequenz ist, wenn der Staat ohne alle Untersuchung über Nothwendigkeit und Verbindlichkeit, bloß weil ein Unbekannter es thatsächlich verlangt, eine in ihrer Gesammtheit leicht in die Millionen steigende Last über sich nimmt, während er sonst, und zwar löblicherweise, die strengsten Beweise der Rechtmäßigkeit jeder Forderung an die öffentlichen Kassen verlangt, ehe er sie anerkennt und berichtigen läßt; und daß es die gedankenloseste Unbilligkeit gegen die Steuerpflichtigen verräth, wenn, wie hier bei minder sorgfältigen Anstalten häufig geschieht, gerade diejenigen Personen, welche aus eigenen Mitteln eine Last tragen sollten und auch könnten, durch schlau berechnete Anerbieten und durch Bestechungen eine Bezahlung aus den öffentlichen Kassen für Uebernahme eben dieser Last zu erhalten wissen. Auch ist einleuchtend, daß, wenn zwar die Ansichten über die größere oder unbedeutendere Sündhaftigkeit unehelichen Geschlechtsgenusses kaum je in völlige Uebereinstimmung gebracht werden mögen, doch jedenfalls es nicht Sache des Staates ist, durch Wegräumung der natürlichen Nachtheile solcher Handlungsweise sie in ein künstlich günstiges Verhältniß zu bringen, und somit die Unsittlichkeit zu begünstigen, anstatt der entgegengesetzten Aufgabe zu genügen.

Wenn dem aber so ist, so darf offenbar nur dann von diesem Grundsatze abgewichen werden, wenn derselbe trotz seiner allgemeinen Richtigkeit mit sehr bedeutenden unentfernbaren Nachtheilen verbunden ist. Daß sich solche vorfinden, wird denn nun aber allerdings von den Anhängern des romanischen Princips behauptet. Untersuchen wir also, mit welchem Rechte.

Vor Allem wird dem germanischen Systeme die Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen die Nothwendigkeit, häufiger Kindsmorde vorgeworfen. Man beruft sich hierbei theils auf die Erfahrungen dieser und jener Zeiten und Länder, theils wird der Causalzusammenhang aprioriſch bewiesen durch die Entwicklung der Hülflosigkeit einer unehelichen Mutter und der Möglichkeit, der Geschlechtsunehre durch Beseitigung des Kindes zu entgehen. Nichts scheint auch auf den ersten Blick richtiger zu seyn, als der auf solche Weise begründete Vorwurf. Wie ist es möglich, zu denken, daß eine Mutter ruchlos genug seyn könnte, ihrem eigenen Kinde den Tod zu geben, wenn sie sich der Verlegenheit und Schande seines Daseyns auf die leichte Weise entziehen kann, daß sie es unentdeckt und ohne alle künftigen Beschwerden einer sorgsamen öffentlichen Verpflegung übergiebt? Wie kann man glauben, daß nicht die Furcht vor einer harten, vielleicht bis zur Hinrichtung steigenden Strafe die etwa noch übrig bleibenden Schwierigkeiten, namentlich die Verheimlichung von dem Augenblicke der Geburt bis zur Abgabe an das Findelhaus, in den Hintergrund drängen werde? Eben weil dieses so glaublich, so nothwendig erscheint, weil auf der andern Seite die Gründe so bedeutend sind, welche eine uneheliche Mutter zur Ermordung ihres Kindes drängen können, hat auch wirklich früher Niemand an der Wahrheit des Vorwurfes gezweifelt, welcher gegenüber von dem romanischen System dem germanischen gemacht wurde. Man hat, bei vielleicht sonstigem Tadel der Findelhäuser, ihnen wenigstens das Lob einer unbedingten Sicherungsmaaßregel gegen Kindermord bereitwillig eingeräumt. Und je nachdem Einer geneigt war, die Vernichtung so schuldloser und wehrloser Geschöpfe in rein menschlichem Sinne sehr hoch anzuschlagen, mochte er alle Folgen der unbedingten öffentlichen Unterstützung als ein weit geringeres Uebel ansehen, die Verweigerung derselben als eine auf die bürgerliche Gesellschaft zu wälzende Blutschuld betrachten. — Allein ist die Thatsache auch wirklich wahr,

weil sie wahrscheinlich ist? So viel ist wohl unbestreitbar, daß die Erzählung von häufigen Kindsmorden in fernen, vielleicht barbarischen Ländern oder frühern Zeitaltern noch nichts beweisen. Es kann diese Häufigkeit möglicherweise aus Ursachen herrühren, welche mit der Beschwerlichkeit der Ernährung eines unehelichen Kindes und der Schande seiner Erzeugung nichts zu thun haben, somit auch durch die Eröffnung der Möglichkeit einer heimlichen und beständigen Entfernung solcher Kinder lediglich nicht zu heben sind. Die Ursache kann thierische Rohheit seyn, oder bis zum Wahnsinn gesteigerter Haß gegen den treulosen Vater, oder mörderische Barmherzigkeit, welche dem Kinde die Qualen der Dürftigkeit, Mühseligkeit und Unterdrückung eines niedern und mißhandelten Standes ersparen will. Selbst religiöser Fanatismus kann der Mutter die Hand führen. Und von mehr als einer Gesellschaft oder Kaste wissen wir, daß sie ihre Kinder sämmtlich oder theilweise aus falschem Ehrgefühle oder sonst einer tief eingewurzelten Verkehrtheit mordet. Der Beweis für die Förderung der Kindsmorde durch das germanische System und umgekehrt also für die Verhinderung derselben durch das romanische wird offenbar nur geführt, wenn eine Vergleichung der im Wesentlichen unter denselben Gesittigungsbedingungen stehenden Völker beider Arten in Zahlen nachweist, daß in derselben Zeit die erstern viele, die letztern wenige Kindsmorde zu beklagen haben. Ein solche Vergleichung war früher allerdings nicht wohl möglich, weil es an den nothwendigen zuverlässigen Angaben fehlte; allein die in der jüngsten Zeit von manchen Staaten gegebenen Criminal-Statistiken machen jetzt einen Versuch möglich.

Nach den von dem französischen Justiz-Ministerium jährlich bekannt gemachten Nachrichten war die Zahl der in Frankreich während der zehn Jahre 1826—1835 bei den Gerichten anhängig gemachten Anklagen wegen Kindsmordes 984, somit jährlich 98. Angenommen, daß die Bevölkerung des Landes im Mittel während dieser Zeit sich auf 32 Millionen belief*, so ist das Verhältniß der Kindsmorde zu der Bevölkerung, wie 1 : 326,530.

In Irland, welches wenigstens in den großen Städten Findelhäuser hat, namentlich in Dublin ein sehr großes, stieg die

* Bei der Zählung von 1831 waren 32,569,223 Menschen (documens statistique sur la France, publ. par le Ministre du Commerce, S. 22.

Anzahl der Kindsmorde von 1826—1832 auf 175, also jährlich auf 25. Nimmt man die Bevölkerung im Durchschnitte auf 7,500,000 an (1830 war sie 7,767,000), so ergiebt sich ein Verhältniß von 1 : 300,000.

In England dagegen, welches schon lange keine Findelhäuser mehr hat, betrug die Zahl der gerichtlichen Anklagen während der Jahre 1810—1833, also in 24 Jahren, 339, oder im jährlichen Durchschnitt 14. Da nun die durchschnittliche Bevölkerung von England und Wales nach den drei Zählungen von 1810, 1820 und 1830 sich auf 12,012,275 beläuft, so ist das Verhältniß der Kindsmorde wie 1 : 856,581.

In Württemberg ist nach den amtlichen Nachrichten in Memminger's Jahrbüchern die Zahl der zur gerichtlichen Erledigung gekommenen Fälle von Kindsmord außerordentlich verschieden. Während in den Jahren 1834—1836 nur je 4 abzurügen waren, kamen in den vorangehenden 18 Monaten deren 20 zur Untersuchung, und im J. 1829—1830 wurden gar 31 erledigt. Da lediglich keine Veränderung in der einschlagenden Gesetzgebung oder sonst in irgend einem wesentlichen Theile des Volkszustandes eingetreten ist, so ist dieses Schwanken unerklärlich, und es muß jeden Falles eine längere Erfahrung zur Feststellung eines bestimmten Resultates erwartet werden. Sollte die jetzige kleine Zahl die Normalgröße seyn, so würde sich ein Verhältniß von 1 : 400,000 ergeben.

In Baden kamen in den Jahren von 1830—1834 jährlich 5 bis 6 Kindsmorde zur gerichtlichen Behandlung, so daß ein Verhältniß von etwa 1 : 250,000 dadurch sich ergiebt.

Sind nun wohl auch diese Angaben nicht zahlreich, noch der Zeit nach umfassend genug, um schon aus ihnen eine bestimmte Zahlenformel ableiten zu können, so ergiebt sich doch wenigstens mit Gewißheit daraus die Thatsache, daß die Abwesenheit der Findelhäuser keineswegs die Kindsmorde auf eine fühlbare Weise steigert. Man ist aber um so mehr berechtigt, diesen wichtigen Satz für bewiesen anzunehmen, als derselbe noch durch zwei auffallende specielle Thatsachen bestätigt ward. Die erste ergab sich in Frankreich. Als nämlich in den Jahren 1834 und 1835 in 24 verschiedenen Departements ein Theil der zur Annahme von Findelkindern bestimmten Einrichtungen (tours) aus Sparsamkeit und versuchsweise aufgehoben wurde, und nun mit Recht eine solche

Veränderung des gewohnten Zustandes eine bedeutende Vermehrung der Kindsmorde befürchten ließ, trat vielmehr das Gegentheil ein. Es nahm nämlich in dreizehn dieser Departements die Zahl der Kindsmorde sogar ab, in einem blieb sie gleich, und nur in neun derselben nahm sie zu. Daß aber dieses Ergebniß nicht etwa von allgemeinen Ursachen herrührte, beweist der Umstand, daß in derselben Zeit in den 54 übrigen Departements, welche keine Veränderung in den bestehenden Einrichtungen eintreten ließen, die Zahl der Kindsmorde im Ganzen bedeutend im Steigen war. Während nämlich in 25 derselben eine Verminderung im Verhältniß von 18,5 zu 100 eintrat, stieg in den 29 andern die Zahl um 40,5 vom Hundert. Die zweite Thatsache liefert Belgien. Von dessen Provinzen haben 5 Findelanstalten, 4 andere dagegen besitzen keine. Nach den Gerichtslisten von 1826 — 1829 war nun das Verhältniß der Kindsmorde zur Bevölkerung in den erstern wie 1 zu 109,942, in den zweiten dagegen nur wie 1: 136,662. — Der Hauptvorwurf, welcher der germanischen Einrichtung gemacht wird, erscheint somit als völlig unbegründet, und nichts ist unrichtiger, als die Annahme, daß die Tausende von Findlingen, welche in die Anstalten der romanischen Länder aufgenommen werden, der Ermordung durch die Hand der eigenen Mutter verfallen seyn würden. Selbst Vertheidiger der Findelhäuser, wie z. B. die HH. Terme und Monfalcon, geben dieses unumwunden zu, ja sie gehen — übrigens wohl ohne zureichende Begründung — so weit, anzunehmen, daß in den Ländern des romanischen Systemes sogar eine größere Anzahl von Kindsmorden vorfalle.

Noch weniger kann es einem Anstande unterliegen, die Behauptung zurückzuweisen, daß wenigstens zahllosen Aussetzungen von Kindern durch das Bestehen der Findelhäuser vorgebeugt werde. Hier braucht es nicht vieler Worte, noch statistischer Nachweisungen. Wir berufen uns lediglich auf die notorische Thatsache, daß in den germanischen Ländern dergleichen Aussetzungen unendlich selten vorkommen. Es können Jahre vergehen, ehe man in den bevölkertsten Bezirken, selbst in großen Städten, nur ein einziges Mal von einem solchen Falle hört, und das große Aufsehen, welches es immer macht, die angestrengten Bemühungen der Polizei, welche alsbald eintreten, zum Behufe der Entdeckung des Thäters, beweisen am deutlichsten, wie wenig man durch die Häufigkeit der

Handlung abgestumpft ist. Das berühmte Beispiel von Mainz beweist am deutlichsten, wie wenig eine Folge des Mangels von Findelhäusern eine große Anzahl von Aussetzungen ist. In dieser, bei ihrer großen Besatzung und dem lebhaften Verkehre mit vielfacher geschlechtlicher Verdorbenheit heimgesuchten Stadt fanden in den Jahren 1799—1811 nur 30 Kinderaussetzungen statt. Von der Errichtung eines Findelhauses im J. 1811 an wurden demselben in 40 Monaten 516 Kinder übergeben. Die Wiederaufhebung der Anstalt hatte in den nächsten 9 Jahren nur 7 Aussetzungen zur Folge! Ein ganz ähnliches Ergebniß hatte auch die Errichtung und die Wiederaufhebung des Findelhaussystems in Genf.

Wir begnügen uns aber nicht mit der bloßen negativen Zurückweisung eines ungegründeten Vorwurfes, sondern wir wagen sogar die, freilich nur auf allgemeine Beobachtung und individuellen Eindruck, nicht aber auf genaue statistische Nachweisungen gegründete, Behauptung, daß Kindes-Aussetzungen weit häufiger in den mit Findelhäusern versehenen Ländern vorkommen, als da, wo deren keine bestehen. Ein zureichender Grund scheint auch nahe genug zu liegen. Wo der Staat nicht selbst durch Eröffnung eigener Anstalten zur Weggabe der Kinder auffordert, sondern vielmehr deren Erziehung den Eltern als unbedingte Pflicht anmuthet, kommen die letztern schon selbst viel weniger auf den Gedanken einer Entledigung ihrer Last. Außerdem ist die Gefahr der Entdeckung viel zu groß, da kein Findelhaus als der Aufenthalt eines vermißten Kindes, nach welchem die Behörden Nachfrage halten, angegeben werden kann. Die Einwendung aber, daß eine einfache, das Leben des Kindes jedenfalls bedrohende Aussetzung unmöglich da erwartet werden könne, wo die Ueberlieferung an eine öffentliche Anstalt fast eben so leicht, für die Mutter aber doch so viel beruhigender sey, wird dadurch beseitigt, daß die systematisch gepflegte Gewissenlosigkeit und Unnatur am Ende selbst die kleine Mühe eines Ganges zum Findelhause scheut. Mag es somit seyn, daß in gewissen Zeiten und Ländern, welche keine Findelhäuser hatten, Aussetzungen von Kindern in schaudererregendem Maaße vorkommen, so folgt daraus noch keineswegs, daß überall, wo keine Findelhäuser sind, dieses Verbrechen sich zeigen muß, noch auch, daß zur Wegräumung jenes örtlichen oder zeitlichen Uebelstandes die Errichtung von Findelhäusern das geeignete oder gar das einzige Mittel ist.

Eine strenge Polizei und Rechtspflege, verbunden mit einer vernünftigen allgemeinen Armenfürsorge und möglichster Förderung der sittlichen und geistigen Erziehung der Masse des Volkes sind unzweifelhaft richtigere und kräftigere Mittel.

Wenn es ferner als wesentlicher Nachtheil des germanischen Systems getadelt wird, daß bei demselben die Kinder der Armen großer Vernachläßigung, und in Folge derselben theils einer unverhältnißmäßigen Sterblichkeit, theils einem leicht möglichen sittlichen Untergange ausgesetzt bleiben: so ist zwar allerdings an sich sowohl die bedeutend größere Sterblichkeit der Kinder der ärmern Klassen nur allzu richtig, als die, in ungünstigen Umständen so leicht sich entwickelnde, sittliche und rechtliche Verdorbenheit vieler aus ihrer Mitte unwidersprechlich; und es wäre ein höchst wichtiges Moment zur Entscheidung des Streites, wenn die Findelhäuser wirklich den physischen oder den moralischen Tod von den Kindern der Armuth abzuhalten im Stande wären. Allein ist dem auch wirklich so? Leider nein; vielmehr ist gerade das Gegentheil die Wahrheit.

Vorerst ist wohl die Bemerkung an der Stelle, daß ein grober Irrthum bei gewissen eifrigen Vertheidigern der Findelhäuser obwaltet, wenn diese bei dem germanischen System eine völlige Ueberlassung hülfloser Kinder an die zufällige Wohlthätigkeit der Einzelnen annehmen. Die wirklich Hülfsbedürftigen werden auch hier unterstützt, sogar auf öffentliche Kosten; nur wird erst die Bedürftigkeit untersucht, und nicht Unterstützung blind hingeworfen. Von Hungern und zu Grunde gehen lassen ist somit nicht entfernt die Rede, wie dieses auch der tägliche Anblick unserer Länder beweißt. Der wirkliche Unterschied besteht nur darin, daß bei dem germanischen System gar viele Kinder in der Verpflegung ihrer Eltern oder sonstigen Verwandten bleiben, welche die Findelhäuser ohne weiteres unter die öffentlichen Pfleglinge aufgenommen hätten. Nun mag allerdings, in der Regel wenigstens, kein großer Wohlstand in jenen Familien seyn; allein eigentliche Dürftigkeit herrscht auch nicht, sonst würde ja Unterstützung gewährt.

Betrachten wir nun auf diese Weise ins rechte Licht gesetzt den Vorwurf der Vernachläßigung der Kinder, und zwar zuerst die angebliche größere Sterblichkeit derselben. Hier kann gar kein Zweifel über die völlige Grundlosigkeit des Tadels seyn.

Wenige Thatsachen sind besser bewiesen, als die ganz ungewöhnlich große Sterblichkeit der Findlinge. Sind auch allerdings in Folge zweckmäßiger Behandlung, namentlich der möglichst baldigen Entfernung der Kinder zu Pflegmüttern auf dem Lande, die früher schaudererregenden Todtenlisten etwas kleiner geworden, so ist doch auch noch in der neuesten Zeit die Zahl der Todesfälle groß genug. In Madrid starben im ersten Jahre von 100 Findlingen 67, ebenso viele in Neapel, in Wien 92, in Brüssel 56, in Paris 72, in ganz Frankreich 60. Von 19,420 im Laufe von zwanzig Jahren in Dublin aufgenommenen waren nur noch 2000 am Leben, in Moskau von 37,600 nur 7000, in Petersburg von den in den J. 1832—1835 aufgenommen 25,624 Kindern starben in den Jahren der Aufnahme 12,290, somit von 112 je 55, und von etwa 18,000 Pfleglingen jeden Alters bis zum 20sten Jahre starben 4563 in dem einzigen Jahre 1836. Bedenkt man nun, daß nach den neuesten und zuverlässigsten Beobachtungen, z. B. von Casper, Quetelet u. s. w., die allgemeine Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre sich etwa auf 25 vom Hundert beläuft, auf dem Lande auch wohl kaum 20 erreicht, so ergiebt sich hieraus die ungeheure Sterblichkeit der Findelkinder, und die Unrichtigkeit der Behauptung, daß die Findelhäuser den Kindern der Armen zur Lebensrettung dienen. Sie sind im Gegentheile deren gefährlichste Feinde. Und wie wäre es auch anders möglich? Der Transport der Neugebornen zu der Anstalt, vielleicht manche Meilen weit bei ungünstiger Witterung; der Mangel an Einzeln-Pflege im Hause; die häufig in solchem herrschenden ansteckenden Krankheiten; die Reise zur Amme, und noch so mancher weitere, selbst bei der besten Einrichtung unvermeidliche, Uebelstand sind eben so viele Todes-Ursachen. Nun denke man sich aber nur Eine schlecht gewählte Maaßregel, Nachlässigkeit oder üblen Willen in nur einem dieser Stadien: was müssen die Folgen hiervon seyn?

Schwieriger freilich ist es, in Zahlen den Beweis zu liefern, daß auch die *sittliche* Verwahrlosung der in ihren Familien auferzogenen Kinder eine geringere ist, als die der Findelkinder; allein nicht nur lassen sich allgemeine Gründe anführen, welche kaum weniger als eine moralische Nothwendigkeit dieser Thatsache bilden, sondern es sind auch einzelne positive Belege vorhanden. Was vorerst die allgemeinen Gründe betrifft, so braucht man sich nur

die Lage eines Findlings deutlich zu vergegenwärtigen, um einzusehen, daß kaum ein Verhältniß des menschlichen Lebens so ungeeignet ist, von Vergehen abzuhalten und zum Guten den Willen zu stärken, als eben die Laufbahn des Findlings und seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft. Von seiner zartesten Kindheit an ist er Miethlingen überantwortet, bei welchen nur selten die natürliche Gutmüthigkeit und das höhere Pflichtgefühl über die Rohheit der Sitten und der Gesinnung so weit obwalten wird, um ihn vor gänzlicher Vernachlässigung und selbst vor positiven Mißhandlungen zu schützen. Erziehen solche Menschen ihre eigenen Kinder oft elend genug, was ist von ihnen zu erwarten für einen Fremden, der nur in so fern ein Interesse für sie hat, als er für das geringe Kostgeld wenig ißt und geringe geistige und körperliche Mühe macht? Dazu nehme man die wohl in der Regel eintretende erbitternde Verhöhnung der Familien- und Schutzlosen durch ihre Gespielen und alle ihre Umgebung. So frühe als möglich aus der öffentlichen Verpflegung entlassen und ohne einen weitern Anspruch an dieselbe, welcher die bisherige Last nur zu lange schon währte, nur selten von den bisherigen Pflegeeltern in ihre Familien aufgenommen, stehen die Unglücklichen in der Welt, ohne irgend eine theilnehmende Seele, ohne Scheu, durch ihre Fehler Eltern, Geschwister, Verwandte zu betrüben, oder einen ehrenwerthen Namen zu beflecken, ohne irgend eine Unterstützung in Verlegenheit und Noth, ohne einen Heller Vermögen. Wer wird läugnen wollen, daß unter diesen Umständen ein Abweichen von dem rechten Wege wahrscheinlich, daß selbst ein völliges Versinken nur allzusehr motivirt ist, und daß selbst die gewöhnlichste Erziehung der Kinder armer Familien immer noch weit mehr Elemente eines rechtlichen und sittlichen Gedeihens enthält? — Dem entsprechen denn aber auch die Thatsachen, so weit sie uns bekannt sind. Daß die große Menge der in den Findelhäusern gewesenen Mädchen ein höchst ausschweifendes Leben führe, bestätigt Parent-Duchatelet. Eben so ist bekannt, daß unter den Landstreichern und gewerbmäßigen Dieben viele Findlinge sind; in Belgien waren unter 16,878 Gefangenen in den Centralgef[illegible] nicht weniger als 594 Findlinge.

Am wenigsten endlich ist der Vor[illegible] die Anhänger der Findelhäuser in dem Bew[illegible]

Unkosten dieser Anstalten unserem Systeme zu machen lieben, nämlich daß wir uns durch Berufung auf die Nothwendigkeit einer verständigen Armenpflege, der Pflicht, für die nothleidenden Brüder zu sorgen, namentlich den unschuldigen Kindern ihr hartes Loos zu versüßen, zu einem bedeutenden Theile gleisnerisch zu entziehen wissen. Nichts ist ferner von unserm Sinne und von den besten Beweisen desselben, unsern Handlungen. Hier spricht allzulaut der in den germanischen (nicht auch in den romanischen) Ländern fast allgemein durchgeführte Grundsatz, daß jede Gemeinde für ihre Armen zu sorgen hat; es sprechen die zahlreichen Waisenhäuser, die bedeutenden Summen, welche nach gepflogener Untersuchung des eigenen Unvermögens für die Erhaltung armer Kinder gegeben werden. Besonders aber dürfen wir uns auf jene zahlreichen Anstalten und Vereine zur Erziehung verwahrloster Kinder berufen, welche lediglich durch die eben so umfangreiche als richtig überlegende Wohlthätigkeit von Privatpersonen gestiftet, mit frommem, aufopferndem Sinne unterhalten werden, und welche — wie namentlich die württembergischen Anstalten dieser Art — selbst die anerkennende Aufmerksamkeit unserer überrheinischen Nachbarn auf sich gezogen haben. Nein, nicht um einer Pflicht sich zu entziehen, legen die germanischen Völker keine Findelhäuser an, sondern weil sie in blinder und sogar entsittlichender Geldverschwendung keine richtige und bewußte Pflichterfüllung finden. Sie sind der Ansicht, daß zwar wohl die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte thue, daß aber wohl diese selbst es wissen müsse.

Hiermit dürfte wohl der Beweis geliefert seyn, daß die dem germanischen Systeme gemachten Vorwürfe theils thatsächlich nicht begründet sind, theils sogar das romanische System in einem noch höheren Grade treffen. Ein Grund also, von dem richtigen Princip abzuweichen, ist an und für sich nicht vorhanden. Allein jede Lust dazu muß bis auf die letzte Spur verschwinden, wenn man diejenigen üblen Folgen ins Auge faßt, welche das romanische System zum wahren Fluche für die von ihm angesteckten Länder machten, trotz aller National-Vorurtheile doch am Ende durch ihr unabweisbares Daseyn die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, und immer mehr und mehr die denkenden Köpfe gegen dasselbe vereinigen. Es sind aber diese Nachtheile theils sittlicher, theils wirthschaftlicher Art.

In sittlicher Beziehung haben wir uns übrigens vor Allem zu hüten vor einem ungerechten Vorwurfe. Es ist nämlich ohne Zweifel wohl Jeder geneigt, einen ungünstigen Einfluß der Findelhäuser auf die Geschlechtsverhältnisse anzunehmen. Weit wenigere Rücksichten, denkt man nämlich, sprechen in einem Lande für die Enthaltsamkeit besonders des weiblichen Geschlechtes, wo der Staat selbst den größten Theil der materiellen Folgen der Ausschweifungen abnimmt und somit außerehelichen Genuß und namentlich Concubinat erleichtert. Hier täuscht man sich aber doch, und es verhält sich, wie anderer Seits mit der vermuthlichen Vermehrung der Kindsmorde bei dem germanischen Systeme. Das Wahrscheinliche ist nicht die Wahrheit. Genaue statistische Untersuchungen zeigen, daß die Zahl der unehelichen Geburten keineswegs in den Ländern des romanischen Systems größer ist, als in den Ländern ohne Findelhäuser. Während nämlich z. B. in Frankreich auf 100 Geborene nur 7,5, in Portugal 10, in Neapel und Sicilien 4,4 Uneheliche kommen, beträgt die Zahl in Preußen 7,4, in Hannover 8,4, in Schweden 7,4, in Württemberg und Sachsen über 13, im Großherzogthum Hessen 17,5, in Baiern gar 20. Auch mag hier die Erfahrung angeführt werden, daß in Frankreich diejenigen Departements, welche die meisten Anstalten zur unbemerkten Aufnahme von Findelkindern (tours) haben, keineswegs diejenigen sind, welche die meisten unehelichen Geburten zählen, und umgekehrt. Daß die Findelhäuser ganz ohne Einwirkung seyen, ist nun zwar allerdings auch bei diesen geringeren Zahlen nicht anzunehmen; allein es ist klar, daß andere weit wichtigere Ursachen auf die geschlechtlichen Verhältnisse der Völker viel bedeutender einwirken, und daß somit die Findelhäuser jedenfalls nur eine untergeordnete Stellung in dieser Beziehung einnehmen. — Dagegen aber ist eine andere sehr wichtige sittliche Folge nicht zu läugnen, nämlich die durch diese Anstalten veranlaßte Auflösung der Familienbande. Es war immer bekannt, ist aber erst durch die neuen Erforschungen der Zahlenverhältnisse noch genauer erkundet worden, daß keineswegs bloß uneheliche Kinder den Findelhäusern übergeben werden, sondern vielmehr ein bedeutender Theil der Findlinge aus gesetzlichen Ehen stammt. Nach den Berechnungen der Administration der Pariser Hospitäler ergiebt sich nämlich für die Jahre 1804 bis 1833 ein Durchschnitt von 8 ehelichen Kindern unter je 100

Findlingen (im Jahr 1832 stieg die Zahl auf 14); in Poitiers beträgt der Durchschnitt für die Jahre 1806—1836 11 von 100; in Parthenay betrug in den Jahren 1830—1835 die Zahl 5 von 100; an zwei andern Orten 9 und 12. An manchen Orten geht sogar die Unnatur so weit, daß mehr eheliche als uneheliche Kinder den Findelhäusern übergeben werden. Namentlich ist dies der Fall in gewissen Fabrikorten. Und zwar versichern sehr wohl unterrichtete Männer, daß die Eltern solcher Kinder keineswegs immer zu den ärmsten gehören. Einzelne schaudererregende Beispiele von Rohheit und Gewissenlosigkeit werden uns in dieser Beziehung erzählt. Mag nun allerdings auch ein Theil dieser den Findelhäusern übergebenen ehelichen Kinder später von den Eltern wieder zurückgefordert und dadurch wenigstens das Unrecht in etwas wieder gut gemacht werden, so ist dies doch, wie Zahlen beweisen, weit nicht bei allen der Fall. * Nun aber läßt sich doch nicht eine größere Depravation, ein empörenderes Mißachten aller sittlichen Pflichten denken, als eine solche Ueberlassung der ehelichen Kinder an ein Findelhaus. Um sich die Mühe und die Kosten der Erziehung zu ersparen, setzen diese gewissenlosen Eltern ihre Kinder nicht nur einer bedeutenden, wenigstens um das doppelte stärkeren, Todesgefahr aus, sondern sie überantworten sie den so leicht möglichen Mißhandlungen von Miethlingen, einer wahrscheinlich schlechten Erziehung, einer völlig hülflosen und unbewachten Jugend, somit der offenbarsten Gefahr sittlichen Unterganges; sie berauben sie jedes Anspruches auf Verwandtenliebe, jeder Möglichkeit einer Erbschaft, ja selbst ihres Namens. Und hierzu gibt der Staat Gelegenheit, bringt schwere Opfer! Ein schlechtes Entschuldigungsmittel aber ist es, wenn man berechnet, daß z. B. in Frankreich diese in die Findelhäuser geworfenen ehelichen Kinder nur etwa den hundertsten Theil der gesammten ehelichen Geburten ausmachen.

---

* In ganz Frankreich wurde in den Jahren 1824—1833 etwa der zehnte Findling von den Eltern oder dritten Personen wieder abgefordert; in Paris rechnet man jedoch im Durchschnitte nur auf die Abforderung des hundertsten; in Belgien ist es der achtundzwanzigste. Dabei ist überdies wohl zu bemerken, daß unter den abgeforderten eben so gut uneheliche als eheliche sind, so daß sich die Zahl der wieder zurückgeforderten ehelichen Kinder auf ein Minimum beschränkt.

Ist dieses Verhältniß nicht bedeutend genug? Und würde Jemand wagen, von irgend einer andern Unordnung im Staate, z. B. von einer Räuberbande, entschuldigend anzuführen, sie verschlinge jährlich nur ja den hundertsten Theil der Bevölkerung? Nach den Bestimmungen des deutschen Bundes wird etwa jährlich der fünfhundertste Theil der Bevölkerung zu den Waffen gerufen. Wenn nun diese Ausgehobenen alljährlich sammt und sonders physisch und sittlich zu Grunde gingen, würde sicher dies Niemand gleichgültig finden; in den Findelhäusern aber ist das Verhältniß der ehelichen Kinder zur Gesammtbevölkerung sogar noch ein fünfmal stärkeres. Wir sind aber berechtigt, diese höchst üble Folge des romanischen Systems als eine mit demselben wesentlich verbundene zu betrachten, weil offenbar das einzige denkbare Mittel gegen die Ueberlieferung ehelicher Kinder eine der Aufnahme vorangehende Untersuchung aller Verhältnisse wäre, diese aber der ganzen Idee der Findelhäuser so zuwider ist, daß sie vielmehr ein völliges Aufgeben derselben und ein Uebertreten zum germanischen Systeme genannt werden müßte. — Wäre gegen die Findelhäuser nichts einzuwenden, als nur diese Gelegenheit zur Aufgebung ehelicher Kinder, sie müßten schon als eine verderbliche Anstalt verlassen werden.

Hierzu kommen aber noch die wirklich ungeheuren wirthschaftlichen Opfer, welche diese blinde und ununterschiedene Unterstützung verlassener Kinder dem öffentlichen Wesen verursacht. Nicht nur ist die Zahl der Findelkinder an sich schon sehr groß, sondern, was noch schlimmer ist, sie wächst überall und stetig in solchen Verhältnissen, daß die Kosten unerschwinglich zu werden drohen. Die Belästigung ist so groß, daß selbst in solchen Ländern, welche aus National-Vorurtheil und National-Eitelkeit für das System der Findelhäuser sehr eingenommen waren, eine ernstliche Reaction eingetreten ist, und man sich um Hülfe gegen das vorhandene und noch mehr gegen das künftige noch größere Uebel umzusehen begonnen hat. Ist man doch für Mißstände, welche den Geldpunkt betreffen, sehr empfindlich, und bei ihnen von der Nothwendigkeit einer schnellen Abhülfe früher überzeugt, als bei bloß sittlichen Uebeln. Dies ist namentlich in Frankreich der Fall, wo theils die Beschlüsse und Klagen sehr vieler Departementalräthe, theils die Preisfragen mehrerer Provinzial-Akademien (in Bourg

Macon und Nismes) und der Gesellschaft für wohlthätige Anstalten in Paris das Gefühl der Noth bezeugen, sogar schon mehrerlei bedeutende und weitgreifende Maaßregeln der Verwaltung den festen Entschluß Hülfe zu schaffen beweisen. Es ist der Mühe werth, diese Thatsachen und Plane etwas näher zu betrachten, da sie viel zur festen und richtigen Ansicht in der Sache beitragen; denn wenn schon aus Mangel an näheren Nachrichten nicht auch von allen übrigen Ländern des romanischen Systems ähnliche Erfahrungen nachgewiesen werden können, so darf doch, weil dieselben Ursachen im Wesentlichen dieselben Folgen überall haben müssen, ein allgemeiner Schluß aus den französischen Zuständen mit Recht gemacht worden.

Was vorerst die steigende Zahl der Pfleglinge betrifft, so berechnete man, daß im Jahr 1784 etwa 40,000 Findelkinder in Frankreich waren; im Jahr 1798 waren sie auf 51,000 gestiegen; im Jahr 1818 waren ihrer 98,100, im Jahr 1833 berechnet man sie auf 119,930. Die genauen Nachweisungen einzelner Findelhäuser zeigen dieselbe, zum Theile selbst eine noch weit größere Vermehrung. Im Jahr 1670 kamen in Paris nur 312 Aufnahmen vor; 1680 waren ihrer schon 890; 1730 stiegen sie auf 2401; 1790 auf 5700; 1829 auf 7850; 1833 wenigstens auf 8136. Im Hospital von Lyon betrug die Zahl der aufgenommenen Kinder im Jahr 1700 nur 582; im Jahr 1760 schon 863; 1780 waren 1535; 1820 aber 1681, und im Jahr 1836 gar 1865. In beiden Fällen schwankte die Zahl zuweilen, namentlich kamen sehr viel weniger Aufnahmen während der Revolution vor; hauptsächlich wohl wegen der damaligen Zerrüttung der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und der daraus folgenden schauderhaft schlechten Verpflegung der Kinder; allein wenn die künftige Vermehrung den wesentlichen Gang des bisherigen Zuwachses einhält, — und es ist kein Grund vorhanden hieran zu zweifeln, wenn das System aufrecht erhalten wird, — so würde Frankreich in 25 Jahren etwa 250,000 Findlinge zu verpflegen haben. Daß aber diese Vermehrung nicht aus rein örtlichen und nationellen Ursachen herrührt, sondern aus der Einrichtung selbst, beweist das Beispiel von Belgien. In den Jahren 1815—1822 stieg auch hier die Mittelzahl der in die Findelhäuser aufgenommenen Kinder von 10,953 auf 12,700, und zwar war im letzten Jahre nicht einmal die höchste

Zahl, da im Jahr 1820 ihrer sogar 13,366 waren. Die Vertheidiger der Findelhäuser, namentlich der Abbé Gaillard, haben gegen diese Zahlenerhöhung anzuführen gesucht, daß auch die Bevölkerung sehr gestiegen sey, und somit das Verhältniß der Findelkinder zu der Gesammtzahl des Volkes jetzt ein kleineres sey, als die nackte Zahl, verglichen mit früheren Zahlen, darstelle. Diese Bemerkung ist allerdings richtig, allein sie reicht doch weit nicht aus, um den Unterschied zu entfernen. Wenn man z. B. bei Anfang der Revolution die Bevölkerung von Frankreich auf etwa 24 Millionen schätzte, sie aber in der hier besprochenen Periode um 8 Millionen zugenommen hat, so sollte offenbar im Jahr 1833 die Gesammtzahl der Findelkinder nur etwas über 53,000, nicht aber 120,000 betragen. Der Grund muß somit anderswo liegen, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht namentlich zwei Umstände wesentlich mitgewirkt haben. Einmal darf wohl angenommen werden, daß je länger eine öffentliche Anstalt besteht, welche den Eltern ihre Kinder abzunehmen sich anbietet, und je länger dieselbe in weiten Kreisen wirklich benützt wird, desto mehr auch immer die natürliche Scheu vor der unsittlichen Handlung der Verlassung des eigenen Kindes abnimmt. So etwas wirkt in geometrischer Progression. Zweitens aber trägt gewiß die bedeutende Verbesserung der Verpflegung der Findelkinder, namentlich die jetzt bei weitem größere Lebenswahrscheinlichkeit derselben, zur häufigeren Benützung der Anstalt bei. Gar manche Mutter, welche ihr Kind einem fast sicheren Tode nicht bloßgegeben hätte, wagt jetzt eine Entäußerung desselben, da doch einige Glücksfälle für dasselbe bestehen. Bewahre uns der Himmel, daß wir deshalb gegen diese Verbesserung sprechen; allein daß die Folgen derselben auf eine falsche Grundlage des ganzen Systems hinweisen, mag doch immerhin bemerkt werden.

Natürlich nahmen dann auch die Kosten der Verpflegung in demselben Verhältnisse zu. Bei der Gründung des ersten Findelhauses in Frankreich rechnete man auf eine jährliche Ausgabe von 40,000 Fr.; bald aber stieg dieselbe weit über alle Voranschläge hinaus, und als der Staat, durch diese Noth veranlaßt, die Beitragspflicht regelmäßig vertheilte, der Gesammtheit, den Departements und den Gemeinden ihren Theiler zuschrieb, so wurde aus übel ärger, eben wegen der Sicherung der Unterhaltungsmöglichkeit.

Nach und nach beliefen sich die Gesammtkosten für Frankreich auf mehr als 10 Millionen Franken jährlich (1824 auf 9,800,212; 1832 auf 10,258,800), und in den Jahren 1824 bis 1833 wurden 97,775,613 Franken ausgegeben, von welchen die Findelhäuser aus eigenem Vermögen etwa 11½ Millionen, die vom Staate angewiesenen Mittel (Strafen u. s. w.) 2 Millionen, die Gemeinden 21½ Millionen, die Departements aber gegen 60 Millionen bezahlten. Das Departement der Rhone, mit Lyon, hat jährlich etwa 700,000 Franken (1824 noch 560,040, 1832 aber 708,041) zu diesem Zwecke auszugeben; in Paris steigt es jährlich über 1,600,000 Franken. Und zwar ist diese Vermehrung eingetreten, obgleich die Verpflegung des einzelnen Kindes jetzt nicht unbedeutend wohlfeiler bestritten wird, so z. B. in Lyon im J. 1833 mit 66 Fr. 87 Cent. jährlich, während 1826 noch 83 Fr. 46 Cent. bezahlt wurden; in Paris aber 1824 noch 119 Fr. 82 Cent., im J. 1833 nur 104 Fr. 45 Cent. nöthig waren. — Die Folgen dieser schweren und immer steigenden Last sind aber, daß die Departements für den Volksunterricht das Genügende nicht zu thun vermögen, daß sie die Straßen, die öffentlichen Denkmale nicht unterhalten, für Förderung des Ackerbaues nichts thun können, oder daß sie die Steuerpflichtigen mit Zusatz-Centimen zu erdrücken genöthigt sind.

Kein Wunder, daß man sich nach Hülfe umsieht. Leider sind die bisher gewählten Mittel kaum von der Art, daß sie einen wesentlichen Einfluß ausüben können, da sie den Grundfehler des ganzen Systemes unangetastet lassen. Sie bestehen nämlich einmal in der Verminderung der Zahl der Aufnahme-Cylinder (tours), und zweitens in der Versetzung der Findlinge in entferntere Gegenden. Durch die erstere Maaßregel soll natürlich die Gelegenheit zur Uebergabe von Findlingen erschwert werden, indem jetzt eine entferntere Reise nothwendig wird. Die andere Einrichtung dagegen hat zum Zwecke, die verschiedenen Machinationen abzuschneiden, durch welche die Mütter von Findelkindern es dahin zu bringen wußten, daß gerade ihnen ihre eigenen Kinder wieder in die Kost gegeben wurden. Es soll ihnen selbst die Leichtigkeit einer unmittelbaren Beobachtung derselben entzogen werden, wodurch man nicht nur eine Verminderung der Zahl der Aussetzungen, sondern selbst die Zurücknahme manches Findlings durch seine Eltern zu

bewerkstelligen hofft. Unzweifelhaft sind beide Mittel nicht ganz wirkungslos geblieben, und namentlich hat eine strenge Durchführung der letztern Maaßregel in manchen Departements eine bedeutende Anzahl von Rücknahmen veranlaßt. Allein es fällt in die Augen, daß Beides doch nur Palliative sind, und zwar begleitet von übeln Nebenwirkungen. Die bloße Verminderung der Zahl der Aufnahme-Cylinder verhindert bei entschiedenem Willen die Aussetzung des Kindes keineswegs, sondern nöthigt nur zu weiteren Reisen mit dem zu verlassenden Kinde. Hierunter hat aber nur das letztere zu leiden, und nicht selten wird es bei schlechtem Wetter und bei Kälte die Maaßregel mit dem Leben zahlen müssen. Davon nicht zu reden, daß es doch eine offenbare Inconsequenz ist, die Pflicht des Staates zur unbedingten und ununtersuchten Aufnahme auszusprechen und im Grundsatze aufrecht zu erhalten, die Möglichkeit der Ausübung aber mechanisch zu vermindern; ferner, daß eine Ungleichheit unter den Bewohnern verschiedener Oertlichkeiten eingeführt wird, welche doch alle gleiche Ansprüche an die öffentlichen Anstalten haben, indem alle gleichmäßig zu ihrer Erhaltung beitragen müssen. Die Verpflanzung der Findlinge in entferntere Gegenden aber hielt eines Theiles diejenigen, welche sich um das Schicksal ihrer Kinder nicht weiter bekümmern wollen und können, nicht von der Uebergabe derselben an die öffentliche Verpflegung ab; anderer Seits verletzt sie das Gefühl als eine Grausamkeit. Es ist hart für die Eltern und für die Kinder, durch eine solche Berechnung getrennt zu werden, und es gereicht Niemand zum Vortheile, wenn einer Mutter die Pflege ihres Kindes entzogen und dasselbe einer Fremden übertragen wird. Hier zeigt sich der Fehler der Grundlage. Man nehme keine Kinder in öffentliche Verpflegung, wenn es nicht nöthig ist; wenn aber einmal die Noth dazu zwingt, so ist es doch natürlicher und menschlicher, daß die Mutter mit der Erziehung beauftragt wird, als ein Miethling.

Offenbar bleibt kein anderes Mittel übrig, als das Verlassen des ganzen Systems. Will und kann ein Staat die Last nicht mehr tragen, welche er sich durch die Aufstellung des Grundsatzes zugezogen hat, es sey ohne Untersuchung jedes verlassene Kind auf öffentliche Kosten zu erziehen, so wage er es offen zu gestehen, daß dieser Gedanke an sich falsch, daß er in seinen Folgen unerträglich sey. Er gebe das ganze System auf, schließe alle Findelhäuser

für immer, und ertheile dagegen den zur Armenpflege bestimmten Behörden die nöthigen Anweisungen, in welchen Fällen sie hülflosen Kindern eine Unterstützung angedeihen lassen können. Natürlich alles dieses unter der Voraussetzung, daß die Gesetzgebung das Aussetzen eines Kindes für ein Verbrechen erkläre und mit strenger Strafe belege. — Es ist kaum begreiflich, wie solche Männer, welche die ganze Last und die fernere Unerträglichkeit des romanischen Systems einsehen und beklagen, doch am Ende, wenn von Abhülfemitteln die Rede ist, sich im Widerspruche gegen alle ihre Vordersätze sperren können, den einzig möglichen Weg einzuschlagen, wie namentlich die HH. Terme und Monfalcon nach ihrer ganzen klaren Darlegung der Geschichte und der Statistik dieser Frage die Meinung hegen können, als sey das romanische Princip in der Hauptsache beizubehalten, und nur anstatt der Aufnahme durch die Dreh-Cylinder eine Annahme durch eine Behörde anzuordnen. Dies ist ja der geradeste Widerspruch, welcher sich denken läßt.

Doch überlassen wir unsern Nachbarn, sich aus der Verlegenheit zu helfen. Es fehlt ihnen ja sonst nicht an der praktischen Anstelligkeit, und sie sind am Ende auch nicht der Art, daß sie fort und fort eine unerschwingliche Last tragen, bloß weil einmal die Einrichtung dazu gemacht ist. Sie haben das Beispiel der germanischen Staaten vor sich, namentlich den Vorgang von England, welches sich nach langen vergeblichen Versuchen und, nachdem es ebenfalls das Uebel immer schlimmer werden sah, kurzweg entschloß, die ganze Einrichtung der Findelhäuser aufzugeben, und welches sich, trotz seiner unermeßlichen Hauptstadt und der zu dieser Größe in Verhältniß stehenden Maaße von Elend und Unsittlichkeit, bei diesem Entschlusse sehr gut befindet. Sie können sich auf Rußland stützen, welches außer seinen, französischen Mustern nachgebildeten, Findelhäusern in den beiden Hauptstädten seit 1808 keine neuen duldet. Und widerstrebt es der gallischen Eitelkeit, offen einzugestehen, daß das Gefühl und der Verstand der germanischen Völker von jeher eine einfach richtigere Ansicht von einem bestimmten Gesellschafts-Verhältnisse hatte, so wird sich, wie schon in manchem andern Falle, eine verschiedene Form, wenigstens eine eigenthümlich lautende Formel, finden lassen, welche die Veränderung nicht als eine Nachahmung, das Wiederaufgeben nicht als

einen Rückschritt erscheinen läßt. Den Proletariern aber muß eine gewissenhafte Untersuchung der einzelnen Nothfälle und eine zureichende Unterstützung bei wirklicher Noth die Ueberzeugung beibringen, daß nicht auf eine Verkürzung ihrer Ansprüche an die Gesellschaft, sondern im Gegentheile auf eine Erleichterung der öffentlichen Lasten und auf eine Unterstützung da, wo sie wirklich Noth thut, abgesehen wird.

Uns aber ist es gestattet, mit dem Gefühle der Selbstzufriedenheit auf unsere Zustände in dieser Beziehung hinzublicken. Wir unterstützen die Armuth, wo sie sich wirklich findet; wir suchen namentlich der hülflosen Kindheit ihr hartes Loos nach Möglichkeit zu erleichtern, indem wir für die ersten Jahre der Mutterliebe die Mittel zur Pflege reichen, zu einer bessern Erziehung in den folgenden Jahren so viel als möglich die Gelegenheit in öffentlichen Waisenhäusern oder in den vielen durch Privatwohlthätigkeit geschaffenen Rettungsanstalten anweisen. Es ist somit unser Bestreben, diejenigen, welche die Ungunst des Schicksals und namentlich der Mangel einer genügenden häuslichen Bildung in die Gefahr völligen Untergangs gesetzt hat, zu nützlichen und zufriedenen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden. Dagegen dulden wir nicht, daß Rohheit und gemeine Selbstsucht die Erfüllung ihrer Pflichten auf Andere abwälzen; und wir glauben nicht, daß die erste Forderung einer Unterstützung, namentlich wenn sie in der Form einer brutalen Selbsthülfe auftritt, auch wirklich ein Recht gebe, ehe die nähere Untersuchung die Nothwendigkeit erkundet hat; und wir weigern uns, solche Einrichtungen zu treffen, welche, die tiefste Entsittlichung zur Folge habend, der bürgerlichen Gesellschaft eine Horde isolirt stehender, nicht selten mit der Verzweiflung ringender Parias zuziehen. Allerdings bleibt bei uns auch hier die That noch vielfach hinter dem Willen, die Ausführung hinter der Theorie zurück; allein wir dürfen ohne eitles Selbstlob sagen, daß Vieles geschieht, und wir können mit Grund hoffen, daß das bestehende System immer mehr ausgebildet und vervollkommnet werden wird. Nichts wäre daher verkehrter, als wenn wir auch in dieser Sache unserer Nachahmungslust den Zügel schießen und in verächtlicher Verehrung des Fremden, bloß weil es fremd ist, uns hinreißen lassen würden, Einrichtungen bei uns einzuführen, welche anderwärts bereits zur größten Last geworden sind und welcher

wieder los zu seyn das Bestreben der Einsichtsvollsten unter den Ausländern ist. Lasse man sich doch durch das Schaumgold einer falschen Menschenliebe nicht täuschen, sie führt nur zu übertünchten Gräbern, und zwar dieses Wort in dem buchstäblichsten Sinne genommen. Wir sind in dieser Angelegenheit die Besseren und die Verständigeren; wir dürfen also wohl auch den Muth haben, uns dieses zu gestehen und dabei zu verharren.

R. Mohl.

Die Statistik der Kultur

im

Geiste und nach den Forderungen

des

neuesten Völkerlebens.

„Unser Wissen ist Stückwerk," sagte der Apostel Paulus, und wieder sind achtzehn Jahrhunderte verflossen, die den Spruch des Weisen beglaubigt haben. Von der steigenden Welle gehoben, glaubt der Mensch, der stolze Schwimmer im Zeitenstrome, Vergangenheit und Zukunft mit freierem Blicke zu umfassen, und hinabgeschleudert, sieht er sich von neuem Dunkel umgeben. Aber ihm schwindet nicht die Zuversicht, daß ihn die nächste Woge zu lichteren Räumen hebt; nicht der Glaube an die Wahrheit, die ihn frei machen wird, und nicht das Gefühl der wachsenden Kraft im Ringen nach der Wahrheit. Der schaffende Menschengeist treibt auch im Organismus der Wissenschaften stets frische Zweige hervor und hofft von diesen die Frucht der Erkenntniß zu brechen, die ihm die anderen Zweige nur verheißen, aber nicht zur Reife gebracht haben. Eine solche junge Wissenschaft, in aufsteigender Bewegung, in raschem Wachsthum begriffen, ist die Statistik. Sie hatte einen dürftigen, kümmerlichen Anfang und wurde von Vielen fast verächtlich bei Seite gestoßen; weil sie zwar zahlreiche Kärrner in ihrem Dienste hatte, die ihr den leblosen Stoff zusammenfuhren, aber wenige Baumeister, die ihn zum Ganzen gefügt und gegliedert

hätten. Nur auf das Materiellste im Völkerleben, auf das derb Handgreifliche gerichtet, hat sie mit leeren Formeln, mit todten Ziffern und Zahlen, mit unersprießlichem und trockenem Tabellenwesen begonnen. Sie hatte einen Körper, in dem sich noch keine Seele offenbarte. So gehört auch das neugeborne Kind nur der Körperwelt an und wird noch kaum das Interesse Anderer erwecken, als Derjenigen, die es erzeugt haben, die es nähren und pflegen. Aber die Theilnahme erweitert sich, wenn in den ausdrucksvoller werdenden Gesichtszügen der reifende Geist sich verkündigt. Diese Bildungsstufe hat jetzt die Statistik beschritten. Ihre Physiognomie, vom Charakter der neueren Zeit ausgeprägt, hat sich belebt; sie verspricht eine Zukunft und wenn sie noch die Mängel der Jugend hat, so hat sie doch auch ihre Reize. Was sich von ihr erwarten läßt, welche Aussichten sie öffnet, welche Stellung im Gebiete der Wissenschaften sie behauptet, welche Aufgaben im Interessen des neueren Völkerlebens ihr vorliegen, darauf soll im Folgenden kurz hingewiesen werden.

Die Statistik beschäftigt sich mit der Betrachtung von Staatskräften, die zu einer bestimmten Zeit innerhalb bestimmter politischer Grenzen vorhanden sind; mögen diese nun die Gesammtheit aller Staaten oder einzelne Staaten, oder besondere Bestandtheile derselben nach ihrer politischen Gliederung in Gemeinden, Provinzen u. s. w. umfassen. Alles, was Veränderungen hervorbringt, heißt uns Kraft, und Staatskräfte sind diejenigen, die der politischen Vereinigung einer Mehrheit von Menschen zum Staate, oder im Staate angehören. Aus ihrer Wirkung müssen wir sie erkennen. Die Wirkung der Staatskräfte zu einer bestimmten Zeit ist der Zustand, den sie hervorgebracht haben. Die Betrachtung desselben, um hiernach die Summe vorhandener Staatskräfte kennen zu lernen, ist also ein Theil der Aufgabe der Statistik. Allein sie ist nur ein Theil ihrer Aufgabe. Dadurch allein, daß wir die zu einer gewissen Zeit und in gewissem Umfange vorliegende Wirkung der Staatskräfte ins Auge fassen, erfahren wir noch nichts über die eigentliche Bedeutung derselben; denn wir wissen dann noch nicht, wie sie früher gewirkt haben und — um was es hauptsächlich gilt — welcher weiteren Veränderungen im Zustande der Staaten wir uns gewärtigen müssen. Um uns über ihre Bedeutung klar zu werden, müssen wir frühere mit späteren Wirkungen,

ältere mit jüngeren Zuständen vergleichen, um hiernach die Gesetze ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen. Giebt es doch überhaupt im Völkerleben nichts Bleibendes, als das Gesetz seiner Bewegung, dieses einzig Wesentliche in dem Status, den die Statistik zu schildern hat. Die bloße Summirung der in diesem oder jenem Momente vorhandenen Wirkungen der Staatskräfte und das Wissen dieser Summe, die mit jedem folgenden Momente sich verändert, ist nur ein unfruchtbares Nichtwissen, wenn wir nicht zugleich den Gang der Veränderung begreifen. Wohl hat man schon lange die Darstellung des positiven Rechts im Staate als eine der Aufgaben der Statistik erkannt; aber noch viel zu wenig hat man hervorgehoben, daß die Erfassung des Naturgesetzes in der Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände, wovon das positive Gesetz nur als ein veränderlicher, mehr oder minder unvollständiger Ausdruck erscheint, ihr höheres Ziel ist. Nur im Fortschritte zu diesem Ziele wird sie zur wahren Wissenschaft und kann sie eben dadurch praktische Wichtigkeit gewinnen. Wir mögen dann aus Dem, was da war und da ist, auf Das schließen, was kommen kann und kommen wird; wir lernen zugleich unsere besondere Stellung im Verhältnisse zur Gesammtentwicklung begreifen und mögen hiernach ermessen, wie wir von unserem individuellen Standpunkte aus, im Interesse der Gesammtheit, in diese Entwicklung eingreifen dürfen und sollen. Und so bestimmt sich denn der Begriff der Statistik, als eine Darstellung der zu einem bestimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewissen Umfangs vorhandenen Staatskräfte und der Gesetze ihrer Wirksamkeit, in der Art, daß bei dieser Darstellung das wesentlich Gleichartige nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammengefaßt wird. Auch dieses Letztere, das Zusammenfassen des Gleichartigen, gehört mit in den Begriff der Statistik, da hierdurch das Wesentliche ihrer Darstellungsweise und das Unterscheidende von andern, sie begrenzenden Wissenschaften hervorgehoben wird.

Hieraus ergeben sich nun einfach und natürlich verschiedene Eintheilungen unserer Wissenschaft. Nach dem bloß formalen Eintheilungsgrunde der Zeit und des Raums, mag man auch in der Statistik, wie in der Geschichte, eine alte, mittlere und neu[illegible] scheiden; oder eine allgemeine und besondere, insofern [illegible] nur einen einzelnen Staat im Gegensatze mit allen [illegible]

auch nur einen politischen Bestandtheil eines besondern Staats zum Gegenstande hat. Aber auch in sich selbst sind die im Staate wirkenden Kräfte verschieden, je nachdem sie vorzugsweise dem Gebiete der materiellen, der intellektuellen oder sittlichen Kultur angehören; und innerhalb eines jeden dieser größeren Gebiete menschlicher Thätigkeit lassen sich noch weiter, nach vielfachen Richtungen hin, besondere Unterarten erkennen, in gleicher Weise, wie man am menschlichen Körper und im menschlichen Leben besondere Glieder und besondere Funktionen unterscheidet. Hiernach kann noch in einem andern Sinne von einer allgemeinen und einer besonderen Statistik die Rede seyn, je nachdem alle Staatskräfte oder nur gewisse Arten ins Auge gefaßt werden. Und darum kann sie in formaler Beziehung eine allgemeine, in materieller eine besondere seyn. So läßt sich z. B. von einer allgemeinen Statistik eines einzelnen Staats, oder selbst eines einzelnen Staatstheils sprechen, wenn die gesammten Kräfte innerhalb des einen oder anderen Umfanges geschildert werden; oder von einer allgemeinen Statistik des Handels, wenn sie sich zwar auf die Darstellung der commerciellen Kräfte, als einer besonderen Art beschränkt, aber in dieser Beziehung ihre Betrachtung auf alle Staaten ausdehnt. Ganz so umfaßt auch das weite Gebiet der Universalgeschichte eine Menge Geschichten, die bald als allgemeine, bald als besondere bezeichnet werden, je nach dem Standpunkte, von dem man gerade ausgeht.

Noch schärfer tritt der eigenthümliche Bereich der Statistik und der wissenschaftliche Charakter ihrer Thätigkeit hervor, wenn wir sie im Verhältnisse zu den sie begrenzenden Wissenschaften, namentlich zur Geschichte, zur politischen Geographie und zur Politik betrachten. Die Geschichte schildert den Verlauf des Völkerlebens, also die Entwickelung von Kräften während eines gewissen Zeitraums. Die Statistik stellt ihre Größe und Wirksamkeit in einem gewissen Zeitpunkte dar. Jene lehrt uns also ein Werden und diese ein Gewordenes kennen, oder einen besondern Zustand im Wechsel der Zustände. Hierbei ist jedoch nie außer Acht zu lassen, daß der Zustand eines Staats nicht bloß in seiner äußerlichen Erscheinung besteht, sondern auch in den Kräften, wovon diese eine Wirkung ist, und in den Gesetzen ihrer Wirksamkeit. Dieses Verhältniß wurde schon von Schlözer sinnreich bezeichnet mit den

Worten: „Die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik und die Statistik eine stillstehende Geschichte." Nur ist zu bemerken, daß uns die Geschichte auch mit Individuen, die bedeutend in den Gang der Ereignisse eingreifen, bekannt macht; daß man aber wenigstens den Namen „Statistik" nirgends anwendet, wo es sich nur um individuelle Kräfte und Wirkungen handelt. * Dies hat Schlözer selbst an anderem Orte hervorgehoben, indem er die in Vereinigung wirkenden Kräfte, vires unitae, als ihren Gegenstand bezeichnet. — In ihrer weitesten Ausdehnung nach Zeit und Inhalt wird die Geschichte zur Universalgeschichte, oder zur allgemeinen Kulturgeschichte; so wie die Statistik zur allgemeinen Statistik der Kultur wird. Jede echte Universalgeschichte, auch wenn sie nur Thatsachen schildert, ohne besondere Betrachtungen einzuweben, ist zugleich Philosophie der Geschichte; denn die Einsicht in die Verkettung von Ursachen und Wirkungen muß ihr vorausgegangen, die Darstellung selbst muß ein Resultat dieser Einsicht seyn. Ganz dasselbe gilt von der allgemeinen Statistik der Kultur, die im gleichen Sinne eine Philosophie des Daseyns im Völkerleben, wie die Universalgeschichte eine Philosophie seines Werdens ist.

Auch die politische Geographie hat es, wie die Statistik, mit der Schilderung der zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Zustände und Kräfte der Staaten zu thun. Allein sie betrachtet ihre Vertheilung im Raume und schildert also das Besondere im Staate, wo sie es antrifft. Die Statistik faßt hingegen die vertheilten Staatskräfte zusammen und stellt sie in idealer Einheit

* Wie das Wesen der ganzen Menschheit im Individuum, im Mikrokosmus, zur concreten Erscheinung kommt, so fällt auch mit der Geschichte des Individuums, oder der Biographie, das zusammen, was man als individuelle Geographie und als individuelle Statistik bezeichnen könnte. Wenn es der Biograph übernimmt, etwa die Größe und Gestalt seines Helden und vielleicht den räumlichen Umfang seiner Besitzungen zu schildern, so thut er in Beziehung auf das Individuum, was der Topograph und Geograph in Beziehung auf einzelne Orte, oder Provinzen, oder Staaten thut; und wenn er uns einen Begriff von seiner Körperstärke, seiner Geisteskraft und seinem Charakter zu einer gewissen Epoche gibt, so ist dies nichts Anderes, als eine Anwendung der Statistik auf das Individuum, eine Individualisirung dieser Wissenschaft. Die Sache bleibt also dieselbe, obgleich der Name verschwindet.

dar. So berichtet z. B. die Geographie von den verschiedenen Unternehmungen der Industrie, indem sie der Fabriken u. dgl. bei den Orten erwähnt, wo sie im Gange sind; während die Statistik die im Staate zerstreuten industriellen Kräfte unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten vereinigt. Da hiernach beide Wissenschaften ihren Stoff gemeinschaftlich haben und nur nach dem Zwecke und der hiervon abhängigen Behandlungsweise sich unterscheiden, so müssen zahlreiche Thatsachen zugleich da und dort Erwähnung finden. So wird uns z. B. die Statistik die Größe eines Staats in einer Summe von Quadratmeilen ausdrücken und hiermit ein Moment bezeichnen, wonach die Staatskraft mit bemessen werden muß. Weil aber die Bedeutung desselben zugleich durch die klimatischen Verhältnisse bedingt ist, wird sie zugleich auf die geographische Lage des Landes hinweisen, und es kann hierbei von keinem Eingriffe in das Wissenschaftliche der Geographie die Rede seyn, da sie ihrem Zwecke völlig treu bleibt. Eben so wird uns die Statistik, wie die politische Geographie, die Größe der Bevölkerung der verschiedenen Staaten kennen lernen und zwar jene wieder zu dem Zwecke, um ein Moment der Staatskraft hervorzuheben; diese aber um die Vertheilung der Bevölkerung im Raume, wonach jedem besonderen Staate ein gewisser Theil der Gesammtbevölkerung der Erde zukommt, anschaulich zu machen. Allein weiter, als dieselben Mittel den verschiedenen Zwecken dienen, haben die Behandlungsweisen beider Wissenschaften nichts miteinander gemein. Bei der Gemeinschaftlichkeit ihres Stoffs hat man jedoch ihre Grenzen nicht selten verwirrt, und besonders häufig hat sich die Geographie durch Eingriffe in das Gebiet der Statistik zu bereichern gesucht.

Endlich grenzt auch die Politik nahe an die Statistik. Indem uns aber die letztere mit dem Bestand der Staatskräfte zu einer gewissen Zeit bekannt macht, hat sie — streng genommen — immer einen Moment der Vergangenheit im Auge; denn erst muß etwas gegeben seyn, ehe sich das Vorhandene betrachten und darstellen läßt. Die Politik dagegen, in ihrem eigentlichen Sinne als Staatskunst, soll die Zwecke des öffentlichen Lebens und die wirksamsten Mittel zur Erreichung derselben kennen lernen. Sie lehrt also, wie man lenkend und leitend, fördernd oder hemmend, in die Entwicklung des öffentlichen Lebens eingreifen soll, und ist darum wesentlich auf die Zukunft des Völkerlebens gerichtet.

Wie scharf sich nun die Grenzen der genannten Wissenschaften ziehen lassen, so stehen sie doch als zunächst sich berührende Glieder im Gesammtorganismus der Wissenschaften in dem innigsten Zusammenhange, also daß sie sich gegenseitig als Hülfswissenschaft dienen, und daß zu weiterer Entwicklung die Eine von der Anderen geistigen Nahrungsstoff empfängt. So reicht die Geschichte, mit ihrer Schilderung des Werdens im Völkerleben, der Statistik ihren Stoff, damit diese das zu einer bestimmten Zeit Gewordene darstellend zusammenfasse und geistig durchdringe; während die Statistik, die Gesetze der Wirksamkeit der Staatskräfte entwickelnd, auch der Geschichte der ferneren Entwicklung zur Basis und zur Erklärung dient. Namentlich läßt sich voraussehen, daß die weitere Ausbildung der allgemeinen Statistik der Kultur den förderlichsten Einfluß auf die gleichfalls noch so junge Philosophie der Geschichte der Menschheit äußern wird. Wie wenig hatte sich doch noch diese letztere mit den Gesetzen des körperlichen Wachsthums der Völker, mit den Veränderungen in der Organisation der Arbeit und so manchem Anderen befaßt! Erst mußte die Statistik entstehen und als besondere Wissenschaft sich abgliedern, um auf manches Hochwichtige, was früher unbeachtet blieb, aufmerksam zu machen. So viel kommt darauf an, wieder einmal von einem neuen Gesichtspunkte aus in das reiche Menschenleben hineinzuschauen! In einem ähnlichen Verhältnisse stehen Statistik und Geographie, von welchen diese, die räumliche Vertheilung der Staatskräfte beschreibend, der ersteren ihren Stoff darbietet, damit sie das Gleichartige unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten vereinige; während die Statistik, die Staatskräfte in dieser Vereinigung darstellend, der Geographie Veranlassung gibt, daraus das örtlich Besondere herauszugreifen. Endlich wird durch die Lehren der Politik von den Staatszwecken die Statistik darauf angewiesen, die Bedeutung und Wirksamkeit der Staatskräfte mit Rücksicht auf diese Zwecke ins Auge zu fassen. Und wie jeder künftige Zustand an einen frühern sich anschließt, so muß dagegen jede besonnene Politik, in allen ihren besonderen Richtungen auf Gesetzgebung, politische Oekonomie, Finanzen, Polizei, Militärwesen u. s. w. auf die statistische Kenntniß vorhandener Zustände sich gründen. *

* Eine besondere Hülfswissenschaft, sowohl der Politik als der Statistik, ist die politische Arithmetik, als der Inbegriff der Regeln,

Auch der Begriff jeder besondern Wissenschaft hat eine besondere Geschichte seiner Entwicklung, und gewöhnlich muß erst längere Zeit verflossen seyn, ehe man sich des vollen Umfangs und der ganzen Bedeutung der einzelnen Doctrinen, so wie ihrer unterscheidenden Merkmale, deutlicher bewußt wird. Die Statistik insbesondere, welche die Resultate der Kulturgeschichte für einen bestimmten Zeitpunkt schildert, indem sie geistig festhält, was im Wechsel des Völkerlebens geblieben und was bleibend ist, gehört zu den Erfahrungswissenschaften im engeren und eigentlichen Sinn. Darum hat auch ihre Bildungsgeschichte, so wie die statistische Literatur, ihren besonderen Charakter stets von den eigenthümlich vorherrschenden Richtungen und Bestrebungen der verschiedenen Zeiten empfangen müssen.

In Griechenland war noch die Stadt der Staat, und jedem freien Bürger lag im engen Rahmen ein deutlich anschauliches Bild der Staatskräfte vor Augen. Weil also das Bedürfniß, das ja auch der Erzeuger der Wissenschaften ist, weniger dringend war, mochte schon darum eine Statistik, als besondere Wissenschaft, keine Ausbildung erhalten, und so finden wir denn bei den griechischen Schriftstellern nur zerstreute und gelegentliche statistische Andeutungen und Notizen. Aehnlich war es im römischen Reiche. Wie weit die römische Herrschaft sich ausdehnte, so blieb doch die Hauptstadt, später die beiden Hauptstädte, in weit höherem Grade der Hauptsitz der Macht, als selbst in denjenigen neuern Staaten der Fall ist, wo die Centralisation der Gewalt auf die höchste Spitze getrieben wurde Auch die allgemeinen Kulturverhältnisse mußten eine genauere Kenntnißnahme von dem Zustande der Staatskräfte erschweren, da vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Literatur und der geistige Verkehr nur geringeren Umfang gewinnen konnten, und da gerade die Statistik nur durch vielseitige Beobachtungen und Erfahrungen, und durch geistiges Zusammenwirken Mehrerer gefördert werden mag. Endlich kam hierzu die einseitig

wonach aus ausgemachten, in Zahlen ausdrückbaren Verhältnissen des öffentlichen Lebens, andere und noch unbekannte Verhältnisse durch Berechnung ermittelt werden. Sie dient der Politik immer nur als Wahrscheinlichkeitsrechnung, der Statistik aber auch zur Bemessung der Wirksamkeit der Staatskräfte. Es ist hier nicht der Ort, dies näher auszuführen.

vorherrschende Richtung der Römer auf Krieg und Unterdrückung. So hatte man wohl frühe schon einen Census, also regelmäßige Volkszählungen, um die Masse der Streitbaren und Steuerbaren kennen zu lernen; allein man kam zu keiner allseitigen Ermittlung und Erwägung der Staatskräfte, wie wir sie von unserm jetzigen Standpunkte aus verlangen. Zwar gab es wenigstens seit Cäsar, vielleicht schon früher, eine Art Staatszeitung, die acta diurna oder urbana, die an die Stelle der vom Pontifex maximus verfaßten annales maximi getreten waren. In keinem Falle waren jedoch diese acta urbana ein bedeutendes Magazin für die Statistik des römischen Reichs, da es sogar höchst zweifelhaft ist, ob sie nur vollständige Listen über Geburten, Todesfälle und Ehen innerhalb der Stadt Rom enthielten.

Der römischen Universalherrschaft folgte die Barbarei und Anarchie der Völkerwanderung; das Reich Karls des Großen mit seinen Ansprüchen auf neue Weltherrschaft und der allmählige Wachsthum einer besondern geistlichen Gewalt; der Verfall des großen Frankenreichs und der Kampf der geistlichen mit der weltlichen Gewalt; die fortschreitende Zersplitterung dieser letzteren, und die Ausbildung des Feudalwesens und der Vielherrchaft. Bei solcher Gährung und solchem Schwanken der politischen Verhältnisse wäre die Bearbeitung einer Statistik unmöglich gewesen, selbst wenn die Aufforderung und die geistigen Mittel zu dieser Bearbeitung im Bildungsgrade jener Zeit gelegen hätten. Die Auflösung weltlicher Gewalt hatte zu einer neuen Anarchie und im Faustrechte des Mittelalters zu einem Kampfe Aller gegen Jeden geführt. Aber jede Anarchie muß endlich aus sich selbst das Bedürfniß einer neuen Einheit und Ordnung gebären. Dieses Bedürfniß machte auch jetzt sich geltend. Und wie so oft im Völkerleben den großen Ereignissen, als Vorläufer und als Mittel derselben, wichtige Erfindungen und Entdeckungen vorangehen, so geschah es damals. Die Presse diente der Reformation zum mächtigen Hebel, welcher die zur Geistestyrannei gewordene Glaubensherrschaft aus ihren Wurzeln riß, und die Dämme stürzte, die den Strom der geistigen Bewegung in unabänderlich einseitige Richtung bannen sollten. Und wie fortan die Erkenntniß in vielfachen Verzweigungen, langsam aber unaufhaltsam, über größere Massen sich ergoß: so hatte das Schießpulver, die Burgen der Ritter zersprengend, der Entstehung

größerer und kräftigerer Staaten Bahn gebrochen. Darum konnte endlich aus den bürgerlichen und religiösen Kriegen mit dem westphälischen Frieden ein bestimmter ausgebildetes europäisches Staatensystem hervorgehen, das sich in unseren Tagen zu einem europäisch-amerikanischen erweiterte und das unter manchen Schwankungen, die aber gerade in der neuesten Zeit heftiger geworden sind und weitere Veränderungen voraussehen lassen, noch jetzt fortdauert.

Von da an erhielt die Statistik einige Ausbildung. Schon früher war indessen von Seiten derjenigen Völker, die einen besonders lebhaften Verkehr trieben, namentlich von Venetianern und Niederländern, mancher Stoff überliefert und dieser auch wohl in annähernd wissenschaftlicher Form bearbeitet worden. * Besonderes Verdienst um diese wissenschaftliche Behandlung erwarben sich in Deutschland, von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an, der berühmte Hermann Konring und seine Nachfolger. ** Immer blieb jedoch die Statistik noch mit andern Wissenschaften, namentlich mit Staatsrecht und Geschichte, vermischt, ohne als besondere Doctrin unterschieden zu werden. Dies geschah erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch G. Achenwall, der ihr auch zuerst den in alle Hauptsprachen Europas übergegangenen Namen gab. In der Geschichte jeder speciellen Wissenschaft ist diese Lösung des Bandes, womit sie früher mit andern Wissenschaften zusammenhing und ihre Taufe mit einem besonderen Namen, ein wichtiger Moment. Es ist das Zeichen ihrer Individualisirung, die Bedingung ihres eigenthümlich selbstständigen Eingreifens in den fortlaufenden geistigen Schöpfungsprozeß. Mit großem Eifer und wachsendem Erfolge setzte Achenwalls berühmter Schüler und Nachfolger, A. L. von Schlözer, die von Jenem bezeichnete Bahn fort. Noch jetzt, da wir auf ein reicheres Feld wissenschaftlicher Leistungen zurückblicken, muß man es bedauern, daß seine „Theorie der Statistik“ unvollendet geblieben ist. Gleichzeitig

* Marco Polo's Reisen in das innere Asien zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Später unter den Italienern Sansorino, Botero; unter den Franzosen d'Avity; unter den Holländern De Luca, Everhard Otto u. A.

** Oldenburger, Bose, von Zech unter dem Namen von Frankenberg 2c.

mit Schlözer und nach ihm erschienen dann in allen europäischen Staaten eine Menge statistischer Werke in mannichfachen Formen der Darstellung.

Fassen wir nun den allgemeinen Charakter dieser statistischen Literatur bis zum Ende des französischen Kaiserreichs, womit das Ende der ersten Periode der Geschichte der Statistik zusammenfällt, näher ins Auge, so bemerken wir eine fast ausschließende Richtung auf die materiellen Staatskräfte. Hierin trug die Wissenschaft das nothwendige Gepräge der Zeit, der sie angehörte. Nach dem neuen Kriegssysteme seit der allgemeinen Anwendung des Pulvers, suchte man die Macht der Staaten mehr und mehr in geübten und stets zahlreicher werdenden Söldnerheeren. Diese wurden zugleich für die Machthaber das Werkzeug zur größeren Ausdehnung ihrer Gewalt im Innern der Staaten. So bildete sich im größeren Theile des europäischen Staatensystems die unumschränktere, monarchische Herrschaft aus, und die politischen Rechte des Volks, selbst der besonders privilegirten Stände, verschwanden. So weit wurde diese Politik der individuellen Willkür auf die Spitze getrieben, daß ein Louis XIV., der hervortretendste Repräsentant des neuen Systems, erklären konnte: „L'état c'est moi.“ Dieselbe Willkür, die im Innern der Staaten waltete, hatte ihnen ihre Grenzen angewiesen. Ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Völker nach Abstammung und Sprache und den freilich noch schlummernden Geist der Nationen, wurden Staaten und Staatensysteme zum Theil aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt. In das zum großen Theile von Willkür und Zufall erzeugte Staatengemenge suchte man durch Aufstellung eines Systems des politischen Gleichgewichts Einheit und Ordnung zu bringen. Da man aber kein naturgemäßes politisches Gleichgewicht anerkannte, wie es aus der politischen Gliederung nach Nationen hervorgehen würde, so konnte man den Maaßstab eines bloß mechanischen Gleichgewichts nur in äußerlichen und materiellen Verhältnissen suchen. Das Gewicht, womit jeder besondere Staat in dieses System eingriff, wurde also in der Ländermasse und in den Militärgrenzen gefunden; sodann in der Masse der Bevölkerung, die den Stoff für Aufstellung und Ergänzung größerer oder kleinerer Heere darbot, und in deu finanziellen Staatskräften, welche die Mittel ihrer Unterhaltung lieferten.

Diese praktisch vorherrschende Richtung hatte die Statistik wesentlich auf die Beachtung der materiellen Staatskräfte beschränken müssen. Selbst in dieser Beziehung wurde weniger die materielle Kraft im Staate, oder die materielle Volkskraft in Anschlag gebracht, als nur derjenige Theil der Volkskraft, der gerade der Regierung für das zu Gebot stand, was sie als Staatszweck anerkannte, oder gelten lassen wollte. Aber bei dem vorherrschenden Princip der individuellen Willkür mußten diese Regierungszwecke mit den Bedürfnissen und Interessen der Massen in immer schärferen Widerspruch treten. Die französische Revolution brach aus. Napoleon bemeisterte sich der Fülle von Kräften, die sie in allen Tiefen aufgeregt hatte. Allein dem Ursprunge untreu, dem er seine Größe verdankte, verletzte er, so weit sein Schwert reichte, die tiefsten Gefühle, die heiligsten Sympathien der Völker. Die gekränkten Nationen ermannten sich und der Völkergeist, der ihn auf den Gipfel gehoben, stürzte ihn vom Gipfel herab.

Eine Zeit des Friedens, die ruhigen Betrachtungen der Wissenschaft begünstigend, folgte nach langen Stürmen. Aber auch die neue Ordnung der Dinge entsprach nicht aller Orten den Ansprüchen und Interessen der Völker. Dessen ein Zeugniß war die Julirevolution und die Ereignisse, die sich daran anknüpften. Wie man übrigens den bisherigen Erfolg des noch hin- und herschwankenden Kampfes ansehen und welchen Ausgang man ihm prophezeien mag: so hatte doch während verhängnißvoller Jahrzehnte der Geist und Charakter der Völker ein zu augenfälliges Gewicht in die Wagschaale des Schicksals der Völker geworfen, um noch ferner, wie seither, übersehen zu werden. Und wie hiernach die Geschichte eine höhere Bedeutung gewinnt, indem sie immer mehr zur eigentlichen Kulturgeschichte sich ausbildet: so sehen wir auch in der Behandlung der Statistik alle Thatsachen und Verhältnisse genauer beachten, die in irgend einer Weise über die intellektuellen und sittlichen Zustände Aufschluß geben können.

Noch in anderer Weise haben die neueren Veränderungen auf die Ausbildung dieser Wissenschaft eingewirkt. Aus dem Parteienkampfe sind in einem großen Theile des monarchischen Europa sogenannte gemischte Verfassungen hervorgegangen. Ob man nun diesen einen bleibenden Werth zuschreibe, oder sie für bald überschrittene Uebergangsstufen halte, immer war es eine Folge derselben,

daß in den neu entstandenen Versammlungen der Abgeordneten und durch den Einfluß dieses Instituts, der eigentliche Bestand der Staatskräfte im größeren Umfange, als zuvor, an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen wurde. So wurde der Statistik ein reicherer Stoff dargeboten, dessen sie sich um so lieber bemächtigte, als überhaupt bei den Völkern der Wunsch der Selbsterkenntniß lebhafter erwacht war. Schon früher waren mehrere Regierungen darauf bedacht, durch Gründung statistischer Bureaus für Einsammlung und systematische Darstellung statistischer Nachrichten sorgen zu lassen. Dies geschah zuerst in Schweden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; * dann auch, namentlich auf Schlözers Anregung, in andern Staaten. Besonders in den letzten Jahrzehnten hat sich ihre Zahl sehr vermehrt; ihr Wirkungskreis ist erweitert und ihre innere Einrichtung verbessert worden. ** Mehr oder minder unabhängig von dem, was von Seiten der Regierungen geschah, gewann der überhaupt so mächtig gewordene Associationsgeist auch für die Statistik eine steigende Bedeutung. Man verdankt ihm die Gründung zahlreicher Vereine, deren Mitglieder entweder der weiteren Ausbildung der Wissenschaft überhaupt eine gemeinschaftliche Thätigkeit widmen, oder welche in dem besonderen Staate, dem sie angehören, die Thatsachen des öffentlichen Lebens zu sammeln, zu ordnen und zu erwägen bemüht sind. *** Schon in der ersten Periode der Statistik sind solche Vereine entstanden, † aber ihre größere Vermehrung, weitere Ausdehnung und umfassendere Thätigkeit gehört gleichfalls den letzten Jahrzehnten an. Es ist sehr zu wünschen, daß sie mehr und mehr unter sich in Verbindung treten; daß sie über gemeinschaftliche Plane und Gesichtspunkte, wonach die Thatsachen der einzelnen Länder und Landestheile zu sammeln und zu ordnen sind, sich verständigen mögen. Erst

* Durch Errichtung einer s. g. Tabellencommission.

** Besondere Auszeichnung verdient das statistische Bureau in Berlin unter Hoffmann's Leitung.

*** Zu den Vereinen der ersteren Art gehört der 1829 von Moreau de Jonnés zu Paris gestiftete; zu denen der andern Art der zweckmäßig organisirte Verein für das Königreich Sachsen, seit 1831 in Thätigkeit.

† Wie z. B. zur Bearbeitung der von John Sinclair herausgegebenen Statistik von Schottland.

dadurch wird es möglich, das Einzelne zu anschaulichen Totalbildern zusammenzufügen und der allgemeinen vergleichenden Statistik der Kultur einen reicheren und leichter übersehbaren Stoff an die Hand zu geben.

Der größere Eifer, womit man die Statistik erfaßte, der größere Werth, den man ihr beimaß, riefen von Seiten Einzelner eine Opposition hervor. In diesem Sinne trat besonders Lüder auf.* Er konnte jedoch nur auf einzelne Mängel und zeitweise Gebrechen dieser Wissenschaft hinweisen, und selbst durch seine Opposition trug er dazu bei, daß nun in Deutschland eine um so größere Zahl von Werken erschien, worin man die Theorie der Statistik weiter auszubilden und fester zu begründen suchte. ** Auch nach allen andern Richtungen und in den verschiedensten Formen, in umfassenden Stoffsammlungen, in Handbüchern und Lehrbüchern, in lexikalischer Bearbeitung ꝛc., gewann jetzt bei allen europäischen Nationen die statistische Literatur einen Wachsthum, wie in demselben Verhältnisse kaum ein anderer Zweig der Literatur. Obgleich noch im Anfange ihrer zweiten Periode die meisten Werke vorzugsweise auf die Betrachtung der materiellen Staatskräfte gerichtet blieben, machte sich doch schon in der Art und Weise ihrer Auffassung ein tieferes Eingehen in den Grund der Erscheinungen bemerkbar. Wichtig ist in dieser Beziehung der Weg, den Ch. Dupin in der Darstellung der materiell producirenden Kräfte Großbritanniens und Frankreichs einschlug. Während man früher nur die Resultate der Produktion, die Summe der landwirthschaftlichen und industriellen Erzeugnisse miteinander zu vergleichen pflegte, suchte er das Verhältniß dieser Kräfte selbst zu einer mehr unmittelbaren Anschauung zu bringen, indem er die Menschenkraft des vollen Mannesalters als Einheit annahm und darin auch die der Produktion dienenden Kräfte

* „Kritik der Statistik und Politik", „Kritische Geschichte der Statistik", 1812 und 1817.

** Wie von Klotz, Mone, C. A. Fischer, Hogel, Holzgethan ꝛc. So sehr auch bei andern Völkern die Zahl der statistischen Werke im Ganzen sich vermehrte, so ist es doch charakteristisch, daß die Ausbildung der Theorie der Wissenschaft wieder hauptsächlich den Deutschen angehört. Sonstwo geschah in dieser Hinsicht nicht viel, das Wichtigste durch Melch. Gioja, den Gründer der neuern Statistik der Italiener, in der „Filosofia statistica."

der Thierwelt, so wie der leblosen Natur, ausdrückte. So wurde man darauf hingewiesen, die Vertheilung der verschiedenen Arten produzirender Kräfte, das wichtigste Moment in der Organisation der Arbeit, schärfer ins Auge zu fassen. Mit viel größerer Sorgfalt, als von Dupin selbst, wurde sodann derselbe Weg von deutschen Statistikern eingeschlagen; wie von Egen in seiner Schätzung der produktiven Kräfte und der Dichtigkeit derselben in Großbritannien, Frankreich und Preußen.

Unter dem Einflusse aller schon bezeichneten Ursachen mußte aber auch unsere Wissenschaft wenigstens nach und nach von der einseitigen und ausschließenden Betrachtung der materiellen Kultur abgelenkt und ihr Gesichtskreis auf die intellektuellen und sittlichen Zustände ausgedehnt werden. Zum Beweise dafür mag man sich erinnern, wie gerade erst in der neuesten Zeit die für die Erkenntniß der sittlichen Zustände so wichtige Criminalstatistik wenigstens in mehreren Staaten unsers Welttheils, wie in Frankreich, Würtemberg, Baden, einigen Cantonen der Schweiz und neuerdings in Großbritannien eine umsichtigere und vielseitigere Bearbeitung fand; wie das Unterrichtswesen der verschiedenen Nationen in viel größerem Umfange, als früher, ein Gegenstand der Statistik geworden ist; wie der Geist und Charakter der Literatur in ihren Haupterscheinungen, besonders die so einflußreiche und für die Würdigung der intellektuellen und politischen Verhältnisse so bedeutende periodische Presse, zu vielfachen Betrachtungen und Zusammenstellungen Anlaß gaben. Auch die Masse der Literaturen und ihr Wachsthum nicht bloß im Ganzen, sondern auch in ihren besonderen Verzweigungen, wurde ins Auge gefaßt &c. *

Noch in anderer Beziehung führte die eigenthümliche Entwickelung des Völkerlebens zu einer ihr entsprechenden Behandlung der Statistik. Ein großes Schicksal, dem auch nicht eine einzige Nation sich entziehen konnte, hat seit der französischen Umwälzung über Europa gewaltet, und mehr, als je zuvor, sind die Wünsche

---

* Für Deutschland gab darin W. Menzel durch seine Uebersichten, wie er sie früher in seinem Literaturblatt mittheilte, eine besondere Anregung. Man verfolgte später dieselbe Richtung, theils in besonderen Werken, theils in verschiedenen Zeitschriften, wie in der Berliner lit. Zeitung, in dem Börsenblatte des deutschen Buchhandels u. a.

und Bestrebungen, die Freuden und Leiden der Völker gemeinsam geworden. Die größere Mischung der Bewohner unsers Welttheils in Folge der erschütternden und bewegenden Ereignisse der neuesten Zeit, die größere Lebhaftigkeit des geistigen, so wie die weitere Ausdehnung des sächlichen Verkehrs, zum Theil durch tief eingreifende Erfindungen vermittelt — dies Alles muß einen festeren organischen Zusammenhang des Völkerlebens hervorbilden und die innigere Verbindung aller seiner Theile und Glieder bestimmter hervortreten lassen. So ist nun mehr und mehr anerkannt worden, daß jede besondere Nation erst im Verhältnisse und Zusammenhange mit allen andern sich betrachten müsse, um zur Selbstkenntniß zu kommen, und so hat man der vergleichenden Statistik eine größere Sorgfalt zugewendet. Ohnehin hat es ja diese Wissenschaft mit Staatskräften zu thun und die Begriffe von Stärke und Schwäche sind Verhältnißbegriffe, so daß schon darum ein Volk nur im Hinblicke auf die andern Glieder der Völkerkette seine volle Bedeutung zu würdigen vermag. Diese Vergleichungen lassen sich anstellen, indem entweder nach jeder Richtung die Kräfte und Leistungen aller oder mehrerer Staaten gegen einander gehalten werden; oder indem man die Entwickelung der Volkskräfte in besonderer Beziehung und nach bestimmter Richtung hin durch alle oder mehrere Staaten verfolgt. An Werken der einen und anderen Art ist die neuere Statistik schon ziemlich reich. So hatte — um auf dem Gebiete der deutschen Literatur zu bleiben — Malchus in seiner Statistik und Staatenkunde nach umfassenderen Gesichtspunkten besonders die materiellen Kräfte der europäischen Staaten nach ihrem relativen Bestande in helleres Licht gestellt, aber doch noch der intellektuellen und sittlichen Kultur ein verhältnißmäßig allzu enges Feld eingeräumt. Das noch nicht vollendete Werk von Schubert* enthält zwar eine Reihe von Statistiken der einzelnen europäischen Staaten, ohne die massenhaften Erscheinungen des Völkerlebens innerhalb der weiteren Grenzen der großen Staatengebiete und Kulturgebiete zusammenzufassen. Da jedoch durchweg ein wohlgedachtes System der Behandlung zu Grunde liegt, so wird schon hierdurch die Zusammenstellung des Gleichartigen und Unterscheidenden auch über weitere Räume hinaus wesentlich erleichtert.

* In Königsberg.

Geistvolle Andeutungen und Skizzen zu einer allgemeinen Statistik der Kultur hatte sodann Schön in seiner „Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation“ gegeben. Unter den vergleichenden Statistiken der andern Art verdient die der Bewegung der Bevölkerung von Bickes, wenn man auch nicht allen von ihm gezogenen Folgerungen beipflichten mag, doch eine besondere Auszeichnung nicht bloß wegen des Fleißes und der mühsamen Sorgfalt, womit sie bearbeitet ist, sondern besonders auch darum, weil er diese Bewegung nicht als isolirte Erscheinung, sondern im Zusammenhange mit dem ganzen Charakter des Völkerlebens aufgefaßt hatte. Auf eine würdige Weise schloß sich daran später das Werk von Casper über die mittlere Lebensdauer ꝛc.

Jede Aufgabe, die man sich gestellt und mit deren Lösung man sich beschäftigte, ließ jedoch im Felde der Wissenschaft immer neue, noch völlig unerforschte Gebietstheile gewahren. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Umfang und die Beschaffenheit des Stoffs, den uns die Quellen zuführen, seiner Darstellung bestimmte Schranken setzen. Aus den Staaten auf niederer Kulturstufe, wo noch das Bedürfniß der Selbsterkenntniß nicht erwacht ist, und darum auch in genauerer Betrachtung und Vergleichung der Zustände keine Befriedigung sucht, können ohnehin der Statistik nur sehr dürftige Nachrichten zukommen. Ueber diese Länder und Völker wird sie nur einzelne Winke geben und nur auf einen Theil der Staaten des europäisch-amerikanischen Staatensystems etwas näher eingehen können. Selbst für diese darf man lange keine erschöpfende Darstellung in Anspruch nehmen; denn noch giebt es unendlich viel zu sammeln, zweckmäßig zu ordnen und zu verbinden, ehe es zur umfassenden Beleuchtung und Erwägung kommen kann. Aber doch ist selbst das übersehbar vorliegende Material noch lange nicht in dem Maaße, wie es sollte, geistig durchdrungen und beherrscht. Es fehlt hier noch am rechten Muthe des Glaubens, der auch in der Wissenschaft die Berge versetzt, die sich ihren Fortschritten entgegenthürmen. Mögen andere Wissenschaften der Hypothesen zu viele haben, die Statistik hat noch deren zu wenige. Auch im Reiche der Wahrheit muß man wagen, um geistig zu gewinnen; und wie sich Cuvier aus den Bruchstücken einiger Knochen die Thiere der Urwelt construirte, so sollte man das noch unvollständige Gerippe der Thatsachen des Völkerlebens mit Leib und Seele

auszufüllen wagen. Hat man es doch hier, wie dort, mit gesetzmäßigen, organischen Gebilden zu thun! Weitere Erfahrungen und Beobachtungen, wofür ein desto größerer Eifer sich zeigen würde, würden dann ergänzen und berichtigen. Es ist ferner sehr erklärlich, daß die statistischen Forschungen und Mittheilungen stets durch die besonderen Interessen der einen oder andern Zeit, des einen oder andern Staats Richtung und Maaß erhalten. Darum bietet sich bald in dieser, bald in jener Beziehung mehr oder weniger Stoff dar, darum ist häufig da noch Fluth, wenn dort schon wieder Ebbe eingetreten ist. Allein schon der Umstand, daß bald diese, bald jene Quellen der Statistik mehr oder minder reichlich fließen, bereichert unsere Kenntniß, indem er auf das hinweist, was mit größerem oder geringerem Anspruche auf Bedeutung und Geltung im Verlaufe der Ereignisse hervortritt. Mit um so größerer Zuversicht darf die allgemeine Statistik schon auf ihrer jetzigen Bildungsstufe sich vermessen, auch in die innere Werkstätte des schaffenden Geistes zu blicken, der den gegenwärtigen Zustand der Staaten gebildet hat und den künftigen bilden wird. Und so mögen denn hier noch einige Winke gegeben werden über die Art und Weise, wie dies geschehen kann, einige Lücken angedeutet, deren Ausfüllung in einem unmittelbar praktischen Interesse besonders Noth thut, einige Gesetze des Völkerlebens bezeichnet, die man als entdeckt ansehen darf, oder auf deren baldige nähere Ermittlung doch schon der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft hinweist. Für die Ausführung und nähere Bestätigung von Einzelnem, was hauptsächlich wichtig, wird sich später in einigen besondern Artikeln Gelegenheit geben.

Nach dem doppelten Gesichtspunkte, daß eine allgemeine Statistik der neuesten Kultur theils über den gesammten Kulturstand sich ausdehnen, theils den Bestand der Staatskräfte überallhin vergleichend erwägen müsse, bestimmt sich das System der Behandlung. Die weitere Gliederung desselben hängt zunächst von der Gliederung des Völkerlebens selbst ab, das auf der jetzigen Stufe seiner Entwicklung zur Anschauung gebracht werden soll. In Asien treten uns drei Hauptgruppen von Staaten entgegen: diejenigen der ostasiatischen Völker, die hauptsächlich dem mongolischen Stamme * angehören,

* Wie viel sich vom Standpunkte der neueren Physiologie und Psychologie des Völkerlebens gegen die bisherige Eintheilung des

und bei welchen die Buddhalehre in ihren verschiedenen Verzweigungen vorherrscht; sodann die Staaten des kaukasischen Stammes in den beiden Hauptverzweigungen der Hindus mit ihrer Bramareligion, und der Völker des mohammedanischen Staatengebiets. Die Staaten des malayischen Stammes lassen sich nach dem politisch-religiösen Charakter ihrer Institutionen als Pertinenzien der beiden andern Gebiete betrachten, von welchen das islamitische die Herrschaft der ihm eigenthümlich angehörenden Kultur auch über einen kleinen Theil des südöstlichen Europa und einen großen Theil des Ostens und Nordens von Afrika ausdehnt. Auch für Europa bietet sich eine dreitheilige Gliederung nach den Staaten des slawischen, romanischen und germanischen Völkergebiets, als die natürlichste und einfachste dar. Daran knüpfen sich zweckmäßig die Verzweigungen europäischer Herrschaft in allen andern Welttheilen. In Amerika überwiegen das germanische und romanische Element, während das slawische in den russischen Kolonien, das äthiopische und gemischt mulattische in Haity, statistisch von untergeordneter Bedeutung sind. Zwar hat in dieser neuen Welt die Durchmischung mit dem indianischen und äthiopischen Stamme zu eigenthümlichen Schattirungen geführt. Wie aber das aktive Princip des Völkerlebens der europäischen Einwanderung angehört, so wird diese auch in künftigen Geschlechtern das wesentlich Bestimmende bleiben. Selbst die allmälige Verschmelzung oder Vernichtung der auf dem Boden Amerikas noch so schroff sich berührenden nationalen Gegensätze wird den des germanischen und romanischen Elements, wenn auch im Vergleich mit Europa eigenthümlich modificirt, noch entschiedener hervortreten lassen. Australien endlich wird vorzugsweise dem germanischen Elemente zufallen, mit einem schwachen Gegensatze des romanischen in den wenigen spanischen Besitzungen. Ueberhaupt dürften alle Völker und Völkerstämme, die noch zur Zeit nicht in die bezeichneten Staatengebiete fallen, doch früher oder später in den Kreis des europäisch-amerikanischen Völkerlebens gezogen werden, und nur über einen

---

Menschengeschlechts in fünf Hauptstämme einwenden läßt, so kann sie doch immer noch der allgemeinen Statistik der Kultur für ihre größeren massenhaften Unterscheidungen als Anhaltspunkt und zur kürzeren Bezeichnung der Grenzen ihrer Hauptgebiete dienen.

Theil von Afrika möchte sich die durch Entstehung des Islams hervorgerufene Bewegung mit ihrem kulturgeschichtlichen Einflusse noch eine Zeitlang fortsetzen. Alle diese Völker auf niedriger Kulturstufe können in einer Statistik der Kultur, der sie nur wenig Stoff darbieten, höchstens beiläufig berücksichtigt werden. Selbst über die drei Hauptgruppen der asiatischen Staaten sind die Nachrichten ziemlich dürftig. Aber immer wird man den allgemeinen Charakter der Kultur in Asien, wie es doch meistens geschieht, nicht außer Acht lassen dürfen, da erst im Rückblicke darauf die verschiedenen Bildungsstufen der europäisch-amerikanischen Völker in jeder Beziehung deutlicher hervortreten. Diese quantitative Eintheilung ist doch dadurch zugleich eine qualitative, daß in den verschiedenen Staatengruppen zugleich verschiedene Bildungsstufen deutlich bemerkbar sich darstellen. Einen weiteren Eintheilungsgrund, der sich mit dem nach dem äußeren Umfange dieser Staatengruppen kombiniren muß, geben die Hauptzweige der Kultur selbst, als materielle, intellektuelle und sittliche Kultur, an die Hand. Nach diesem Gehalt des Völkerlebens in der Form der Staaten, bedingen sich aber auch die maaßgebenden Formen selbst, und damit der Geist und Charakter der Verfassungen, Gesetzgebungen und Verwaltungen, welche die Statistik als einen Gesammtausdruck der Volksbildung auffassen soll, und nur auf diese Weise in ihrem vollen Sinne auffassen kann. Nur muß dabei niemals übersehen werden, wie Alles, was im Organismus des Völkerlebens als Wirkung hervortritt, auch wieder als Ursache erscheint.

Land und Volk, das letztere zunächst nur als ein Theil der Körperwelt betrachtet, bilden den Stoff der Staatenkörper. Was nun in der Statistik der materiellen Kultur zunächst den Einfluß der geographischen Lage, des physischen Klimas und überhaupt der physischen Beschaffenheit des Landes auf die Bevölkerung betrifft, so erscheint diese allerdings in mancher Beziehung als eigenthümliches Landesprodukt. Von jedem Volke läßt sich sagen, daß es einen besonderen Bodengeschmack annimmt und annehmen muß. Allein das, was ein Volk ist, hängt doch lange nicht bloß von diesen äußeren Natureinflüssen ab; sondern mehr noch von der Eigenthümlichkeit des Stamms und von der Lebensweise, worin es gerade jetzt seine Naturanlagen entwickelt. Sein eigenthümlich

physisches Daseyn ist also immer ein Gesammtresultat sehr mannigfaltiger physischer, geistiger und sittlicher Einflüsse, und so läßt sich denn auch keine scharfe Grenze für die besondere Wirksamkeit der Natur des Landes ziehen, sondern es lassen sich höchstens, nach vergleichenden Analogien, einige allgemeine Andeutungen darüber geben.

Auch die Bewegung der Bevölkerung ist ein vielfach Bedingtes. Wie verschieden aber die Ursachen sind, die auf die Größe der beiden Faktoren — Geburten und Todesfälle — einwirken, so kann doch die Thatsache der Bewegung einer besonderen Beobachtung unterworfen werden. Dies kann nicht bloß für die Frage nach dem absoluten, sondern auch nach dem verhältnißmäßigen Wachsthum der einzelnen Bestandtheile der Bevölkerung in Geschlechtern, Altersklassen u. s. w. geschehen. Hiernach bemerken wir nun in den mehreren Staaten und Staatengebieten einen sehr verschiedenen Gang der Bevölkerung, so daß schon aus diesem Grunde das ganze politische Machtverhältniß, worauf der Traum eines politischen Gleichgewichts auf den jetzigen Grundlagen beruht, einer ziemlich raschen Veränderung unterworfen ist. Ob aber in höherem oder geringerem Grade, zeigt sich im Wachsthum der Population in allen Staaten Europas und Amerikas, worüber nähere Nachrichten vorliegen. Selbst blutige Kriege und die größere Sterblichkeit zur Zeit der Cholera, hatten ihn nur etwas vermindert, aber nicht aufgehoben; und auf jede zeitweise Verminderung folgte wieder eine Periode der schnelleren Zunahme. Und dies geschah nicht etwa bloß in Folge davon, daß sich die verhältnißmäßige Zahl der Ehen vergrößert, weil für ihren zahlreicheren Abschluß mehr Raum geworden war; sondern es trat auch die in ihrer Wirksamkeit temporär gehemmte Naturkraft, worauf die Fortpflanzung beruht, mit größerer Energie hervor. So hat man die Beobachtung gemacht, daß nach Perioden größerer Sterblichkeit die Zahl der Zwillings- und Drillingsgeburten zugenommen hat. Ebenso läßt sich bemerken, daß gerade in den Ländern, wo der Krieg größere Lücken in die männliche Bevölkerung gerissen hatte, diese vor der weiblichen sich besonders stark vermehrt. Wir dürfen hiernach annehmen, daß eine allgemeine Naturkraft stets auf Ersatz jedes besonderen Verlustes hinwirkt, hier also auf die Herstellung des zeitweise gestörten Gleichgewichts

der Geschlechter, allein in ganz anderem Sinne, als in dem der älteren Statistiker, die bei der größeren Zahl männlicher Geburten und Todesfälle unter allen Umständen voraussetzten, daß etwa mit dem 14ten Jahre die Zahl der Knaben und Mädchen sich gleichstelle. Noch ist die Statistik der Bevölkerung in mancher Beziehung höchst lückenhaft. Aber dürfen wir nicht im Hinblicke auf die Wirksamkeit solcher allgemeinen Naturgesetze im großen Körper der Menschheit, welche mit denen des Wachsthums des einzelnen Menschen so große Analogie darbieten, es jetzt schon aussprechen, daß die Zunahme der Bevölkerung an sich ein Zeichen ist, daß die Völker noch nirgends zur Reife des männlichen Alters gelangt sind? daß indessen eine solche Zunahme nicht ins Unbestimmte statt haben kann, und daß vielmehr die menschliche Zeugungskraft stets von der allgemeinen Produktionskraft unsers Planeten bedingt bleiben wird? daß wohl örtliche und zeitliche Uebervölkerung eintreten mag, so wie auch in einzelnen Gliedern des menschlichen Körpers Congestionen statt finden, daß aber die Furcht vor einer allgemeinen Uebervölkerung sehr grundlos und von vorn herein dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen? Von demselben Gesichtspunkte aus, wonach wir eine allgemeine Lebenskraft die Menschheit durchdringen sehen, von welcher Nationen, Familien und Einzelne nur die besonderen Glieder sind, müssen wir anerkennen, daß es ein allgemeines Menschheitsrecht vor und über dem Rechte der Völker, Familien und Individuen giebt. Hier ist es nun, wo die Erfahrungen der neueren Statistik den Spekulationen der Naturphilosophie die Hand bieten. Diese hat bereits auf die Verwerflichkeit der Lehre hingewiesen, die nach hypothetischen Verträgen den Staat zu einem Aggregat von Individuen, die Menschheit zu einem Aggregat von Staaten macht und auf diese Weise, wie schon der geistvolle Troxler in seiner Philosophie der Natur und des Rechts mit treffendem Gleichnisse sagt, die Pyramide umgedreht und auf ihre Spitze gestellt hat. Mit großem Einflusse auf die weitere Ausbildung des Naturrechts und der Politik, vielfache Verzerrungen menschlicher Willkür in den Sphären des positiven Rechts bezeichnend, wird künftig auch die Statistik dazu beitragen, die Pyramide wieder auf ihrer Basis zu befestigen. — Sehr direkt weisen sodann die Veränderungen in der verhältnißmäßigen Zahl der Ehen, so

wie der ehelichen und unehelichen Geburten, auf die jetzigen gesellschaftlichen Zustände und Mißstände hin und geben beachtenswerthe Fingerzeige für Beantwortung der wichtigsten socialen Fragen. Unmittelbar nach den Kriegsjahren und nach den Hungerjahren von 1816 und 1817, hatte sich diese Zahl der Ehen sehr vermehrt, war aber dann wieder gefallen und zwar, so weit wir aus den freilich spärlichen Notizen aus früheren Perioden schließen dürfen, auf einen tieferen Standpunkt, als vor der französischen Revolution. Damit übereinstimmend, deutet die verhältnißmäßig geringe eheliche Fruchtbarkeit in den meisten dicht bevölkerten Ländern von höherer materieller Kultur, wie in England und Frankreich, auf eine zunehmende Verspätung im Abschlusse der Ehen. Hier stoßen wir aber auf eine sehr fühlbare Lücke, deren Ausfüllung eine Aufgabe der Statistik ist, da man erst in einzelnen Bezirken * über das Durchschnittsalter, worin jetzt die Ehen abgeschlossen werden, genauere Beobachtungen gemacht hat. So weit die Angaben reichen, machen sie indessen gerade für die höher kultivirten Länder auf ein großes Mißverhältniß aufmerksam zwischen dem Institut der Ehe nach den Forderungen von Kirche und Staat, so wie nach der Periode, worin naturgemäß der Geschlechtstrieb und die Geschlechtsliebe erwachen, und zwischen derjenigen Zeit, worin nach den gesellschaftlichen Verhältnissen für die große Mehrheit die Eingehung der Ehen erst möglich wird. Sodann lassen die zahlreicheren und frühzeitigeren Ehen unter allgemein günstigen ökonomischen Verhältnissen, wie z. B. in den vereinigten Staaten von Nordamerika, darauf schließen, daß ihre Verminderung und Verspätung in andern Ländern ein Zeichen nationalökonomischer Verschlimmerung ist. In welchem Sinne sich dies behaupten läßt, soll unten in einigen Betrachtungen über die Vertheilung des Einkommens hervorgehoben werden. Mit dieser größeren Schwierigkeit der Gründung ehelicher Hausstände hängt aber auch zusammen, daß die ökonomischen Rücksichten bei dem Abschlusse der Ehen so entscheidend und diese so häufig eine oft schmutzige Handelsspekulation geworden sind; daß eben damit die sittliche Bedeutung der Ehe sich vermindern mußte. So erklärt es sich, daß die neueren Socialisten gegen dieses Institut insbesondere

* Wie z. B. im Canton Genf.

ihre Angriffe richteten, und daß eine eigenthümliche Literatur entstehen konnte, die in ihrer Weise dieselbe Richtung einschlug. Man hat die Tendenz des s. g. jungen literarischen Deutschlands heftig angefochten; aber wenigstens hätte man nicht übersehen sollen, wie sie aus unseren socialen Zuständen entsprungen und nicht sowohl an sich ein Uebel, als ein Symptom desselben ist.

Die Vertheilung der Bevölkerung nach Volks- und Sprachstämmen war immer ein Gegenstand der Statistik. Es ist von großem Interesse, hier die Veränderungen nicht unbeachtet zu lassen, die schon im Aeußeren der verschiedenen Volksstämme statt haben. Im Fortschritte des Völkerlebens verschwindet der frühere einförmige Typus sowohl der Physiognomien, als selbst der Gestalten. Dies ist nicht bloß eine Folge der zahlreicheren Vermischungen mit andern Stämmen, sondern auch der Zerlegung der früher einfachen Berufsart in vielfach auseinander gehende, besondere Zweige und des Einflusses, den die Vervielfältigung der Lebensweisen und Thätigkeitsweisen nothwendig haben muß. Es tritt also eine größere Mannigfaltigkeit der Individualität hervor, die aber keineswegs eine nur äußerliche ist. Die Beobachtung der einschlägigen Thatsachen bestätigt eine Bemerkung, die auch Hegel von seinem spekulativen Standpunkte aus gemacht hatte.

Mit dem, was für die Vertheilung nach Volksstämmen hauptsächlich wichtig ist, mit den gesetzmäßigen Veränderungen im Umfange der Sprachgebiete, hat sich die Statistik kaum noch befassen mögen. Ein Volksstamm, oder ein Theil eines solchen, der seine Muttersprache aufgibt, gibt eben damit seinen Nationalgeist auf. In wie weit und unter welchen Bedingungen findet nun ein solcher Tod der Völker, eine Auflösung und Verschmelzung derselben mit andern Nationalitäten statt? Die Sprachen sind Mittel des persönlichen Verkehrs, und die Interessen desselben bedingen wesentlich die Ausbreitung der Sprachen. Ein tieferes Eingehen in die Sache zeigt indessen, wie die verschiedenen Kreise eines mehr oder minder lebhaften Verkehrs nach äußeren Naturgränzen sich bemessen. Nur muß man diese nicht ausschließend in Gebirgen, oder Meeren, oder gar in Strömen ꝛc. suchen, sondern bald in dem Einen, bald in dem Andern; und oft werden sie auch nur in minder fruchtbaren und minder bewohnbaren Strecken zu entdecken seyn. Immer haben jedoch die Nationalitäten und Sprachen eine entschiedene Tendenz,

sich bis zu solchen natürlichen Gränzen auszudehnen. Dies zeigt die nähere Betrachtung des Bildungsprozesses der europäischen Nationen, vom Chaos der Völkerwanderung an bis zur neuesten Zeit. Er ist auch jetzt noch nicht ganz vollendet, aber doch so weit der Vollendung nahe gerückt, daß sich künftig alle weiteren Veränderungen in den Sprachgebieten und Nationalgränzen nur auf unbedeutende Schwankungen beschränken können. Mit dieser natürlichen Gliederung nach Nationen wird aber auch die Forderung und das Bedürfniß einer entsprechenden politischen Gliederung lebhafter erwachen und die Bedingungen werden deutlicher hervortreten, unter welchen von einem einzig möglichen organischen Gleichgewichte der Staaten die Rede seyn kann, in anderem Sinne und auf andern Grundlagen, als sich eine bloß mechanische Staatskunst ihr Idol eines politischen Gleichgewichts gedacht hatte.

Nach der allgemeineren Betrachtung von Land und Volk, als der beiden Bestandtheile der Staatenkörper, ist auf ihre Wechselwirkung, zunächst zum Zwecke der materiellen Produktion einzugehen. Hier ist es nun wieder die höhere Aufgabe der Statistik, nicht bloß die Masse der jährlichen Erzeugnisse auszumitteln, sondern die producirenden Kräfte selbst auf dem gegenwärtigen Standpunkte ihrer Entwickelung, so wie nach der Art und Weise ihrer Wirksamkeit und mithin das ins Auge zu fassen, was sich als Organisation der Arbeit bezeichnen läßt. Auch diese Organisation der Arbeit bleibt zwar stets von der Naturbeschaffenheit der Länder und Völker abhängig; sie ist aber zugleich ein Ausdruck des höheren oder geringeren Grads der geistigen Bildung und der Lebensstufe, welche die Nationen da und dort beschritten haben. Vom allgemeinsten Gesichtspunkte aus ist nun hier zunächst das Verhältniß der produktiven Menschenkraft zu den verstandeslosen Naturkräften zu erwägen. Dafür lassen sich drei Hauptstufen der materiellen Kultur unterscheiden, die aber in sehr allmähligen Uebergängen sich in einander verschmelzen. Auf der untersten Stufe einer noch sehr isolirten Thätigkeit sorgt zumeist jede einzelne Familie für die Befriedigung ihrer gesammten, noch einfachen Bedürfnisse der Nahrung, Kleidung und Wohnung. Erst der größere und festere gesellige Verband macht eine größere Theilung der Arbeit möglich und läßt die Vorzüge einer fortschreitenden Zerlegung derselben in speciellere Berufszweige erkennen.

Es ist dies die Periode der umfassenderen Association menschlicher Thätigkeiten, in welcher aber noch der Mensch selbst, mit seiner bloß körperlichen Kraft, eine Hauptrolle der materiellen Produktion übernimmt. Die Resultate dieses Hand in Hand Arbeitens sind schon verhältnißmäßig viel beträchtlicher. Aber wie daraus eigenthümliche Vortheile hervorgehen, so erzeugen sich auch eigenthümliche Nachtheile, besonders dadurch, daß eine große Menge von Menschen zu einer bloß einförmig mechanischen, geisttödtenden Beschäftigung verurtheilt wird. Durch diese fortschreitende Theilung der Arbeit wird jedoch diese in ihre einfachsten Elemente zerlegt und nun erst wird es möglich, die einförmig wiederkehrenden Thätigkeiten mehr und mehr den verstandeslosen Naturkräften zuzuweisen, die Menschenkraft durch Maschinenkraft zu ersetzen. Während zahlreiche Nationen noch jetzt auf jenen niederen Stufen der materiellen Kultur stehen, haben andere schon die höhere erreicht. Selbst für diese sind jedoch die Fortschritte so verschieden, daß z. B. in England, nach den Schätzungen von Egen, die den Zwecken der Produktion unterworfene Kraft der äußern Natur mehr als das Dreifache der producirenden Menschenkraft, in Frankreich und Preußen noch nicht das Anderthalbfache beträgt. Zwar ist schon jedes Werkzeug, dessen wir uns bedienen, eine Maschine, und in diesem Sinne reicht die Entstehung des Maschinenwesens in die früheste Zeit jedes Volkes hinab. Immer gehört jedoch der besonders rasche Aufschwung desselben und seine Anwendung nach einem viel umfassenderen Maaßstabe in der großen Fabrikation, den letzten Jahrzehnten an. Für das europäische Völkerleben läßt sich hiernach die Periode bis zum Mittelalter als erste Kulturstufe bezeichnen. Mit dem Corporations- und Zunftwesen des Mittelalters beginnt die zweite, die allmählig in eine zunehmende Vertheilung der Arbeit unter zahlreicher zusammengreifende Menschenhände, oder in das eigentliche Manufakturwesen übergeht, das man in der neuesten Zeit, mit richtigem Blicke in die Natur der Verhältnisse, von der eigentlichen Fabrikation durch Maschinen unterschieden hat. Erst die französische Revolution hat dem seit dem 16. Jahrhundert absterbenden Mittelalter den Todesstoß gegeben und uns zu seinen Erben eingesetzt, damit wir das Ueberlieferte in anderem Sinne verwenden. Und sehr nahe mit diesem Ereignisse, das die Schwelle unserer Zukunft bezeichnet, fällt die

Entstehung der großen Fabrikation zusammen, die noch nicht viel über ein Menschenalter hinausreicht.

Hiernach ist nicht zu verkennen, daß wir noch im Anfange einer neuen Phase der Entwickelung stehen. Dies beweisen schon die bemerkten großen Unterschiede im Grade der Unterwerfung der Naturkräfte unter die Herrschaft des Menschen. Sehr wichtig ist es nun für die Statistik, nach allen Hauptrichtungen den Einfluß der verschiedenen Stufen der Organisation der Arbeit zu ermessen. Man hat viel von der nachtheiligen Wirkung der Arbeit in Fabriken auf die leibliche und geistige Gesundheit der Arbeiter gesprochen. Aber man hat noch kaum unterschieden zwischen der bloßen Vertheilung unter Menschenhände, wo noch der Arbeiter selbst die Maschine ist, und der Vertheilung zwischen Menschenkraft und Maschinenkraft; und man konnte schwer unterscheiden, weil noch beide Arten von Organisation der Arbeit vielfach ineinander greifen. Immer läßt sich jedoch von vorn herein annehmen, daß die weitere Vervollkommnung des Maschinenwesens nur förderlich einwirken kann, weil dadurch die in jeder Beziehung so schädliche, einförmige Arbeit mehr und mehr auf die äußeren Naturkräfte übergeht. Die Thätigkeit des Menschen muß also freier werden. Er wird zum geistigen Lenker der Naturkräfte, zum Steuermann des Schiffes, auf dem er früher, mit der Kette des Galeerensklaven an seinen Beruf gefesselt, nur in eintönig wiederkehrenden Schlägen das Ruder schwingen konnte. Schon jetzt bestätigen direkte, neueste Erfahrungen, namentlich aus einigen Bezirken Englands, wo die große Fabrikation in höherem Grade ausgebildet ist, die Richtigkeit dieser Bemerkungen. Nicht bloß die hohe mittlere Lebensdauer in diesen Bezirken ist ein günstiges Zeugniß für die leibliche Gesundheit; sondern man hat auch bei diesen Arbeitern mit Maschinen, im Gegensatz mit den als Maschinen arbeitenden Manufakturisten, eine viel größere geistige Gewandtheit und Anstelligkeit zu den verschiedensten Geschäften beobachtet.

Für die Organisation der Arbeit ist ferner die Vertheilung der produktiven Menschenkräfte an die drei Hauptzweige der landwirthschaftlichen, industriellen und commerciellen Thätigkeit zu beachten. Bei einer schon höher gestiegenen Kultur des Bodens, wird sich eine relativ größere Zahl von Menschen den Gewerben und dem Handel zuwenden. Dieser verhältnißmäßig stärkere Wachsthum

der industriellen und commerciellen Bevölkerung wird durch übereinstimmende Erfahrungen bestätigt. Auch hierin finden sich jedoch sehr verschiedene Abstufungen. Die so geringe landwirthschaftliche Bevölkerung Englands, bei einer so reichen Produktion, zeigt uns namentlich, daß noch in andern Ländern viel zu viel Menschenkraft im Ackerbau verschwendet wird, und daß, unbeschadet seiner Resultate, eine viel vortheilhaftere Vertheilung an die Hauptzweige des Berufs möglich ist. Mit der stärkeren Zunahme der Gewerb und Handel treibenden Klassen hat bisher der relativ stärkere Wachsthum der städtischen vor der ländlichen Bevölkerung ziemlich gleichen Schritt gehalten. Allein die Gründe, wodurch Industrie und Handel vorzugsweise in die Städte gewiesen wurden, haben in neuester Zeit zum großen Theile ihre Bedeutung verloren. Wie Stadt und Land politisch und staatsrechtlich sich näher gerückt sind, so rücken sie zugleich faktisch sich näher, da vielfache Zweige der Industrie mehr und mehr auf das Land übergehen und hiernach auch die Gegensätze zwischen städtischem und ländlichem Leben in ihrer früheren Schärfe sich mildern. Auch für diese wichtige Veränderung im Kulturstande bietet die neuere Statistik manche Erfahrungen.

Die verschiedenen Stufen und Formen der Organisation der Arbeit bedingen wesentlich den Umfang und die Beschaffenheit der materiellen Produktion. Neben der Masse und Art der Genußmittel, hat die Statistik ihre Vertheilung ins Auge zu fassen. Fast alle neueren, sehr zahlreichen Schriften über Pauperismus glauben für eine bedenkliche Zunahme der Armuth vielfache Belege anführen zu können. Gleichwohl läßt sich bemerken, daß fast in allen Staaten die Produktion in noch höherem Grade, als die Bevölkerung zunimmt; daß der Arbeitsverdienst im Verhältnisse zu den Genußmitteln, die man sich dafür verschaffen kann, fast aller Orten gewachsen, wenigstens kaum irgendwo gesunken ist; daß in Folge davon durch alle Klassen hindurch die Zahl der Besitzenden und der reichlicher, als früher, Genießenden sich vermehrt hat. Die anscheinenden Widersprüche lösen sich, wenn man beachtet, daß durchweg Erwerb und Vermögen, aber gleichzeitig auch die Abstände des Vermögens sich vergrößern können; daß die absolute Armuth sich vermindern kann, während die relative sich erhöht, weil die mit der steigenden Produktion gleichzeitig

zunehmenden Bedürfnisse und Ansprüche auf Genuß noch in höherem Maaße, als die Mittel ihrer Befriedigung, sich vermehren. In dieser Hinsicht läßt sich eine Verschlimmerung der ökonomischen Verhältnisse schwerlich in Abrede stellen, und damit hängt denn auch die schon berührte Verminderung und Verspätung der Ehen, so wie die oft so feindselige Stellung der Arbeiter zu den Unternehmern der Arbeit zusammen. Es gehört dies zu den Wehen der Zeit, die nimmer ausbleiben, wenn eine Periode beschlossen wird und eine neue weltgeschichtliche Epoche ins Leben tritt. So manche Bande des Rechts und des Herkommens sind gesprengt; die früheren grundherrlichen und zunftmäßigen Vereinigungen sind gelöst, oder doch gelockert, und der Concurrenz der Kräfte und Interessen ist eine freiere Bahn geöffnet worden. Zwar sehen wir schon in neuen Associationen größere Massen mannigfaltigerer Kräfte zu gemeinschaftlichen Zwecken der Produktion vereinigt, also daß im Ganzen viel Größeres geleistet wird, aber noch ist lange nicht in demselben Maaße auch die Wiedervereinigung und Versöhnung der ökonomischen Interessen gelungen. Hier liegt die wichtigste Aufgabe der Socialpolitik. Hier ist das weite Feld, auf welchem in den Lehren eines Owen, St. Simon und Fourier, nachdem einmal die alten Schranken wenigstens theilweise gebrochen waren, eine ungebundene Phantasie den Zügel schießen ließ, und welches vor Allem mit Umsicht ermessen und bebaut werden muß, wenn ihm nicht eine verderbliche Saat entsprießen soll. Vom Bedürfnisse der Zeit getrieben, schickt sich endlich die besonnene Wissenschaft an, mit noch sehr schüchternen Schritten darauf einzugehen. Auch weist die Statistik manches Einzelne nach, was weitere Uebergänge vermitteln mag. Allein während so manche andere Gegensätze unseres socialen Lebens, wenn nicht verschwinden, doch sich mildern, läßt sich erwarten, daß der des Reichthums und der Armuth, oder vielmehr der viel und wenig Bemittelten, noch schärfer hervortreten wird, und daß er noch den Keim mancher Kämpfe und Zerwürfnisse in seinem Schooße trägt.

Jede besondere Berufsthätigkeit, auch für die materielle Produktion, nimmt in besonderer Weise zugleich die geistigen Kräfte in Anspruch. Der Beruf, den sie sich gewählt, oder der ihnen geworden, ist die fortdauernde Schule der Menschen: sie werden, was sie thun. Die Veränderungen in der Organisation der Arbeit,

sowohl im Umfange der Herrschaft über die Natur, als im Verhältnisse der Hauptklassen von Producenten, müssen darum auch den ganzen geistigen Gehalt des Volkslebens verändern. Wenn mit viel geringerem Aufwande menschlicher Körperkraft eine viel größere Summe materieller Genußmittel erzeugt wird, so muß endlich dem menschlichen Geschlecht im Ganzen für geistiges Schaffen und Genießen mehr Zeit gewonnen werden, also daß auch in diesem Sinne die Völker eine neue Zeit sich erschaffen. Und weil sie im Allgemeinen um so mehr intellektuell thätig sind und es seyn müssen, je mehr sie aufhören, nur materiell zu wirken, muß im Ganzen mehr Geist aus der Materie frei und entbunden werden, so daß, während die Dichtigkeit der Bevölkerung steigt und hiernach die Nationen körperlich wachsen, zugleich die Intensität der geistigen Kraft zunehmen muß. Im Großen gilt also für das Völkerleben, was für das Einzelleben gilt. Dies hat nun aber den unmittelbarsten Einfluß auf alle socialen Verhältnisse und namentlich auf die politischen Zustände. Die Griechen waren politisch frei, so weit sie an den Angelegenheiten ihrer Gemeinwesen Theil nehmen konnten, und sie konnten daran Theil nehmen, weil ihnen ihre Sklaven die Zeit und mittelbar die Fähigkeit dazu erwarben. Es war dies eine Organisation der Arbeit, die auf eine Theilung derselben zwischen Menschen und Menschen sich gründete; und dieselbe Theilung geschieht in der neueren Zeit zwischen Menschen und verstandeslosen Naturkräften. Was man immerhin nach Erfahrungen aus einem beschränkteren Kreise dagegen einwenden mag, alle Maschinen, die wir bauen, führen die Periode staatsbürgerlicher Gleichheit näher heran, weil sie die Fähigkeit der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten vermehren und weil diese den Anspruch und das Recht auf diese Theilnahme bedingen. Auch dafür hat eine umsichtig vergleichende Statistik manche Belege anzuführen.

Kein Geist kann ohne Körper erscheinen. Auch jede Erfindung und jede Entdeckung des menschlichen Geistes hat ihren Leib und greift damit von ihrer Geburt an in die Gestaltung der materiellen Verhältnisse ein. Schon der Grad der Unterwerfung der verstandeslosen Kräfte unter den menschlichen Verstand ist ein Zeichen und ein Maaßstab für den Grad der geistigen Kultur. Auf der andern Seite haben die materiellen Zustände den größten Einfluß

auf intellektuelle Bildung. Vor Allem gilt dies von dem nationalökonomischen Verhältnisse der Vertheilung des Einkommens, schon aus dem Grunde, weil Denen, die nur für leibliches Bedürfniß zu kämpfen haben, selbst die äußeren Hülfsmittel dafür in höherem Maaße versagt bleiben; während auch das Uebermaaß des Reichthums und die allzu große Leichtigkeit, allen sinnlichen Gelüsten zu genügen, häufig die intellektuelle Spannkraft erschlaffen mag. Weil nun bei dieser Wechselwirkung alles Geistige zugleich körperlich sich ausprägt, haben selbst noch manche neuere Statistiker von einer besonderen, oder einer mehr als beiläufigen Statistik der intellektuellen Kultur sich entbinden zu dürfen geglaubt. Diese beschränkte Ansicht ist aber schon darum zu verwerfen, weil gerade der fruchtbare Gedanke der That voraus eilt und nur allmählig in das äußere Volksleben übergeht; und weil es die höhere, aber auch die schwierigste Aufgabe ist, die Bedeutung der in die Gegenwart gelegten Keime, und nach dem Geiste der Erscheinungen die Richtung und das Ziel der Bewegung zu ermessen.

Für die Statistik der intellektuellen Bildung ist das Erziehungswesen in seinem Zusammenhange mit der Familie, mit den Ansprüchen und Anstalten des bürgerlichen und öffentlichen Lebens ins Auge zu fassen, dann aber auch der Nationalgeist zu schildern, wie er aus eigenthümlichen Naturanlagen in den gegebenen socialen Verhältnissen sich entwickelt, und ganz besonders in der Ausbreitung, Verzweigung und dem innern Gehalte der Literaturen, so wie in Tendenz und Charakter der neuesten Erfindungen und Entdeckungen sich kund thut. Schon die Bezeichnung des Umfangs dieses Gebiets unserer Wissenschaft läßt bemerken, daß Diejenigen sehr einseitig schließen, die nur in dem Zustande des Schulwesens, in der größeren oder geringeren Verbreitung des Angelernten, einen ausschließenden Maaßstab für die intellektuelle Kultur gefunden zu haben meinen. Gleichwohl ist diese zunehmende Verbreitung, besonders der Elementarkenntnisse, nicht nur darum sehr zu beachten, weil dadurch größeren Massen der Uebergang zu höheren Bildungsstufen erleichtert wird; sondern weil sie auch für die Aufnahme des schriftlich verkörperten Gedankens in größerem Umfange empfänglich werden, und weil sich hiernach leichter, als früher, gleichförmigere Ansichten über Das, was Alle berührt, verbreiten. Damit hängt zum Theil die Ausbildung größerer

Parteien in der neueren Zeit, die wachsende Macht der sogenannten öffentlichen Meinung, oder Meinungen, zusammen. Der Zeitungsapparat für den electrischen Funken des Gedankens ist durch die Ausdehnung des Schulwesens vervollständigt worden und von dem Denken geht man wohl auch leichter zum Handeln in Masse über. Geht nun die Statistik auf das Verhältniß von Schule und Leben näher ein, so wird sie nicht verkennen, wie dieses durch gewaltige Ereignisse der neueren Zeit so sehr in allen Tiefen erschüttert wurde, wie neue Erfindungen und Entdeckungen so sehr seinen Gehalt verändert und es in andere Bahnen gelenkt haben, daß die ihm nachhinkende Schule, welche noch viel zu sehr mit einem schwerfälligen Ballaste der Vergangenheit den Raum versperrt, weit entfernt geblieben ist, seinen Forderungen zu genügen und mit ihm gleichen Schritt zu halten. Dieselben Begebenheiten haben viele Völker, ihnen selbst unerwartet, aus den engen Schranken des häuslichen in die weiten Kreise des öffentlichen Lebens hinausgedrängt; und so begegnen wir auch darin einem besonders auffallenden Widerspruche, daß die Ereignisse zu aktiven Staatsbürgern gemacht haben, während es noch keine staatsbürgerliche Jugenderziehung gab und selbst jetzt nur in rohen Anfängen giebt.

Die Statistik der Literatur, dieses freieren Erzeugnisses des reiferen Geistes, bezeichnet schon unmittelbarer, als die Statistik des Schulwesens, die intellektuelle Kulturstufe der Nationen. Aber sie ist doch gleichfalls kein vollständiger Ausdruck derselben, wie man in unserer viel schreibenden und lesenden Zeit, die so gern das Schreiben auch für Handeln ausgiebt, zu glauben geneigt ist. Eine Selbstvergötterung der Literatur durch die Literatur ist charakteristisch für unsere Periode. Man hat fast nur noch ein Urtheil über literarische Talente und macht kaum Anspruch darauf, ein anderes zu haben. Der Staatsmann und Feldherr, welche die Geschichte machen, gelten kaum so viel, als der Historiker, der sie beschreibt, als der Sänger, der die Thaten besingt, und das savoir faire weniger als das savoir, wenigstens in der allgemeineren Werthschätzung. Die vorherrschende Tendenz, alles Gedachte, was irgend bedeutend ist, oder was den Producenten als bedeutend erscheint, sogleich schriftlich zu verkörpern, hat indessen allerdings die Literatur zu einem viel wichtigeren Gegenstande der Statistik der Geistesbildung gemacht, als sie es in früheren Perioden war.

Sie ist ein Spiegel des Lebens der Völker geworden, in längerem und breiterem Rahmen, als je zuvor. Hiernach sehen wir in allen Ländern Europas die Masse der Literaturen in viel größerem Umfange zunehmen, als die Erzeugnisse irgend eines Zweiges der materiell producirenden Industrie. Wir sehen die literarische Bevölkerung der Bücher und Schriften in viel stärkerem Verhältnisse, als die Nationen selbst, sich vergrößern. Freilich ist es eine andere und schwerlich zu bejahende Frage, ob dort, wie hier, die mittlere Lebensdauer jener Kinder des Geistes zugenommen hat? Wie es in der materiellen Production und Consumtion einen schädlichen Luxus giebt, so auch in der Literatur. Man hat sich zwar schwerlich über allzu großen Geistesreichthum und seine Verschwendung zu beschweren, aber doch häufig über eine mehr als bloß unnütze Verschwendung von Zeit und Arbeit. Dieser Luxus der literarischen Produktion kommt zugleich den Lesern, als Consumenten, schlecht zu statten. Es wird ihnen so mancherlei geboten und so hastig von ihnen verschlungen, man muß so viel Unbedeutendes hinnehmen, um nur auch mit dem Bedeutenden bekannt zu werden, daß eine geistige Erschlaffung die nothwendige Folge ist. Dies gilt jedoch nur von den sogenannten gebildeten Ständen und von der hauptsächlich auf sie berechneten Literatur. Anders ist es mit den populären Schriften, die mehr und mehr in den untern, also in denjenigen Volksklassen Eingang finden, die schon durch die Art ihres Berufs vor Uebersättigung durch Lectüre bewahrt bleiben. Hier fällt auch der spärlicher ausgesäete Saamen auf einen weniger abgenützten und darum empfänglicheren Boden. Man darf also behaupten, daß auf der einen Seite verloren, aber auf der andern um so mehr gewonnen wird; daß die sogenannten gebildeten Stände im Allgemeinen herabgedrückt, die Massen aber geistig gehoben werden; daß also auch der Entwickelungsgang der Literaturen dazu beiträgt, mit andern Arten von Aristokratie diejenige der jetzigen Bildung zu vernichten, was kein Unglück ist, da sie von der allein anzuerkennenden Aristokratie des Talents und Charakters sehr verschieden und häufig geradezu entgegengesetzt ist. Mit aus diesem Grunde ist die fortschreitende Popularisirung der Literaturen, wie sie in der Ausdehnung der periodischen Presse, in der Zunahme aller Arten von Volksschriften, von Encyklopädieen ꝛc. sich kund thut, sehr zu beachten.

Nächst dieser Popularisirung ist die mit ihr zum Theil zusammenhängende Nationalisirung der Literaturen von besonderer Wichtigkeit für die Statistik. Ein rascherer Weltverkehr, die Nationen einander näher rückend, hat auch den Austausch der geistigen Güter gefördert, und was irgendwo Bedeutendes erscheint, wird alsbald unter alle andern civilisirten Nationen verpflanzt. In diesem Sinne ist eine Weltliteratur entstanden und wird künftig bestehen. Aber was die Nationen einigt, das scheidet sie auch, und gerade in der Vervielfältigung geistiger Berührungen wird das Besondere deutlicher erkannt und lebhafter empfunden, so daß nun auch das national Eigenthümliche seine Ansprüche und sein Recht entschiedener geltend macht. Für alle lebenden Hauptsprachen unsers Welttheils hat endlich die Periode der Emancipation für den freieren schriftlichen Verkehr begonnen; und allerwärts ringt man sich los von den Fesseln einer Universaldespotie des Geschmacks und der Bildung. Darin liegt ein bedeutendes Zeichen von dem alle Kulturgeschichte beherrschenden Gesetze, wonach sich die umfassendere Einheit und die reichere Entfaltung und Mannigfaltigkeit gegenseitig bedingen. In diesen verschiedenen Beziehungen bleibt nun der Statistik der Literatur viel zu ergänzen und hervorzuheben. Noch ein besonderer Mangel macht sich darin fühlbar, daß man die verhältnißmäßige Zunahme oder Abnahme der einzelnen Zweige der Literatur zu wenig berücksichtigt. Während der Baum der Erkenntniß in üppigem Wachsthume seine Frucht tragenden Aeste, wie seine Wasserschossen, überallhin verbreitet, sind doch zugleich einzelne Zweige beinahe ganz abgestorben. So hat sich z. B. die genealogische Literatur, die noch in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ziemlich umfangsreich war, jetzt sehr ins Enge gezogen. Dies ist keine bloß zufällige Erscheinung. Die Bedeutung besonderer Familien muß in demselben Maaße verschwinden, als sie sich mehr in einander und in das Ganze der Völker verzweigen, und als diese nicht mehr als bloß leidende Massen, sondern als große, selbstthätige Persönlichkeiten in den Vordergrund der Weltgeschichte eintreten.

Wie die Statistik der intellektuellen Kultur, so ist die des Nationalcharakters und der Gesetze, wonach sich die Veränderungen im sittlichen Gehalte des Völkerlebens bemessen, noch sehr dürftig ausgestattet. In der bisher so einseitigen Richtung unserer

Wissenschaft auf die materiellen Verhältnisse liegt aber ein Hauptgrund, warum ihre Behauptungen und Vorhersagungen so oft vor den Ereignissen der nächsten Zukunft zum Spotte wurden. Hatte man doch überall, noch am Vorabende großer Umwälzungen, auf die steigende Wohlfahrt des Volkes hingewiesen und mit vollem Grunde dies thun können. So war in Frankreich zwar die Staatsschuld sehr gestiegen, aber seit einem Jahrhunderte bis zum Ausbruche der Revolution hatte doch das Nationaleinkommen in noch viel stärkerem Verhältnisse zugenommen. Das Gedeihen aller Zweige der materiellen Produktion in Frankreich und den Niederlanden während der Restauration und der oranischen Herrschaft hatte ebenso wenig den neueren Ereignissen vorbeugen können. Nur Wenige mochten die Nähe erschütternder Krisen geahnt haben, und Diejenigen hatten sie nicht ahnen können, die nur den Magen des Volks, das Thier im Menschen, in Betracht zogen, ohne sich um Kopf und Herz zu bekümmern.

Auch für die Schilderung von Charakter, Sitte und Sittlichkeit der Nationen muß man nicht übersehen, daß sie von Natureinflüssen und Anlagen, aber zugleich von ihrer Ausbildung nach den verschiedenen Altersstufen der Nationen abhängen; und daß gerade auf höheren Stufen der früher überwiegende unmittelbare Einfluß der äußeren Natur mehr und mehr zurücktritt. Nach beiden Beziehungen soll sich die Statistik zu orientiren suchen, und es klärt sich dann Manches auf, was im Völkerleben eine Anomalie scheint, und bei näherer Betrachtung dennoch den Erscheinungen des Einzellebens ganz analog ist. Kinder sehen und sind sich ähnlicher, als Erwachsene. Aber ihre rasch auflodernden Neigungen und Abneigungen laufen wie bewegliches Quecksilber ebenso bald ineinander, als auseinander, und sie erscheinen dann als scharf getrennt, während sie doch innerlich wesentlich Eines bleiben. Das reifere Alter, den Charakter festigend, ohne ihn völlig erstarren zu lassen, macht erst die Einzelnen zu einem dauernd Besonderen. Aber um als Besonderes sich zu behaupten und geltend zu machen, muß man sich den Andern zur Seite ordnen, in gemeinsamen Zwecken und Bestrebungen sich ihnen anschließen. Nur in dieser Beziehung hat der lebhaftere Weltverkehr die civilisirten Nationen auch nach ihrem Charakter und nach ihrer sittlichen Kultur einander genähert. Diese Annäherung ist jedoch mehr eine äußerliche,

ohne die innerliche Eigenthümlichkeit aufzuheben; es ist vielmehr ein näheres Nebeneinander, als ein Ineinander. Und wenn man jetzt viel von einer allgemein gleichmachenden Kultur spricht, so mag man zwar zugeben, daß bei den zahlreicheren Berührungen der Völker mit Völkern die schärfer auseinanderhaltenden Ecken ihres Charakters allmählig sich abrunden; daß aber diese Kultur nicht bloß abschleift, sondern auch mehr ins Einzelne ausschleift, und daß, weil das Gepräge feiner, die Mannigfaltigkeit der nationalen Charaktere nicht geringer wird. Vielmehr ist die Möglichkeit dieser feineren Ausprägung an sich selbst ein Zeichen, daß das Leben noch zur Zeit die Völker härtet, aber sie keineswegs in eine weicher verschmelzende Masse auflöst. Diese Auflösung wäre ihr Sterben, oder ihr Gestorbenseyn; und alle Zeichen sprechen dafür, daß diese Periode noch unermeßbar ferne ist.

Als besondere Zweige der Statistik der moralischen Kultur darf man die der Kunst und der Religionen ansehen, weil sich darin wenigstens in gleichem Maaße die Kräfte des Gemüths, wie des Geistes offenbaren. Unsere Zeit will sich eine neue Zukunft gebären, und die Mutter, die in den Wochen ihre Schmerzenslaute ausstößt, kann und mag nicht das Glück der Liebe besingen. Erst müssen die rauheren Stürme, die den Frühling ankündigen, verbraust seyn, ehe die Blüthe hervordringt. So fordert auch jede höhere Blüthe der Kunst eine gewisse Befriedigung nicht bloß im Volksleben, sondern auch durch dasselbe. Dieses aus tausend neuen Keimen hervordringende Völkerleben hat sich indessen noch lange nicht harmonisch genug vollendet, daß ihm die Kunst ihre Kränze um das Haupt winden könnte. Auch sie schreitet jedoch einer neuen Periode entgegen: die Elemente dazu kündigen sich an und gähren trübe durcheinander. Jene „Poesie der Verzweiflung“, wie man die wohl als vorherrschend zu bezeichnende Richtung der neueren Dichtkunst treffend genannt hat, ist nur das Echo der Dissonanzen, in die das Leben auseinander geht und die ihrer Lösung und höheren Einigung entgegensehen. Was von der Dichtkunst, gilt von Musik, Malerei und Plastik. Jede absolute Geschmacksherrschaft ist gestürzt und auch hier ist die Periode der freieren Concurrenz der Kräfte eingetreten. Allein sie zerfallen nach tausend Richtungen; darum das Ergreifen aller Manieren der Vergangenheit, neben vielfachen neuen

Versuchen. Jede Welle, die das bewegte Leben schlägt, wird zum schnell aufgeworfenen Parnasse, worauf die Künste wechselnd sich schaukeln, ohne noch durch eine verbindende Kraft auf höheren Gipfel gehoben zu werden. Die Statistik der Kunst wird indessen nicht übersehen, daß auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Literatur, eine Tendenz der Popularisirung entschiedener hervortritt, welcher nicht bloß durch manche technische Erfindungen der neueren Zeit, wie durch Lithographie, Stahlstich u. dgl. Vorschub gethan wird, sondern die sich auch in der Gründung zahlreicherer Kunstvereine offenbart. So sucht man sich denn im Volke selbst wieder eine festere und umfassendere Grundlage zu schaffen. Aber auch für die neue Kunst bildet sich erst der Körper aus, denn alle jene Verbindungen sind nur äußerlicher Art, und noch fehlt die von Jenen gebotene Association der in ihrem Streben sich gegenseitig unterstützenden Kräfte, wie sie nur durch den herrschenden Charakter eines vollendeteren Volkslebens erzeugt werden kann.

Auf dem Gebiete der Religionen ist es wieder nur die rohere Arbeit des Stoffsammelns und Ordnens, wenn sich die Statistik damit begnügt, uns nur mit der Vertheilung der Bevölkerung nach den verschiedenen Glaubensbekenntnissen bekannt zu machen. Ihre höhere, wahrhaft wissenschaftliche Aufgabe ist es, die hier stattfindenden Veränderungen und ihre fortwirkenden Ursachen nachzuweisen. Wenn das Asien der jetzigen Zeit, im Vergleich mit dem selbstthätig strebenden Europa und Amerika, auch in religiöser Beziehung einer starren Stabilität verfallen ist, so gewahren wir doch zugleich im Christenthum diesen Gegensatz von Beharrung und Bewegung in den drei Hauptabstufungen der griechischen Kirche, des Katholicismus und Protestantismus. Im Bereiche der Ersteren herrscht noch eine fast unerschütterte Glaubensruhe, während im Katholicismus schon weit mehr Gährung und Schisma sich ankündigt und gar der Protestantismus in immer zahlreicher gewordene Sekten sich zerlegt hat und zerlegt. Am meisten war dies der Fall, wo die volle Anerkennung persönlicher Freiheit das Auseinandergehen nach individuellen Richtungen und Neigungen begünstigen mußte, wie in Großbritannien, in einigen Theilen der Schweiz und besonders in Nordamerika. Ist dies der auflösende Tod mit seiner Zersetzung, oder das erstarkende Leben mit seiner

Entfaltung? Manche wollen jener Meinung beipflichten; aber gewiß läßt sich behaupten, wenn der Christenglaube der vereinigenden Liebe zur Weltreligion werden soll, daß er erst in sehr verschiedene Glaubensformen sich ausprägen muß, um den verschiedenen Nationalitäten und Kulturstufen sich anpassen zu können. Mit aus diesem Grunde, denn ein anderer Grund liegt in den Verhältnissen des materiellen Weltverkehrs, ist die Verbreitung der christlichen Religion mehr und mehr von den katholischen an die protestantischen Nationen übergegangen; und unter diesen knüpft sie sich in noch höherem Grade an jüngere Sekten, als an die ältern Glaubensgenossenschaften.

Unter den mehreren Zweigen der Statistik der sittlichen Kultur ist die der moralischen Verirrungen, die Statistik der Verbrechen und Geisteskrankheiten, welche letztere jedoch häufiger als Gemüthskrankheiten zu bezeichnen sind, in der neueren Zeit wenigstens da und dort umsichtiger behandelt worden. Es ist indessen ebenso einseitig, nur nach ihrer Menge die sittliche Kultur bemessen zu wollen, als die intellektuelle Volksbildung etwa nach der Menge derjenigen, die lesen und schreiben können. Der größeren Zahl von Vergehen kann eine höhere sittliche Kraft zur Seite stehen, ihnen sogar zu Grunde liegen; und gerade das innigere und tiefere Volksgemüth mag wenigstens in manchen Beziehungen heftigeren Stößen und Erschütterungen anheim fallen. Auf einer niederen Lebensstufe sucht man den Genuß fast nur in der unmittelbaren Befriedigung von Trieben, Neigungen und Leidenschaften; im höheren Alter, wo der Egoismus berechnender wird, in der Anhäufung der Mittel, wodurch man sich einen dauernden Genuß verschaffen zu können meint. Daraus erklärt sich die verhältnißmäßige Abnahme der Verbrechen gegen die Personen und die Zunahme derjenigen gegen das Eigenthum, besonders in den Staaten, wo schon die materielle Kultur auf einen höheren Grad gestiegen ist. Nicht die Zahl der Verbrechen überhaupt, aber doch die der letzteren Art, scheint in vielen Ländern unsers Welttheils in noch stärkerem Maaße, als die Bevölkerung, zugenommen zu haben. Wenigstens dürfte dies für den Durchschnitt mehrerer Jahrzehnte gelten, denn es finden auch hier manche Schwankungen statt, und namentlich ist der Einfluß besonderer ökonomischer Krisen sehr augenfällig. Dies erklärt sich in einer Zeit, wo noch

die ökonomischen Interessen so hart gegeneinanderstoßen und wo bei einem großen Theile der aus ihrer herkömmlich einfachen Lebensweise herausgedrängten Bevölkerung ein unverkennbares Mißverhältniß zwischen den Forderungen und Mitteln des Genusses eingetreten ist. Damit hängt zugleich die oft an Wahnsinn grenzende Spekulationssucht zusammen, und die vielfach bestätigte Bemerkung, daß die Gemüthskrankheiten jetzt zu besonders großem Theile auf fehlgeschlagenen Spekulationen und gescheiterten Hoffnungen beruhen. Die neuere Kriminalstatistik Frankreichs hat auf die Bemerkung geführt, daß die Neigung, die Verbrechen in Gesellschaft zu begehen, zugenommen hat, selbst während sich im Ganzen ihre Anzahl verminderte; daß also das Princip der Association, wie im Guten, also auch im Schlimmen, in größerem Umfange sich geltend macht. Diese bis jetzt nur vereinzelt dastehende Beobachtung sollte auch die Statistiker anderer Staaten veranlassen, darauf ein besonderes Augenmerk zu richten. In den großen Hauptstädten unseres Welttheils finden wir zahlreiche und förmlich organisirte Diebsgesellschaften. Man darf wohl vom Besonderen auf das Allgemeinere schließen und hiernach voraussetzen, daß überhaupt bei größerer Dichtigkeit der Bevölkerung und bei einer höheren materiellen Kultur, mit ihren noch so schroffen Contrasten von Reichthum und Armuth, die verbrecherischen Associationen zunehmen; daß nicht weniger die sittlichen, als die politischen Parteien nach größeren Massen sich ausscheiden. Alle Erfahrungen dieser Statistik der moralischen Verirrungen weisen übrigens übereinstimmend darauf hin, daß eine sittliche Besserung im Großen und Ganzen nur bei gleichzeitiger Besserung der materiellen Verhältnisse des Besitzes und Erwerbes möglich ist, daß stets auch im Völkerleben Seele und Körper zugleich leiden.

Schon früher wurde hervorgehoben, daß die Statistik der politischen Zustände zweckmäßig als der letzte Hauptbestandtheil einer allgemeinen Statistik der Kultur dargestellt werde, weil sie als eine Totalwirkung der Gesammtkräfte der Völker zu betrachten seyen. Dies gilt zwar nicht bloß von der politischen, sondern auch von jedem andern Zweige der Kultur; weil diese überhaupt ein Zusammenhängendes ist, so daß in jedem ihrer besonderen Zweige die Natur und der Einfluß des Ganzen sich gewahren lassen. Immer rechtfertigt sich jedoch die bezeichnete Gliederung

unserer Wissenschaft schon dadurch, daß die Form des Staats im weitesten Umfange die nach allen besonderen Richtungen wirkenden Kräfte einigend umfaßt. Allein wenn gleich der Staat, durch seine Repräsentation eines höchsten Gesammtwillens, mit Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung überallhin bestimmend eingreift, so bleibt es doch eine Einseitigkeit, die auf Abwege führt, wenn man ihn mit seinen verschiedenen Instituten nur als ein Bestimmendes und Maaßgebendes, nicht auch als ein Bestimmtes ansehen will. Eine solche Einseitigkeit war indessen in der Zeit politischer Unfreiheit kaum zu vermeiden, in einer Zeit, wo noch die Völker in höherem Grade bloß passiv erschienen und weniger unmittelbar und augenfällig auf die Gestaltung des Staats einwirkten. Die richtigere Ansicht wird mehr und mehr in der Theorie anerkannt; allein dennoch hat man sich in der Darstellung und Charakterisirung der politischen Verhältnisse meistens noch allzuwenig von ihr leiten lassen. So hat die Statistik zwar die wichtigsten Bestimmungen der verschiedenen Verfassungen und Gesetzgebungen zusammengestellt, auch wohl räsonnirend mit einander verglichen, aber noch allzuwenig auf ihren Zusammenhang mit den verschiedenen Stufen der materiellen, intellectuellen und sittlichen Kultur der Völker Rücksicht genommen. Durch diese Unterlassungssünde ist es gekommen, daß sie den ihr eigenthümlichen Charakter eingebüßt hat; daß die Statistik der Verfassungen, Gesetzgebung und Verwaltung meistens nichts anderes gewesen ist, als ein sehr dürftiger Auszug des positiven Staatsrechts verschiedener Staaten, etwa noch durchmischt mit einigen genealogischen Angaben über die Regentenfamilien in Erbmonarchien, mit einigen Notizen über Staatseinkommen, Militärmacht u. dgl.

Erfüllt dagegen die Wissenschaft ihre Aufgabe im vollen Umfange, so wird sie zwar einräumen, daß besondere Persönlichkeiten, individuelle Kräfte und Willkühr, oder solche Ereignisse, die wir als zufällig bezeichnen, weil uns der Faden ihrer Verbindung mit andern Begebenheiten und Zuständen verloren gegangen, ihren Einfluß auf die nähere Ausbildung der politischen Verhältnisse allerwärts geäußert haben. Allein zugleich wird sie anerkennen, daß Geist und Charakter der Verfassungen und Gesetzgebung, mit allen ihren bleibenden und unausbleiblichen Veränderungen, stets vom Geist und Charakter des Völkerlebens und seiner Veränderungen

bedingt sind. Diese Betrachtungsweise wird nun insbesondere deutlicher hervortreten lassen, wie namentlich mit den verschiedenen Stufen der Organisation der Arbeit und der hierdurch wesentlich bestimmten Thätigkeitsweise der Nationen die verschiedenen politischen Organismen zunächst und innig zusammenhängen; wie hernach in der politischen Welt, ähnlich wie in der äußeren organischen Natur, höhere organische Gebilde an niedere sich anschließen, und wie die Herrschaft individueller Laune und Willkühr, so wie eines starren Herkommens allmälig zurückweicht vor der Macht einer öffentlichen Meinung und eines fortschreitend veränderlichen, auf den jeweiligen Gehalt des Volkslebens sich basirenden Rechts; wie bei jenen höheren politischen Organismen die Organe der Staatsgewalt vielseitiger auseinander gehen und sich entfalten; wie die erst noch vermischte, politische und moralische, weltliche und religiöse Gesetzgebung bestimmter sich scheiden; wie endlich die Administration in mannigfaltigere Zweige sich abgliedert. Die in das Verhältniß von Ursache und Wirkung tiefer eindringende Statistik wird hiernach auch im Gebiete der Politik ein Gesetz der Bewegung und Entwickelung gelten lassen und darum die Reihenfolge der politischen Organisationen nicht mit dem Kreise der jetzt bestehenden Staatsformen für geschlossen halten. Ist doch die repräsentative Demokratie, wie sie gegenwärtig im größten Theile Amerika's und in einigen Kantonen der Schweiz besteht, erst ein Erzeugniß der allerneuesten Zeit; und gehören doch auch die repräsentative Monarchie, so wie die absolute Monarchie in der eigenthümlichen Weise, wie sie nur in Europa existirt, der neueren Weltgeschichte an!

Mit allem Vorhergehenden konnte nur das Wichtigste angedeutet werden, was nach ihrem jetzigen Standpunkte in den vielfach erweiterten Gesichtskreis der Statistik fällt, und manches Wichtige ist ganz unberührt geblieben. Es genügt jedoch zur Schilderung des allgemeinen Charakters, den diese Wissenschaft behaupten muß, um sich den Ansprüchen der neueren Zeit gewachsen zu zeigen. Diese Zeit ist eine verhängnißvolle, die Großes entstehen sah und Größeres im Keime birgt. Darum suchen Alle, die auf Bildung Anspruch machen, sich wenigstens den Anschein zu geben, ihre Bedeutung zu erfassen und zu begreifen. Soll aber im vielgestaltigen Völker- und Staatenleben unser Wissen und Wollen mehr seyn, als ein blindes Tappen, so müssen wir mit der genaueren

Einsicht in die gegenwärtigen Zustände nach einem festen Grunde uns umthun, worauf unser Hoffen und Erwarten, unser Streben und Handeln fußen kann. Wie dem Historiker die Geschichte der Vergangenheit vor Augen liegt, so soll der Politiker in die der Zukunft blicken. Damit er es im Stande sey, so weit es Menschen im Stande seyn können, muß er vor Allem wissen, was der wechselnde und verschlingende Strom der Ereignisse und Zustände bis auf unsere Zeit herübergetragen hat, damit er seine Größe und Macht ermesse, damit er seine Richtung erkenne. Die Statistik der neuesten Zeit, der Bestand der Staatskräfte im jüngsten erkennbaren Momente schildernd, faßt nur eine Fluxion dieses Stromes ins Auge. Indem sie es aber in seiner ganzen Bedeutung zu durchdringen, indem sie das in jedem Momente sich offenbarende Gesetz der Bewegung zu erfassen sucht, wird sie zur Fluxionenrechnung, nicht mit todten Ziffern und Buchstaben, sondern mit lebendig wirkenden Kräften und Größen. Von dem Differential der Gegenwart soll sie auf das Integral der Zukunft schließen lernen. Nur so weit sie dies vermag, lassen die Wolken sich theilen, die das Schicksal der Völker bedecken, läßt sich der Politik eine Aussicht auf die vorliegenden Höhen und Tiefen eröffnen, wonach sie ihre Schritte zu bemessen hat. Vor allem wird sie dann auf jene kritischen Uebergangspunkte im Völkerleben hinweisen, wo die versäumte Würdigung entscheidender Momente zum doppelt schweren Vergehen gegen die Nationen wird, wo zum reicheren Gewinne für die Zukunft alle Kräfte zur bestimmten That sich vereinigen sollen. Und so mag sie in gleicher Weise vor dem Allzuviel, wie vor dem Allzuwenig bewahren. Dies ist die Aufgabe, dies das Ziel der allgemeinen Statistik der Kultur. Es ist weit und hoch gesteckt! Aber das gilt von jeder Wissenschaft, die den Namen verdient; und es soll so seyn, damit es darnach zu ringen sich der Mühe verlohne. S.

Aphorismen über Kriegskunst.

Zweite Gabe.

1.

Je entscheidender ein Sieg, desto unvorsichtiger gewöhnlich der Sieger. Unter zwanzig Fällen kann man neunzehnmal darauf rechnen, daß nach einem errungenen Siege das Heer leichter als gewöhnlich zu überraschen, leichter in Unordnung zu bringen sey, nur muß man den Stier nicht an den Hörnern fassen, denn der Eifer, der Muth wachsen durch den Sieg, nur die Wachsamkeit nimmt ab. — Je zuverlässiger der Sieger, desto größer sein Schrecken, wenn er sich gegen jede Vermuthung angegriffen und zu plötzlicher Gegenwehr aufgefordert sieht. Eine Kühnheit dieser Art hat die Römer bei Tyndaris ihre Ehre gegen die Carthaginenser retten gemacht. Regulus wagte sich mit zehn Schiffen aus dem Hafen, bevor die übrigen bereit waren, ihm zu folgen; er entkam mit einem einzigen derselben dem siegenden Hamilkar; er flüchtete nach dem Hafen zurück, nicht um dort seine Zeit mit Entschuldigung seines Unglücks zu verlieren, sondern er sammelte die übrigen Schiffe und griff den erstaunten Feind alsbald an, nahm ihm zehn Schiffe, versenkte mehrere und zwang ihn zum Rückzug.

Das Unglück ist die Jahrszeit, in der solche Entwürfe gedeihen. Der Mann, der sie macht, hat gewiß die Gabe, sie auszuführen; sie eröffnen unbekannte Schleußen und geben Mittel an die Hand, die man zu vergessen pflegt. Je trüber das Unglück, desto sonnenheller alsdann der Ruhm. Die Schlacht von Marengo ist hievon ein Beispiel.

Ein Mann von vielem Verstande, der Graf del Mestre, sagt irgendwo: „Was heißt das, eine verlorne Schlacht? das heißt eine solche, die man verloren gibt.“ So albern diese kecke Behauptung aus einem Gesichtspunkt genommen ist, so wahr ist sie und so treffend aus einem andern. So lange die Ordnung und der Geist nicht gebrochen sind, dürfte keine Schlacht aufgegeben werden, oder man hätte sie gar nicht anfangen sollen, denn Schlachten dürfen nicht willkührlich gegeben oder unterlassen werden; sie sollen nothwendig berechnete Lösungen seyn. In der Ordnung und in dem Geiste der Krieger liegen Kräfte, die Unglaubliches leisten, wenn der Befehlshaber es hervorzurufen versteht. „Sich tapfer und stolz zurückzuziehen,“ sagt der treffliche Folard, „ist etwas; ja es ist sogar viel; aber es ist nicht das meiste, so man thun kann.“ Und was verlangt er also von dem geschlagenen Feldherrn? daß er sich erhebe, umkehre und siege. Wahrlich, die Forderung ist nicht gering! Aber sie wird auch an Feldherren gestellt, die es sind, an Männer, die ausser der gewöhnlichen Erfahrung einen bewegenden Geist, Schnelle und Schärfe im Denken und Handeln, und die Kunst besitzen, durch sich selbst zu wirken und zu schweigen. Was tollkühn scheint, ist oft nur klug; und was klug gedacht ist, wird oft zur strafbaren Verwegenheit durch die fehlerhafte Ausführung. Der Sieg des Antigonus über Klitus, auf der Höhe von Byzanz beweiset, daß ein Feldherr leisten kann, was Folard fordert.

2.

Das Zuvorkommen in der Operation ist meist von Folgen, die durch die ganze Dauer des Feldzuges bedeutend wirken, ja ihn meistens entscheiden. Es ist auch im Kriege der erste Zug, welcher siegt. Der berühmte Feldzug Bonapartes im Jahr 1796 hätte vielleicht nicht statt gehabt, wenn die Oesterreicher dem Angriffsplane des Generals Colli gefolgt und die zwischen Felsenriffen und Meer eingedrängten, auf einer einzigen Straße auf 40,000 Toisen vertheilten französischen Truppen solchergestalt angegriffen hätten, daß sie von dem Gebirge herab diese Linie durchschnitten. So aber horchten sie dem Gerede über die Absicht ihres Gegners, und ihr erster Angriff, den sie thaten, war bereits eine Vertheidigung und Unterordnung, denn sie wollten von Novi nach Voltri, um den Feind von Genua zu trennen, wohin sie dessen Absicht gerichtet

glaubten. Hier würden sie von der französischen Colonne aufgerieben worden seyn, wenn nicht der französische Feldherr dadurch, daß er seinerseits den Feldzug eröffnete, der ganzen Sache eine andere, für die Oesterreicher noch unglücklichere Wendung gegeben hätte. Er ließ die Gegner ruhig gegen seinen rechten Flügel sich bewegen, und warf einstweilen seinen linken über die Gebirge in das Thal vom Tanaro; die Mitte folgte, überstieg die Gebirge und brach in das Thal von Bormida; der rechte Flügel endlich that desgleichen, er brach in das Thal vom Erro. Durch diese Anordnung war dem Feinde der Angriff aus den Händen gerissen; wo sie schlugen, waren sie rechts überflügelt und schwächer, die Franzosen unterstützten sich von der Linken zur Rechten auf das Trefflichste, die Oesterreicher mußten vereinzelt schlagen; so wurden die Tage von Montenotte und Dego, und der von Millesimo; so waren in zwei Wochen nach Eröffnung des Feldzuges die Oesterreicher und Piemonteser getrennt, und so geschah es, daß noch in demselben Monate die einen ihre festen Plätze, ihr Heer, ihren Landesbesitz dem Feinde überließen und die andern, entschlossen zum Rückzuge, hinter dem Po augenblickliche Ruhe suchten. — Die Ausführung der Operation beruht auf dem Gesetze überwiegender Schnelligkeit; der Sieg wird Verbrechen, wenn die Verfolgung ihn nicht zur Tugend macht. Um der Umsicht des Entwurfes willen sowohl, als wegen dieser meisterhaften Ausführung ist der Feldzug von 1796 ein Musterbild, das wir des Beispiels wegen weiter verfolgen wollen. In dem Augenblicke, als Bonaparte in Cherasko Piemont die erbetene Waffenruhe gab, flog sein Entwurf schon bis über die Alpen von Tyrol in das Herz von Baiern, und bis in die Siebenhügelstadt. Er zählte 28,000 Mann und sein Gegner Beaulieu 2000 Mann weniger, jedoch eine vorzüglichere und stärkere Reiterei. Beide hielten an dem Po. Durch eine einfache Bewegung von der Linken gegen die Rechte dehnte sich Bonaparte bis an Piacenza aus, und überflügelte hierdurch den Feind fortwährend in seiner Linken, der sonach ohne Schwertschlag seine Stellung hinter dem Ticino, hinter dem Lambro verließ und die Adda zu gewinnen eilte. Aber schon war Bonaparte bei Piacenza über den Po gegangen. Er erreichte den Gegner an der Adda; es kam zur Schlacht bei Lodi. Mailand und die ganze Lombardei fiel als Siegespreis in seine Hände. Der Feind, vereinzelt, ermüdet, da er immer seine

Bewegungen nach denen des Feindes einrichtete, also ungewöhnliche, erschöpfende Eile fortwährend aufbieten mußte, flüchtete nach Mantua. Die fortwährende Ueberflügelung hatte solchen Schrecken unter den österreichischen Führern verbreitet, daß die Gerüchte das französische Heer schon nach Borgoforte versetzte, während es eben bei Piacenza über den Po ging. Beaulieu hatte seine bei Lodi schlagenden Truppen nicht einmal unterstützt; er führte, die fernere Ueberflügelung fürchtend, eiligst die Seinigen hinter den Mincio und gab zwei Drittheile seines Heeres dadurch auf. Unter den Mauern von Mantua stellte sich der Rest. Bonaparte blieb an der Adda; denn nun, da dieser zweite Theil des Feldzugs, der nur sechs Tage gedauert, beendigt war, verdienten die Truppen ein paar Tage Ruhe, und nun war die Zeit, sie ihnen zu gewähren.

Hätte die französische Regierung dem Plane ihres Feldherrn die Zustimmung gegeben, so würde dieser durch Tyrol nach Deutschland gedrungen seyn, sich dort mit Moreau vereinigt, und im Herzen Oesterreichs den Frieden erzwungen haben. „Ich werde dort seyn,“ schreibt Napoleon an das Direktorium, „noch ehe man recht daran gedacht haben kann.“ Das Direktorium fand diesen Plan zu gewagt. Die Heere, welche Deutschland angreifen sollten, viermal stärker als das Bonapartische, hatten sich noch nicht regen können.

3.

Achtung für Kunst und Wissenschaft geziemt dem Gebildeten; beide sind das Eigenthum der Welt, nicht eines Volkes; die Welt also schuldet jeder Leistung Dank. Es thut wohl, mitten in dem Befehlen, das Reiche untergräbt und Throne wie Spielwerk behandelt, Verehrung für diese Zierden des Menschengeschlechts zu finden. So waren viele Befehle des Direktoriums an seine Feldherrn, so viele Napoleons. Ich sage nicht, daß es auch klug sey, so zu handeln, weil man das Vertrauen der Bessern gewinnt, denn das ist Nebensache; aber es geziemt dem Sieger, in jeder Beziehung den Besiegten zu übertreffen; Tapferkeit aber, mit Achtung für Kunst und Wissenschaft verbunden, ist die herrlichste Erscheinung auf Erden. „Sie werden die Gelehrten und berühmten Künstler gütig empfangen und besuchen, und wenn Sie Mailand erobert haben, so werden Sie insbesondere den Astronomen Oriani ehren und schätzen, der so bekannt ist durch die Dienste, die er den Wissenschaften zu leisten nicht müde wird;“

so schreibt das Direktorium (16. Mai 1796) an Bonaparte, dem man nicht gewohnt war, halbgemeinte Worte zu schreiben und spielenden Prunk. Man weiß, was Bonaparte in diesen Beziehungen that; seine Generale erhielten bestimmte Befehle, Kunst und Wissenschaft nicht nur zu schonen, sondern sie zu heben. Wie er Paris mit Kunstschätzen überhäufe, war ihm nicht weniger wichtig, als die Eroberung eines Reiches.

4.

Unordnung, Noth, Verschwendung, und was sonst Anzeichen einer schwachen Leitung und Folgen eines getrennten Oberbefehles sind, lähmten diesen größten Theil der französischen Streitkraft. Eifersüchtig auf den Ruhm des Siegers von Italien, befahl ihm das Direktorium, diesen Plan bis in den Herbst zu verschieben und einen Theil seiner Truppen an Kellermann, der im Mailändischen den Oberbefehl führen sollte, abzugeben und mit dem Reste den Süden von Italien anzugreifen. Zu diesem Letztern bewog das Direktorium, scheinbar wenigstens, ein falscher Schluß, aus einer wahren Behauptung gezogen. England ist unser größter Feind, sagten diese Herren, gegen ihn müssen wir unsere Hauptschläge richten. Man nehme ihm also Livorno und sperre ihm den Kirchenstaat und Neapel. Abgesehen davon, daß es keinen größern Fehler in Führung eines Feldzugs gibt, als aus einem errungenen Siege nicht alle Vortheile zu ziehen, die daraus zu ziehen möglich sind; abgesehen davon, daß die Jahreszeit (man war Anfangs Juni) eine Bewegung nach dem Süden sehr gefährlich machte, daß sie durch den Waffenstillstand in Deutschland, der dem Gegner erlaubte, Verstärkungen nach Italien zu senden, noch gefährlicher wurde: so war sie schon an sich fehlerhaft gedacht; denn nur dann darf ich gegen den Hauptgegner meine Kräfte wenden, wenn ich ihm wirklich einen entscheidenden Schlag beibringen kann, was weder der Fall von Livorno, noch die Sperrung von ein paar italienischen Häfen für England ist. Man muß in solchem Falle das Werkzeug des Hauptgegners zerstören, und dieses war Oesterreich. Ein vielleicht wichtigerer Grund für das Direktorium war, außer dem Wunsche, seinen Feldherrn zu beschäftigen, der, Italien auszuplündern. Man hatte sich nicht geschämt, ihm, da er noch in der Riviera stand, den Vorschlag eines Narren zuzusenden, der da wollte, daß man mit 10,000 M.

nach Loretto eile, einzig um den Schatz dort wegzunehmen. Bonaparte beantwortete diesen Vorschlag gar nicht. Jetzt schrieb ihm das Direktorium: „Lassen Sie nichts von dem in Italien, was unsere politische Lage uns wegzunehmen erlaubt, und was uns nützlich seyn kann." (18. Mai); d. h. alles, was wegschaffbar ist; denn man war Sieger und alles ist nützlich. Diese zerstörende Episode überwand Bonaparte durch seine große militärische Zuversicht, indem er den Angriff auf Unteritalien für eine Nebensache und für leicht ausführbar erklärte; nur müsse es Divisionsweise en échelons geschehen, so daß jede Division nach vorne und rückwärts aufmarschieren und den Angriff bieten kann. Sein politischer Einfluß aber vollendete den Sieg, indem er den Papst und Neapel zum Frieden überredete, den sie zu ungeheuren Preisen kauften. Also war Unteritalien überwunden, ohne daß eine Truppe sich bewegte; Livorno wurde nun Gegenstand für einen Brigadegeneral. Die Unternehmung gegen die Oesterreicher konnte wieder aufgefaßt werden.

Das Auge immer auf den großen Zusammenhang gewandt, ließ er seine Truppen zum Angriff auf Mantua über Brescia und längs des Lago di Garda vorgehen, damit die Bedrohung der Tyrolerpässe den Feind schon zum voraus moralisch besiege, oder ihm die schnellste Möglichkeit offen halte, seinen Lieblingsplan auszuführen, sobald das Direktorium ihn billige. Dieses billigte ihn nicht, aber am sechsten Tage nach Eröffnung des dritten Theils des Feldzuges, am 2. Juni, war Beaulieu mit dem Reste seines Heeres bereits vom Mincio weggedrängt und in die Gebirgspässe hineingedrückt, Mantua umgeben, Verona besetzt, Peschiera genommen.

5.

Es ist billig, daß von dem Augenblicke an, da ein Land von den Truppen des Gegners besetzt ist, die gewöhnlichen Abgaben der Bewohner in die Kasse des Heeres fließen; es ist klug, daß man diese Zeit der Eroberung benützt, um die Rückstände einzutreiben, welche die frühere Regierung vielleicht noch bei ihren Unterthanen liegen hat; es ist nothwendig, daß man das Wesen des dort eingeführten Steuersystems selbst untersucht und nach Art desselben alle Stände mit einer außerordentlichen Abgabe belegt. Vorweisung der genauen Register, Vereinfachung oder doch wenigstens strenge Aufsicht über

die Erhebung, Ordnung in der Truppe machen das erste und zweite möglich. Das dritte wirkt politisch bedeutend überall, wo es Ausnahmsgesetze für die Steuerpflichtigkeit gibt, denn indem man diese jetzt verhältnißmäßig belastet, gewinnt man die untersten Stände und macht ihnen ihren Antheil weniger fühlbar. Alles, was öffentliches Gut ist, gehört dem Eroberer; jedes Privatgut muß in unseren Tagen gegen Gewalt des Einzelnen geschützt werden. Was die Absonderung des einen von dem andern betrifft, so ist sie eine reiche Quelle von Gehässigkeit und Betrug. Kluge Wahl der damit Beauftragten und edles Benehmen hindern diesen und kommen jener zuvor.

Alle Zweige der Gelderhebung müssen in dem Armeefinanzier ihre Vereinigung haben und dieser ein einziger seyn. Ihm wird in wöchentlichen, oder nach Umständen in täglichen Berichten der Gang des Geschäfts auf das Einfachste nachgewiesen. Er steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Finanzminister seiner Regierung und mit dem Oberfeldherrn. Es ist wünschenswerth, daß er Militär sey, damit er Kürze und Bestimmtheit in seinen Geschäften mit der Kenntniß der Bedürfnisse des Krieges verbinde.

Von welchem ungeheuern Einflusse geordnete und genügende Geldmittel auf den glücklichen Gang des Krieges sind, kann wohl niemals und heut zu Tage, wo man dem Gelde eine so große, schnelle Verwandelbarkeit zu geben wußte, um so weniger bezweifelt worden seyn. Wohl aber bleibt zu bemerken, daß man nicht zu ausschließend darauf fuße. Je weniger die Völker sich zu schlagen verstehen, desto mehr Geld brauchen sie zum Kriege. Aber es gibt eine Gränze, wo das Geld nichts mehr nützt. Sobald die Leute merken, daß sie ungestraft im Nachbarhause fordern oder nehmen könnten, versäumen sie gewiß nicht es zu thun. Das Wann hängt dann meist nur noch von der bequemen Gelegenheit, von der Lage der Umstände ab. Die Venetianer haben dies erprobt. Dies ist ein Grund. Ein zweiter ist, daß wohl Jeder einen Krieg nach seinem Gefallen eröffnen, aber nicht, wann er will, schließen kann; ein dritter endlich, daß nichts entnervender auf ein Volk oder auf eine Regierung wirkt, als die Vergötterung des Geldes in dem Grade, daß man ihm allein das Heil vertraut, Wohl und Wehe von Millionen und das Bestehen eines Staates auf diese unbemannte Barke wagt.

„Nichts ist irriger als die gemeine Meinung, das Geld sey der Nerv des Krieges,“ sagt Machiavell. (Discorsi II, 10). Und wirklich, wer die Niederlage der Perser gegen die Griechen, die Züge Alexanders, den peloponnesischen Krieg, die Siege der Römer über die Karthaginenser, die Griechen und über das prunkende Kleinasien, den Fall des ost- und weströmischen Reiches, die Eroberung Chinas durch Tartaren, die nichts als Pfeil, Säbel und Pferde besaßen, die Kriege der Schweizer und Niederländer, der Schweden unter Gustav und Karl, und die Demüthigungen der Pforte und unzählige andere bis auf den Bonapartischen Feldzug im Jahr 1796 bedenkt, kann unmöglich noch länger diesem Wahne Raum geben. Ein gutes und kluggeführtes Kriegsheer ist der Nerv des Krieges, Geld nur dessen Hülfe, dessen am leichtesten mitzuführender und beweglichster Stellvertreter seiner mannigfaltigen Bedürfnisse. Mit dem guten Kriegsheer findet ein guter Feldherr Geld, mit Geld findet sich nicht nothwendig ein gutes Kriegsheer und noch weniger ein guter Feldherr. Ohne ein gutes Kriegsheer und einen guten Feldherrn aber führt man keinen glücklichen Krieg, wenn der Gegner nicht eben noch Erbärmlicheres zu Tag gefördert hat als wir. Bonaparte übernahm sein Kriegsheer in der Riviera von Genua, ohne Brod, ohne Schuhe, ohne Sold; nur an Schießbedarf und Waffen litt es keinen Mangel. Er verschaffte ihm Brod, Schuhe, Kleider, zahlte den Rückstand und die tägliche Gebühr, erhielt hierzu keinen Franken von der Regierung und schickte ihr in wenigen Monaten hundert Millionen als Beute heim.

Ist vollends der Soldat reich, so hat er, dem Armen gegenüber, die Wahrscheinlichkeit des Geschlagenwerdens unbezweifelt für sich, weil zu dem gewöhnlichen Treiben der Streitsucht, der Ehre, der Selbsterhaltung, welche überdies in jenem lange nicht so thätig wirken können, als in diesem, bei diesem letztern noch die allmächtige Habsucht kommt und die Schadenfreude, den zu Boden zu treten, der um der goldenen Achselschnüre willen, die er besitzt, den Gegner so gerne mit Hohn behandelt. Hier kommt es zuletzt wieder auf Solons Worte an Krösus: daß man durch Eisen siegt und nicht durch Gold. Man hat allgemein bemerkt, daß der Kampf gegen reiche Soldaten immer mörderischer sey, und schonungsloser die Behandlung. Dies erfuhren unter andern die Wiener Freiwilligen im Jahr 1796 vor Mantua.

Dem Sieger kann es an Geld nicht fehlen, wenn er sich darnach einrichtet. Man überhebt ihn zur Hälfte der Mühe, es zu holen; man trägt es ihm ins Lager. Vorläufiger Prunk mit Schätzen, um den Muth des Gegners zu erschüttern, muß, wenn dieser nicht ein Schwächling im vollen Wortsinn ist, ihn vielmehr heben. Als Sinn- und Vorbild dient am besten jenes geschichtliche Beispiel, da ein König Macedoniens unklug genug war, die Macht der Gallier dadurch abwenden zu wollen, daß er vor ihren Gesandten seine Schätze ausbreitete. Er meinte sie dadurch zu schrecken; diese aber, schon ganz für den Frieden entschlossen, erklärten sich von diesem Augenblicke an für den Krieg.

Den Krieg auf das möglichst wohlfeilste führen, ist ein gefährlicher Grundsatz; er führt beinahe immer zum Verderben. Im Krieg sind die Fälle häufig, wo 99 soviel als Nichts sind; aber 1 mehr macht hundert. Karthago, von dem Teufel des Geizes besessen, der es durch die Halbheit in den Untergang lockte, stürzte trotz seines großen Hannibals, um jenes Grundsatzes willen, in Trümmer.

6.

Sowohl in der Eröffnung des Krieges, als in der Führung desselben, und in dieser wieder von der strategischen Anordnung herab bis zum taktischen Schlage, scheint ein unablässig fortwirkendes Gesetz des Zuvorkommens große Vortheile zu verbürgen. Im ersten Falle fordert es den Feind heraus, bevor er noch vollkommen bereitet, und zwingt ihn dadurch, entweder den Boden, aus dem er Kraft ziehen könnte, aufzugeben, oder sich mit geringeren Mitteln, als eigentlich zu Gebote stehen, den gesammten des Feindes entgegen zu stellen. Im strategischen Ehrenspiele zwingt der erste Zug gewöhnlich den Feind zu einem Gegenzuge, und wenn dieser nicht durch Versäumniß des Angreifers den Vorsprung abgewinnt, so bleibt er abhängig bis zum Ende. Auf dem Schlachtfelde endlich tritt derselbe Fall ein, und die Möglichkeit der Rettung ist noch geringer als in der strategischen Berechnung, weil die Zwischenzeiten zu sehr drängen.

Und dennoch sind der Fälle vielleicht eben so viele, wo durch die Macht der Verhältnisse dem Angriff der Vorzug entrissen und dafür der Vertheidigung gegeben wird. Wenn Staaten, die auf

dem Punkte stehen, sich bekriegen zu wollen, in sehr ungleichem Kraftverhältnisse sind, so thut der Schwächere immer am besten daran, den Angriff abzuwarten, ausgenommen, er hätte ein überwiegendes Talent an der Spitze seines Heeres, oder wäre von der Unfähigkeit des feindlichen Oberfeldherrn überzeugt. Die Zeit, die er dadurch gewinnt, verwendet er besser in Vervollkommnung seiner Rüstung, in Erwartung der Verbündeten, wenn er deren zu erwarten hätte, in diplomatischen Feldzügen. Oesterreich hat im Jahr 1805 aus Rücksicht für England den Angreifer gemacht, obwohl es bis zur Ankunft der Russen nur an Vertheidigung hätte denken sollen; daher die Vorfälle bei Ulm, daher die Schlacht bei Austerlitz.

Länder, die in der Natur ihres Bodens oder Klimas einen Verbündeten haben, würden, bei geringeren Streitkräften, Unrecht thun, diesen aufzugeben. Wären die russischen Heere im Jahr 1812 über den Niemen gebrochen, als der Feldzug bereits möglicher Weise zu eröffnen war, z. B. Ende April, Anfangs Mai, so würden sie geschlagen worden seyn, wie sie es später wurden, aber die Beschaffenheit ihres Rückzugs würde eine andere gewesen seyn, andere Vorfälle müßten sich ergeben haben, alles wäre in Wesenheit und Farbe anders geworden. Vertheidigung war daher ihre einzige Rettung. Das heißt nicht, daß sie hiezu ihre Heere so stellen mußten, wie sie es thaten; sie hätten ihren verlockenden Rückzug in das Herz des Reiches noch langsamer, noch würdiger führen können, und dann würde ihnen jetzt das Verdienst dieses Feldzuges ungetheilt zuerkannt werden.

Es gibt Fälle, wo das ganze Volk wahrhaftigen und innigen Theil an dem Kampfe zu nehmen bereit steht, wo verletzte Volksehre, erlittener Druck, Vertrauen in das Oberhaupt, Einbildung und Eitelkeit bei abermals drohender Gefahr, alle Herzen mit Feuer füllen, alle Blicke mit Muth und alle Arme mit Kraft; es gibt Zeiten, wo die Benützung dieses Volksgeistes das einzige Mittel der Rettung wird. Hier wird die Vertheidigung Gesetz; denn nur im Vaterlande ficht der Bürger gut, nur am eigenen Herde nährt sich die heilige Flamme. Nur der feindliche Einfall selbst bläst den Funken auf. — So gingen die Franzosen in Spanien zu Grunde, so besiegten die Sansculotten den Herzog von Braunschweig und das bestgeübte eer. Aber nicht nur, wo dieser allgemeine Aufschwung besteht,

sondern da, wo er nur den Grad erreicht, daß der Fürst sich ungewöhnliche Hülfe daraus versprechen kann, ist es zum mindesten sehr gefährlich, mit dem Angriffe gegen den mächtigen Feind vorauszueilen und dadurch die Erhöhung seiner Kraft, den Vortheil des eigenen Landes und jenen, den der feindliche Einfall durch Erhöhung des Volksgeistes ausübt, aufzugeben. Bonaparte trug im J. 1815 die Folgen davon; selbst ein Sieg bei Waterloo bot ihm, militärisch genommen, nicht so viele Glücksfälle dar, als die Aufstellung seines Heeres um die Centralpunkte Lyon und Paris, und ein organisirter Aufstand rings um den Feind versprachen.

7.

Glück des Feldherrn! Wie oft ist dieser Ausdruck ein Beweis der Unwissenheit derer, die ihn aussprechen, oder eines gemeinen Neides. Die beschämte Eitelkeit, selbst in ihrer Schmach noch anmaßend, flüchtet sich hinter die Lüge, sie sey vom Glücke besiegt. Sie beklagt eine blinde Macht, gegen die es keinen Schirm und keine Wehr gibt, und hofft dadurch ihr hohles Verdienst vor der Menge aufrecht zu halten. Aber so oft dieser Ausdruck gemißbraucht worden ist, so oft hat er sich auch wieder bewährt, und zwar manchem Manne so hartnäckig bewährt, daß es begreifbar ist, wenn ein solcher mitten im Drange der Gefahr mit der Zuversicht, die an Uebermuth und Aberglauben gränzt, ausruft: „Seid getrost, ihr führt den Cäsar und sein Glück!"

Wenn wir z. B. die für Europa entscheidende Schlacht von Denain bedenken, wo Eugens Stern sich verdunkelte und die Frucht jahrelanger Siege in wenigen Stunden verloren ging, welche Glücksfälle mußten zusammentreffen, um sie gewinnen zu machen? Daß die Verbündeten Marchiennes, neun Stunden von Landrecy, das sie belagerten, entlegen, zu ihrer Hauptniederlage erwählt hatten, und diese durch ungenügende Linien zu decken versuchten, mußte einen Gegner wie Marschall Villars anlocken, aus der Unvorsichtigkeit Gewinn zu ziehen. Daß er also angriff, war ganz in der Ordnung. Daß er in Denain einen Feldherrn zum Gegner fand, der eben nicht viele Geistesgegenwart, wenig Erfahrung und bei vielem Soldatenmuthe wenig Feldherrnmuth hatte, den Grafen Albemarle, muß ebenfalls auf Rechnung zu geringer Vorsicht von

Seite der Verbündeten gesetzt werden, und es ist billig, daß Villars, den Charakter des Gegners kennend, den Angriff auf eine Weise ordnete, die gegen einen tüchtigeren Gegner zu kühn gewesen wäre. Aber wenn man liest, wie, nachdem der Marsch über die Schelde in der Nähe des Feindes von dem Marschall beschlossen und die Brücke, die bei grauendem Morgen geschlagen werden sollte, mit Versäumniß von drei vollen Stunden erst am hellen Tage begonnen worden war, der Feind durchaus nichts that, um den Uebergang wenigstens für die Zeit, in welcher derselbe gefährlich blieb, zu verhindern; wenn man liest, wie die Franzosen endlich hinüberbrachen und da plötzlich, gegen jede ihrer Erwartungen, sich in Sümpfe sahen, und der Gegner auch diese zweite Gelegenheit, sie zurückzuschlagen, nicht benützte; wie endlich, als man an die Verschanzungen kam, unschlüssig, ob man die zum Theile noch zurückgelassenen Truppen erwarten oder ohne Verzug angreifen sollte, das letztere that, und Prinz Eugen, mit äusserster Schnelle herbeigeeilt, nur um wenige Augenblicke nach der Entscheidung kam, so muß man ausrufen: welch ein Glück!

8.

Festungen sollen wenigstens auf ein Jahr verpflegt seyn, sagt der Kardinal von Richelieu (oder wer sonst das Buch schrieb) in seinem Testamente. Diese Kardinalregel wird selten für nothwendig gehalten, und darum gehen so manche brave Plätze mit braven Truppen und entschlossenen Führern verloren. Aber eine solche Begabung ist keine geringe Ausgabe für den Staat; es frägt sich, ob die Kosten des Baues, der Erhaltung und dieser Begabung sich lohnen?

9.

Wie wahr sagt Franklin (Correspondence, Letter 55.). „Man beruft einen Rath, um das Licht und die Einsicht Vieler zu benützen, und man hat nur die Leidenschaften, die Vorurtheile, die Privat-Interessen Vieler zu bekämpfen. Durchtriebene Schwätzer halten die Weisen zum Narren. Wenn auch die Weisesten zusammentreten, in der Gemeinschaft werden sie alsbald zu Thoren.

10.

„Verschanzte Linien sind zu nichts,“ sagt Bülow, „als um sich darin schlagen zu lassen.“ Im Allgemeinen ist das wahr; aber

daß die Feldverschanzungen viel zu wenig ins Spiel gebracht werden, ist ebenfalls wahr. Ein Wall, selbst ein schwacher, gilt viel für den Angreifer und für den Vertheidiger; wir sehen das bei jeder Flesche im Felde. Aber es ist, als wenn wir an der Kraft unserer Leute zu solcher Arbeit verzagten. Wenn man bedenkt, daß der römische Soldat nach geendetem Marsche nur den Schild aus der Hand legen und alsogleich die Lagerlinie beginnen mußte, daß in derselben Nacht rings um das ganze Lager ein Graben von neun Schuh Tiefe, und ein Wall von fünf Schuh Höhe gezogen und mit den Palisaden, wovon jeder Mann eine auf allen seinen Märschen zu tragen hatte, gedeckt seyn mußte; wenn man die flügelschnelle Erdarbeit Cäsars in Gallien bedenkt: so sollte man glauben, der römische Soldat sey ein Riese an Kraft gewesen; und dennoch war er ein Mann, wie der unsere.

Das Feuer hat die Verschanzungen um die Hälfte ihrer Wichtigkeit verringert; um mehr nicht. Aber die Wichtigkeit der Linien, die sich beinahe überall, wo sie angewendet wurden, von Stollhofen bis Drippe, darthut, hat die getrennte Feldverschanzung in ungerechte Verachtung gebracht. Linien fordern den Feind zum überlegten Angriff auf und gegen diesen, sie mögen gebaut seyn wie sie wollen, halten sie nicht; sie können höchstens Zeit gewinnen machen, manchmal dem Angegriffenen ein Rettungsengel. Feldverschanzungen erschafft der Augenblick überall, und am meisten dort, wo der Gegner die gefürchteten Feuerwaffen eben nicht mit dem nöthigen Uebergewichte anwenden kann; denn man soll sie dahin stellen, wo man nicht angreifen, sondern sich bloß, während eines Angriffes vertheidigen will. Sie erfüllen dann ihren Zweck; denn der Feind kann nicht auf dem Hauptpunkte sich zu sehr schwächen, um das Uebergewicht, das Wall und Graben dem Gegner geben, durch Menschen- und Waffenzahl auszugleichen; er muß sich auf dem Hauptpunkte vertheidigen; der Angreifer aber kann mehrere Streitkraft zu dem Angriffe vereinigen, weil seine Flanke, oder der Punkt, den er decken will, schon durch diese Hülfe leichter und mit weniger Menschenzahl gedeckt wird.

11.

Der Gebrauch der Reserve ist der Schlüssel der Schlacht. Wer die letzte Reserve hat, siegt. Alles hängt davon ab, daß ihr

Stoß furchtbar sey, und daß er zur rechten Zeit geschehe. Damit das eine möglich werde, sollen die Reserve-Truppen schon an und für sich eine ganz besondere Abtheilung des Heeres ausmachen, die nicht, wie die Grenadiere der meisten heutigen Heere, bald in der ersten Linie, bald bei dem Gepäcke, bald auf Vorposten verwendet werden, sondern wie die Triarier der Römer wissen, daß auf ihnen das Heil der Schlacht und der größte Kraftaufwand der Entscheidung beruhe. Solche Truppen werden von dem Geschlagenwerden der leichteren Linientruppen weniger ergriffen, und bringen großen Muth und unerschütterte Zuversicht in den Kampf, während die Reserven heut zu Tage, wenn sie im wirklich gefahrvollen Augenblicke anlangen, in der Flucht, die sie vor Augen haben, schon den eigenen Untergang vorfühlen. Daß man sie aber nicht früher, als so spät als thunlich verwenden könne, ist ein großer Gewinn für den Feldherrn. Kann er dies mit andern Truppen wagen, als mit solchen, denen die Niederlage der übrigen keinen andern Eindruck macht, als den, daß nun die Zeit zum Kampf für sie gekommen sey?

12.

Um zu sehen, wie selten Kouriere mit dem Grade von Schnelligkeit reisen, der eigentlich gefordert werden dürfte, genügt einen Preis zu setzen für denjenigen, der wenigere Stunden zur Hinterlegung einer gewissen Strecke bedarf, als man die schnellste Fahrt anzunehmen pflegt. Wer das Bestehen eines Reiches von der Erhaltung von ein paar Postpferden abhängig macht, wie dies bei dem Drange militärischer Verhältnisse sich wirklich ereignen kann, muß auch nöthigenfalls diese paar Postpferde daran setzen wollen.

13.

Lügen, die der Gang des Feldzugs widerlegt, sind jederzeit gefährlich, denn sie nehmen das Vertrauen. Beschönigungen sind treffliche Hülfen für die Schwachen und sie machen, wenn klug gegeben, selbst zwei Drittheile der Starken ungewiß, also schweigen. Sie dürfen nicht in Träume ausarten; „les rêves ont toujours été la consolation des malheureux!“

14.

Die größten geschichtlichen Ereignisse hängen oft an den kleinsten Fäden. Wir würden uns schämen, wenn wir zu Zeiten die

erste Veranlassung einer großen That, oder einer welterschütternden Begebenheit ins Auge faßten. Wir thun es auch selten, und irren, vom Instinkt der Eitelkeit geleitet, lieber im Dunkel. Aber lernen sollen wir daraus, daß im Kriege nichts unwichtig, nichts klein ist. Kleine Leute machen freilich alles dazu.

15.

Nachtangriffe sind ganz aus der Mode gekommen. Man erklärt sie für unzulässig und doch ist es gewiß, daß der Angreifer durch das Dunkel der Nacht einen mächtigen Verbündeten erhält; alles wird dem Angegriffenen dadurch furchtbarer, bedeutender; — die Macht der Täuschung ist in des Angreifers Händen. Die Ursachen, warum man Nachtangriffe verwirft, sind gewöhnlich Unkenntniß des Ortes und Schwierigkeit, die Truppen nach Willen in der Hand zu halten. Hieraus ließe sich höchstens folgern, daß man sich ein genaues Bild des Ortes machen, — den Entwurf zum Angriffe klar entwerfen, — die leitenden Offiziere von ihren Rollen klar unterrichten, — Jedem bestimmte Weisungen, nicht weitschweifige geben, — den Posten, der von ihnen zu nehmen oder zu halten seyn wird, genau anweisen, — die Truppen endlich an Ordnung gewöhnt haben und wissen müsse, wie weit man überhaupt den Angriff führen wolle. Ob jener Ursachen willen aber Nachtangriffe verwerfen, heißt, das Schwert aus der Hand legen, weil es nicht geschärft ist. — Männer, die den Sieg verstanden, schlugen Nachtangriffe in vielen Fällen vor; Folard z. B. ausdrücklich, sobald man der Schwächere und in der Lage ist, durch etwas Außergewöhnliches das Verhältniß ausgleichen zu müssen.

16.

Baile sagt: „Selig sind die Friedfertigen in Ansehung der andern Welt, aber in dieser sind sie übel daran. Sie wollen der Hammer seyn, und dieses macht, daß sie bald links bald rechts der Ambos sind."

Dieser Satz verdiente als Motto über jedem Neutralitätsvertrage zu stehen. Die Neutralität beabsichtigt entweder nicht zu verlieren, oder zu gewinnen. Will sie das letztere, so ist sie nur eine andere Waffe, und mag sich gefallen lassen, wenn sie durch Waffen besiegt wird; will sie das erstere, so ist sie für

hundert Fälle gegen einen eine irrige Rechnung. Man führt mit Recht das Betragen des Hiero von Syrakus im ersten punischen Kriege als ein Beispiel politischer Klugheit an. Er unterstützte die Karthaginenser, ließ sich von den Römern gerne schlagen, schloß Friede und stand mit beiden Parteien trefflich. Nur der Gewaffnete wird geachtet; nur wer das Spiel mitspielt, darf am Ende an der Ausgleichung Theil nehmen.

Aber was will der Gewaffnete mit Zurücklassung? Er will sein Gebiet vertheidigen. Wenn er so stark ist, dieses gegen eine der kriegführenden Mächte zu vertheidigen, so würde ihm der offenbare Beitritt auf die eine oder andere Seite gewiß größeren Nutzen geben. Oder will er das Wort nehmen, wenn die Streitenden erschöpft sind? Ihr Fehler, wenn sie sich nicht frühe gegen ihn sichern. Nie, sagt der Schwede Bennier, darf man dulden, daß ein neutraler Fürst bewaffnet bleibe, denn man ist seiner nicht versichert; jeden Tag kann er sich auf des Feindes Seite schlagen; in seinem Lande muß man ihn heimsuchen und hier die Erklärung abfragen. Diese Regel ist allerdings praktisch; aber was enthält sie in Betreff der unbewaffneten Neutralität, da sie ganz und gar keine Furcht einflößt? Wehe aber den Staaten, welche nur durch Gnade der übrigen bestehen. Eigennutz verbindet, und nur Eigennutz, die Staaten; sie schwören sich Freundschaft, mit dem Vorbehalte, sich zu hassen, sobald es ihnen gelegen seyn wird.

Daß der Neutrale leide, ist billig. Hält er die Neutralität schon einmal für nothwendig, so kann er diese Nothwendigkeit, um leichter Gründe willen, nicht aufgeben; was sind aber Verheerungen, überhaupt feindliche Behandlung des Bodens? diese Stöße müssen arg seyn, bis er deshalb bricht. Wir sehen, wie geduldig die Venetianer in dem Erbfolgekrieg waren, da Eugen ihren Boden betrat; er schien ihnen keine Ressurce in dem von ihm besetzten Theile ihrer Länder zu lassen, als das, glimpfliche Namen zu erfinden, womit sie die erlittene Schmach sich und der Welt zu verbergen meinten. Die Franzosen folgten Eugens Beispiel; sie ließen die Venetianer fühlen, daß man den nicht achtet, den man nicht fürchtet.

Aber nicht nur, daß Neutrale ihre Länder nicht sichern, die im Kriegsbereiche der Streitenden liegen; sie machen sich Feinde, ohne sich einen Freund zu machen. Zuletzt geschieht es gewöhnlich,

daß die Streitenden, beide müde und gestimmt, sich zuzugestehen, was ohne eigene Kosten geschehen kann, den Neutralen die Kosten zahlen machen und bei ihm in innigster Eintracht die Entschädigung anweisen. So geschah es 1797 mit Venedig. Wenn nicht die Rivalität der Parteien selbst die Neutralen rettet, die Neutralität wird es gewiß nicht thun.

17.

Die Kriegskunst hat heut zu Tage sowohl in strategischer als taktischer Beziehung so sehr ihre Natur geändert, sie ist so sehr aus dem Handwerk eine Kunst geworden, daß beinahe alle Rezepte zum Schlachtengewinnen, die uns die älteren militärischen Schriftsteller angeben, und wovon die meisten in gewissen Stellungsweisen der Truppen bestehen, unnütz geworden sind, viel weniger den Erfolg eines Tages von sich abhängig machen. Für die Art, wie man eine Truppe zum Marsch oder zur Schlacht ordnen soll und stellen, giebt es jetzt nur eine einzige Hauptregel mehr, nämlich: sie nach dem Terrain so zu ordnen, daß sie für die Hand des Feldherrn die größte Bewegungsfähigkeit erhalte. Eine Rücksicht zweiter Ordnung ist dann diese: sie möglichst vor feindlichen Waffen zu schützen, in so fern dies mit dem Plane, den sie ausführen soll, vereinbar ist. Um beider Rücksichten willen hat die Kolonne vor der Linie den Vorzug. Heut zu Tage werden wenig Schlachten durch das vermehrte Feuer an sich gewonnen, sondern durch die Setzung der Massen, durch das Mannöver. Augenblickliche Feuermenge kann augenblickliche Entwickelung nothwendig machen; Grundstellung aber sollte die Kolonne bleiben, weil sie geordneter, beweglicher, vertheidigungsfähiger ist und selbst von feindlichem Feuer weniger Schaden leidet. Das letztere glauben Theoretiker kaum, Praktiker aber zweifeln keinen Augenblick daran, weil sie wohl wissen, daß für eine schwere Kugel, die in einer Masse mehrere Menschen tödtet, eine verhältnißmäßig größere Zahl in der Linie durch die mehrere treffende Kugeln getödtet wird. Uebrigens geschehen die eigentlichen entscheidenden Feuerwirkungen nunmehr durch die Artillerie; sie macht mürbe, und dann erzwingt die Truppe die Entscheidung nicht durch Feuer, sondern durch Marsch. Sehr richtig, sagt der Ritter Folard, ein lange dauerndes Geschützfeuer beweiset Standhaftigkeit der Truppen, aber Ungewißheit, Furchtsamkeit des Feldherrn. Sie ist eine Anklage gegen ihn und zwar in den Verhältnissen ihrer Dauer eine

größere, weil man mit braven Truppen etwas anderes thun darf und muß, als sich mit Kanonen beschießen.

Der Fürst Schwarzenberg ließ in der Schlacht bei Kulm bloß das erste Treffen in Linie aufmarschiren, die Hintertreffen aber hielt er in Kolonnen gedrängt und bereit. Er würde vielleicht nicht einmal das erste aus dieser Form genommen haben, wenn es ihm nicht daran gelegen hätte, den Feind ein paar Stunden zu beschäftigen, ohne ihn zu drücken, aber ihn doch mit dem ganzen Ernst einer Schlacht zu beschäftigen, damit er ihn geistig und örtlich faßte. Hierzu nahm er die Linie in die Feuerstellung. Der Feind that dasselbe, und man beschoß sich, bis es Zeit war, ihn anzugreifen.

Daß die Kolonne zum Marsche in jeder Beziehung trefflicher sey, als die Linie, bedarf wohl keiner Erwähnung; wie breit will man die Linien machen, damit ein Heer nicht zu Kolonnen werde? wo den Boden hierzu finden? Aber selbst auf dem Schlachtfelde, wie oft kann man denn ohne Zeitverlust und Unordnung in Linie marschiren? Wenn man die Aufstellungen betrachtet, welche zur Zeit der gelehrten Kriegführung im Jahrhundert der Allongeperrücken eingeführt waren, so begreift man die Langweiligkeit, mit der man damals Schlachten lieferte und wie wenig man sie benützte. Es konnte keine Strategie geben, so lange man für die Schlacht nur gewisse Schlachtfelder oder Terrainsbeschaffenheit dazu wählen durfte, auf denen man sich, wie auf Paradeplätzen zusammenbestellte und schlug; abgesehen davon, ob es in den Zusammenhang des vernünftigen Kriegsplanes paßte, dort und nirgends anders zu schlagen. Da eine schmale Fronte nothwendiger Weise weniger Hindernisse treffen wird, als eine breite, so kann die Kolonne schneller überall hingebracht werden, wo man entweder durch ihr Erscheinen allein, oder durch schnelle Entwickelung einer Feuerkraft Vortheile erringen will. Sie ist während ihres Marsches weniger treffbar; sie ist schwer anzugreifen, und ist schon vertheidigungsfähig, wenn sie nur anhält, ja selbst dann noch vertheidigungsfähig, wenn sie ihren Weg fortsetzt. Wenn Kolonnen zu Grunde gehen, liegt es meist am befehlshabenden Offiziere, der Muth und Geistesgegenwart, oder vielmehr die Zuversicht in seine Truppen verliert, oder an der Feigheit der Truppen. Die colonne serrée ist die vollkommenste Angriffs- und Vertheidigungsstellung.

Man kann sagen: die Mehrzahl der Männer ist gelähmt, denn nur die äußern drei oder vier Glieder vertheidigen sich. Richtig, aber diese Glieder reichen erstens zur Vertheidigung des Ganzen hin; zweitens handelt es sich in unsern Schlachten weit weniger um den wirklichen Schaden als um die Drohung. Eine gewisse Kraft auf einen gewissen Punkt hinzubringen, daß sie im rechten Zeitpunkte entweder zu geschlossenem Angriff oder zu Aufmarsch mächtig sey, das ist die Aufgabe. Der Feind hält gewöhnlich nicht, ist sein Gegner einmal angekommen, bis dieser auch seine Kraft entwickelt, weil er dann verloren wäre. Der mit der geringsten Kraftversplitterung die klügsten Manövres macht, siegt; nicht wer am meisten feuert.

Der Bajonetangriff mit ganzer Front ist wohl selten brauchbar; wird er auf eine Kolonne geführt, so ist er unsinnig; wird er auf eine Linie geführt, so muß man beklagen, daß man ihn nicht in Kolonnen mache, weil doch sicherlich fünfzig Glieder drei durchrennen müssen, ja sogar dann noch durchrennen müssen, wenn die ersten feig sind, weil sie nur seitwärts- aber nicht zurückweichen können, und die Leute, die der Feind auf dem getroffenen Punkt hat, durch die immer neuen Glieder der Angreifenden zuletzt überwunden werden müßten. Kömmt vollends Reiterei herbei, um die mit dem Bajonet angegriffenen Truppen zu unterstützen, welches Elend in der angreifenden Fronte, welcher Zeitverlust! welche Gefahr! Die Kolonne setzt ihren Angriff fort, was die Reiterei auch immer für Wesen treibe; mehr, als durch den Schrecken siegen, kann sie doch nicht; eine erfahrne Truppe besiegt man aber dadurch nicht, oder eine gut geleitete.

Gegen den Schaden, den das Geschütz in Kolonnen anrichtet, kann man noch sagen, daß es nur der Kolonne, welche steht, gefährlich seyn kann. Hier wird der Generalstab Sorge zu tragen haben, die Vortheile des Feindes, die kleinen Erhöhungen desselben so zu benützen, daß die Erde den Mann deckt. In der Schlacht bei Leipzig sah man, weite Strecken durch, beinahe gar keine französische Streitkraft, so gedeckt stand sie durch das Terrain; und doch sind dessen Schwingungen auf jenem Orte kaum merkbar.

Der Gebrauch der Kolonne ist uralt. Als Marschordnung kann er nie gemangelt haben. Als Schlachtordnung finden wir

ihn in den Phalanxen und Keilen der Griechen und Römer wieder. Ja, Cäsar beschreibt sogar Gallier und Deutsche als in gedrängter Ordnung fechtend. Wie kann man die 2000 oder 3000 M. des Epaminondas bei Leuktra, welche 50 M. hoch standen, anders nennen, als eine geschlossene Kolonne. Wir sahen den großen Scipio bei Zama die römische Schlachtstellung verlassen und seine 20,000 M. gegen die 50,000 M. des Feindes in gedrängten Haufen, die unter sich in gleicher Höhe standen, stellen. Plutarch beschreibt in Dion die Kolonne vollkommen.

Die Schlacht bei Mantinea, die weiseste des Alterthums, war ein Kolonnenangriff. Das ganze Heer unter einem schiefen Winkel mit seiner Fronte auf die Fronte des Feindes geneigt, machte, als es ihrer noch genug waren, eine halbe Wendung nach der Seite des Feindes zu und gieng in den Angriff über. Es durchbohrt die Mitte der feindlichen Stellung.

Der Angriff Gustavs bei Lützen war eine Linie, welche Kolonnen von 1500 M., wie Zähne oder Brechmaschinen, vor sich hatte.

18.

Viele Siege werden errungen, ohne daß der Feldherr dafür kann; an seiner Stelle wirkte das Glück oder die Tapferkeit der Truppen. Es gibt Siege, die einen Feldherrn mehr schänden, als eine verlorne Schlacht gethan haben würde.

Wer das Wesen des Krieges nicht versteht, urtheilt über das Verdienst des Feldherrn meistens irrig. Wo der Sieg, dort das Verdienst, meint er, und wie oft ist es umgekehrt!

Des Feldherrn höchstes Verdienst bleibt das strategische Auge; **wann** und **wo** er schlägt, ist meist wichtiger als **wie** er schlägt; und dieses **wie** ist wieder wichtiger, als wie viele Leute er gefangen nehme oder tödte. Zwingt er den Feind zur Schlacht, wann und wo er will und schlägt er ihn auf solche Weise, daß dessen Rückzug nur dahin gehen kann, wohin er und nicht der Gegner will, und sind diese Berechnungen alle nach einem klugen und weisen Ganzen klar und richtig geordnet, dann, und nur dann ist der Sieg entscheidend, ob nur zwei- oder zwanzig tausend Feinde das Feld decken. Der Sieg der Franzosen bei Ligny im Juni 1815, wo die Preußen 22,000 Mann verloren, war eine strategische Niederlage für Napoleon, weil Blücher nicht nach Namur, sondern

nach Wavre geworfen wurde. Napoleon fühlte dies wohl, aber er hoffte, daß die sehr bedeutende Schwächung an Kraft den strategischen Nachtheil, wie dies manchmal zu geschehen pflegt, ausgleichen werde, und es geschah. Der Marsch Blüchers hinter die Saale im Okt. 1813, obwohl er ein Rückzug war, ist einer der größten strategischen Siege, welche in diesem für die Verbündeten so glorreichen Feldzuge erfochten wurden.

19.

Folard behauptet, daß Ueberfälle leicht auszuführen sind, sobald man sie nur der Zeit nach genau zu berechnen und das Geheimniß zu bewahren versteht. Als Vorbereitung ist nöthig, den Feind sicher zu machen, was sich auf vielerlei Weise bewerkstelligen läßt. Gerüchte auszusprengen wirkt zu wenig nachdrücklich, man muß sie durch Thaten glaubwürdig machen. Man verschanze sich, man bewege sich nach anderer Richtung oder man ziehe sich zurück u. s. w. Die Schlacht am Speierbach, welche der Marschall Talard im Jahr 1703 gewann, war eigentlich nichts als ein Ueberfall, einem Ueberfall entgegengestellt; die Gegenmine warf die Mine, bevor sie spielen konnte, in die Luft.

Wenn man die Ueberfälle betrachtet, welche klug gedacht und ausgeführt wurden, so muß man dabei fast jederzeit beklagen, daß die Feldherrn, muthig gegen Abtheilungen, muthlos gegen das ganze Heer waren. Der Herzog v. Alba ließ im Jahr 1572 den Prinzen von Oranien bei Mons in dem Augenblick, da dieser des Nachts das Lager abbrechen und sich zurückziehen wollte, überfallen. Der Ueberfall gelang auf das Vollkommenste, aber er wurde nur einer Zahl von 200 Mann Fußvolk und 800 Reiter anvertraut; den Schaden, den diese Schaar ausführen konnte, that sie; wäre Alba mit der Hälfte seines Heeres, wie er es konnte, bei der Hand gewesen, so würde der Prinz aufgerieben worden seyn.

20.

Um den Haß gegen England in die Herzen der kommenden Generationen zu graben, befahl der Congreß von Nordamerika dem edlen Benjamin Franklin', ein eigenes Büchlein für die Kinder zu machen, in welchem als Beilage die Grausamkeiten der Engländer in Nordamerika in Kupfer zu sehen wären. (Corresp. II, L. 21).

In derselben Beilage schreibt Franklin an Hartley: Vous pouvez être bien assuré que je regarderais l'entière déstruction de notre pays, l'anéantissement total de mes concitoyens comme préférable à l'infamie d'abandonner nos alliés.

Je crois qu'une nation sans foi, si elle était exterminée, ne mériterait aucune pitié de la part de l'espèce humain.e II. L. 28.

21.

Der Wille und die Ueberzeugung des Erfolgs sträubt sich gegen die blind fortwirkende Natur. „Elende Menschen die wir sind," schreibt Bonaparte 1796 an General Clarke, „wir können der Natur nur folgen, nicht aber sie überwinden!" Er sprach damals von der Sonnenhitze, welche sein kleines unbesiegtes Heer mit Untergang bedrohte. Sechzehn Jahre darauf, erlag sein Riesenheer der Natur.

22.

Follard gibt den Truppen, obschon in einen belagerten Platz gedrängt, wieder den Rath, der so gewiß rettet, als er selten ausführbar ist, etwas Außerordentliches zu thun. (Polyb. I., § 5.) „Man muß sich an die Regeln der Klugheit nicht genau binden, sondern vielmehr seinen Entschluß über die Gränze der Kühnheit treiben. Eine Tollkühnheit ist in dergleichen Fällen keine geringe Weisheit. Ich will aber hieraus nicht folgern, daß man nicht einen Unterschied zwischen dem Möglichen und Unmöglichen machen solle. Mit einem Wort (denn man kann hierüber nicht genug predigen), man muß dem Glücke Alles überlassen, sich zu Allem, was nun entstehen kann, entschließen, wenn es nicht besser zu machen, und zwischen dem Uebeln und dem Aergern nur ein Augenblick ist."

Appius Claudius that dies durch einen Ausfall aus Messina, da die Karthaginenser und Sirakusaner es angriffen.

23.

„In allen Schlachten muß man zuerst mit den Augen überwinden." Tacitus.

Follard läßt seinen Feldherrn in einem Kriegsrathe sagen: „die Klugheit ist eine Tugend; sie verwandelt sich aber in eine Thorheit

und Niederträchtigkeit, wenn sie sich der äußersten Nothwendigkeit widersetzt."

24.

„Die verdorbene oder wohlangewendete Zeit ist der Probierstein des Verdienstes oder der Unfähigkeit eines Feldherrn."

„En diplomatie, comme en guerre, les momens sont toujours chers." Carnot (6. Juli).

25.

Ein großes Heer, das sich in eine Festung wirft, muß man nie versäumen, selbst mit mindern Kräften, eiligst einzuschließen. Mehr noch als der wahrscheinliche Abgang an Lebensmitteln, fordert hiezu das Moralische eines solchen Heeres auf, denn von dessen Muth läßt sich nicht viel erwarten. Ein Belagerungsheer selbst einzuschließen, ist einer der kühnsten Entwürfe, und dennoch hat er meist glänzenden Erfolg, denn nicht immer ist der Belagerer ein Mann, wie Harkourt 1640 vor Turin.

A. P. V. O.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Der Akademiker, Freiherr Alex. v. Humboldt in Berlin hat von dem Großherzog von Weimar das Großkreuz des Falkenordens erhalten.

Prof. v. Savigny ist mit einem Pandektencommentar in zwölf Bänden eifrig beschäftigt, und soll sich von der akademischen Thätigkeit gänzlich zurückziehen wollen.

Am 9. Februar starb zu Berlin plötzlich an einem Lungenschlage der Professor an der allgemeinen Kriegsschule Friedr. Theod. Poselger, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Geboren den 27. Mai 1771 zu Elbing war er eine Zeit lang Stadtrath in seiner Vaterstadt. Seine Verdienste als tiefdenkender Mathematiker in den statices elementa, den allgemeinen Grundsätzen von Gleichgewicht und Bewegung und andern Schriften sind der gelehrten Welt bekannt.

Am 21. Aug. starb der Akademiker Adelbert von Chamisso de Boncourt im 58sten Lebensjahre, als Dichter, Naturforscher und Linguist hochberühmt, Inspector des Pariser Herbariums.

Am 11. Mai Morgens um 7 Uhr verschied in Triest das Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in München Dr. Ignaz von Rudhart, k. bayer. Staatsrath, Commandeur des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone und Großkreuz des griechischen Erlöserordens. Am 11. März 1790 zu Weißmain in Oberfranken geboren, in Landshut gebildet, wurde er schon 1811 vom Großherzog Ferdinand von Würzburg an die dortige Hochschule zu einer Professur der deutschen Geschichte und Gesetzgebung berufen, welche er 1817 aus Gesundheitsrücksichten niederlegte. Von da an trat er bald in die politische Laufbahn ein, wurde Rath beim Generalfiscalate zu München, 1823 Regierungsdirector in Baireuth, 1826 in Regensburg, nahm an vier Ständeversammlungen Bayerns sehr thätigen Antheil, ohne jedoch dabei als Schriftsteller und Akademiker müßig zu seyn. Seine Ernennung zum griechischen Ministerpräsidenten 1836 nnd sein Austritt aus dem griechischen Staatsdienst ist noch im frischen Andenken unserer Leser.

Am 30. Juli starb zu München der Akademiker und Professor v. Loe, Director des allgemeinen Krankenhauses, Obermedicinalrath und königl. Leibarzt.

Universitäten.

Berlin. Am 5. Juni ist gestorben Dr. Ernst Dan. Aug. Bartels, preuß. geh. Medicinalrath, ord. Prof., Director der medicinischen Klinik, Mitglied der wissenschaftlichen

Deputation für das Medicinalwesen, der Oberexaminations-Commissär für die höheren Staatsprüfungen der Medicinalpersonen, Ritter des churfürstl. hessischen Hausordens vom goldenen Löwen, des preuß. rothen Adlerordens dritter Klasse mit der Schleife. Zu Braunschweig geboren hatte er seit 1803 als akademischer Lehrer in Helmstedt, Erlangen, Marburg, Breslau und seit 1828 in Berlin gewirkt, und war durch seine Fertigkeit im Lateinreden als Vorstand der lateinischen Klinik besonders geachtet.

Am 14. Juli starb der Stadtverordnete und Prof. an der Universität Dr. Clem. Aug. Karl Klenze, im 43sten Jahre. Er war Mitherausgeber der geschätzten Zeitschrift für historische Rechtswissenschaft.

Prof. Mitscherlich hat den russischen St. Wladimirorden vierter Klasse erhalten.

Der König hat den ordentlichen Professoren der Universitäten Dr. Osann und Medicinalrath Dr. Busch zu Berlin und Dr. Wutzer zu Bonn den Charakter als Geh. Medicinalrath beigelegt.

Zu außerordentlichen Professoren sind ernannt worden die Privatdocenten Geh. Med. Rath Dr. Barez, Med. Dr. Romberg, Lic. Theol. Uhlemann, Dr. Wilh. Schott und K. Werder.

Der Kanzler und Director der Universität zu Königsberg, Geh. Justiz- und Tribunalrath Dr. Dan. Ephr. Reidenitz erhielt bei Gelegenheit der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums die Insignien des rothen Adlerordens zweiter Klasse mit Eichenlaub.

Am 24. Mai starb zu Breslau Karl Aug. Dom. Unterholzner, Dr. und ord. Prof. der Rechte, Ordinarius des Spruchcollegiums, Bibliothekar bei der königl. und der Universitätsbibliothek, Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse. Er war 1787 geboren, studirte in seiner Vaterstadt Freisingen, von 1803 an in Landshut, 1807 in Göttingen, 1808 in Heidelberg, und erlangte 1809, der letzte Doctor der Altdorfer Universität, die Doctorwürde. Seine akademische Thätigkeit begann er in demselben Jahr, als besoldeter Privatdocent in Landshut, von wo er 1812 nach Breslau berufen wurde.

Am 5. Jun. starb in Halle Dr. Fr. W. Schweigger Seidl, außerord. Professor in der medicinischen Facultät daselbst, 43 Jahr alt.

Die außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei den Universitäten in Bonn und Halle, Geh. Regierungsrath von Rehfues und Delbrück haben den Charakter von Geh. Oberregierungsräthen mit dem Rang eines Ministerialraths zweiter Klasse erhalten.

Am 20. Febr. starb zu Bonn der ordentl. Prof. und Director des philologischen Seminars Dr. Karl Friedrich Heinrich. Er war zu Malschleben 1774 geboren, machte seine Studien unter Heyne und Mitscherlich in Göttingen, wurde 1795 Collaborator am Magdalenäum in Breslau, 1801 Professor daselbst, 1805 in Kiel, 1818 in Bonn, und hat mehrere alte Autoren wieder herausgegeben und philologische Aufsätze geschrieben.

Prof. Bethmann-Holweg in Bonn hat vom Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha das Ritterkreuz des ernestinischen Hausordens erhalten.

Der Privatdocent Dr. C. Baumstark in Heidelberg, auch als Herausgeber von Volksmelodien bekannt, ist zum außerordentlichen Professor der Staats- und Cameralwissenschaften in Greifswald ernannt worden.

Der Hofrath und Professor Dr. Leonh. Späth zu München erhielt zur Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums das Ehrenkreuz des Ludwigsordens.

Der Domvicar und Secretär des Erzbischofs von München-Freising, Dr. Friedr. Windischmann zu München ist zum außerord. Prof. der biblischen Exegese an der dortigen Universität, der außerord. Prof. der Medicin Dr. Rienecker zum ord. Prof. daselbst ernannt worden.

Der Professor der Theologie Dr. Stahl in Würzburg hat einen Ruf nach Gießen abgelehnt und von seinen Schülern zum Ausdruck ihrer Dankbarkeit einen silbernen Kelch mit den Worten „Veritas parit amorem," erhalten.

Dr. Bernh. Heine, bekannt als Erfinder des Osteotom, ist zum Honorarprofessor der Medicin in Würzburg ernannt worden.

Am 6. Aug. starb daselbst der Prof. der Theologie Dr. Joh. Bickel.

Der Doctor der Rechte, Paul Schelling, Sohn des Philosophen, ist zum außerord. Prof. in der Juristenfacultät zu Erlangen ernannt worden.

In den Morgenstunden des 27. Febr. verlor die Universität Leipzig einen ihrer bedeutendsten Lehrer, Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Er war am 17. Aug. 1772 zu Ernstthal im Schönburgischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in den Jahren 1786 bis 1791 auf dem Gymnasium zu Chemnitz, wo er auch den ersten Grund zu seiner nachmals so bedeutenden Bibliothek legte. Seit 1791 studirte er zu Leipzig Philosophie und Theologie. Im Jahr 1794 trat er als Privatdocent auf, und hielt Vorlesungen über Geschichte, Philosophie, Pädagogik und Mystik. Schon im folgenden Jahr wurde er auf Reinhards Empfehlung zum Professor der Moral und Geschichte an der Ritterakademie in Dresden ernannt, kehrte 1803 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig zurück, vertauschte aber noch in demselben Jahre diese Lehrstelle mit einer ordentlichen Professur des Natur- und Völkerrechts an der Universität zu Wittenberg, wo er im Jahr 1808 Schröckhs Nachfolger in der Professur der Geschichte wurde. Nach Aufhebung dieser Universität folgte er einem Rufe als Professor der Staatswissenschaften nach Leipzig, wo er dann bis zu seinem Tode wirkte. Im Jahr 1825 wurde er zum königl. sächs. Hofrathe, 1830 zum Ritter des Civilverdienstordens und 1833 vom Großherzoge von Hessen zum Geheimenrathe ernannt. Seine zahlreichen Schriften in den Fächern der Theologie, Philosophie, Pädagogik, Aesthetik, deutscher Sprache, Geschichte und Staatswissenschaft sind zu bekannt, als daß es einer Aufzählung derselben bedürfte. Seine gegen 30,000 Bände starke Bibliothek hatte er der Universität Leipzig zu hinterlassen gedacht. Da er aber mit dem Local, in welchem dieselbe aufgestellt werden sollte, nicht zufrieden war, vermachte er sie der Leipziger Rathsbibliothek, in welcher sie als Bibliotheca poelitiana besonders aufgestellt werden soll. Einem darüber zu druckenden Katalogen soll die Autobiographie des Sammlers vorangeschickt werden. Den größten Theil seines übrigen Vermögens hat er zu Begründung von vier oder fünf Convictstellen vermacht und deren Zutheilung dem Stadtrath von Leipzig übertragen. Seine reichhaltige Korrespondenz und sein Tagebuch mußte seiner Verordnung gemäß nach seinem Tode verbrannt werden. Sein Nachfolger an der Universität ist nicht, wie man vermuthet hatte, Dahlmann geworden, sondern Prof. Bülau, welcher auch die von Pölitz begründeten Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst fortsetzt.

Der außerord. Professor der Rechte Dr. Gust. Hänel in Leipzig ist zum ord. Prof. der juristischen Literatur und Quellenkunde ernannt und ihm zugleich der Charakter eines königl. sächsischen Hofraths ertheilt worden. Die Privatdocenten C. Fr. Biedermann und M. Haupt wurden zu außerord. Professoren in der philosophischen Facultät befördert.

An die Stelle des verstorbenen Professors Steudel in Tübingen ist der bisherige Repetent am evangelisch-theologischen Seminar Dr. Dorner zum Lehrer der Dogmatik und alttestamentlichen Theologie vorerst in der Eigenschaft eines außerord. Prof. ernannt worden.

Der Archidiaconus M. Pressel, Privatdocent bei der theologischen Facultät daselbst ist zum Decan, Stadtpfarrer und ersten Abendprediger ernannt worden.

Die Privatdocenten an der staatswirthschaftlichen Facultät in Tübingen, Dr. Fallati, Hoffmann und Freiherr Schott von Schottenstein sind zu außerordentlichen Professoren befördert worden.

Die Bibliothek der Universität Tübingen hat im Aug. d. J. durch das Geschenk des Missionärs Häberle einen höchst bedeutenden Zuwachs erhalten. Dasselbe besteht in einer Anzahl Sanskritbandschriften und Sanskritdrucke, welche der Geber aus Indien mitgebracht hat, die hauptsächlichsten altindischen Religions- und Rechtsbücher, die Bagavadgita und einige lyrische Poesien enthaltend.

Dem ehemaligen Minister v. Arnswald, der sich umsonst alle Mühe gegeben hatte, als Curator der Universität Göttingen die vacanten Lehrstühle zu ersetzen, der dagegen vom

Kabinet aus die Stellen an der Bibliothek ohne seine Zuziehung besetzen sah, ist die nachgesuchte Entlassung, mit Abzug von 2000 Thalern an seiner bisherigen Ministerpension, bewilligt worden. Seine Stelle soll nicht wieder besetzt werden. Der Minister v. Stralenheim bleibt Mitglied des Curatoriums nach wie vor, hat aber das ihm obliegende Referat in Universitätssachen abgegeben, und die ganze Leitung der Universität Göttingen ist nun dem Geh. Kabinetsrath Leist übertragen.

Auch an Rückert ist ein vergeblicher Ruf an Ewalds Stelle nach Göttingen ergangen. Dagegen soll Hoffnung vorhanden seyn, für die von Gervinus besetzte Professur der Geschichte einen früher an einer deutschen Universität angestellten, seit längerer Zeit jedoch im Ausland namentlich mit Untersuchungen über die Geschichte Griechenlands beschäftigten Gelehrten zu gewinnen. Für die ordentliche Lehrstelle der Klinik ist Prof. Fuchs aus Würzburg berufen worden und wird seine Stelle zu Michaelis antreten.

Der Professor der Theologie Rettberg in Göttingen ist zum ordentl. Prof. derselben in Marburg ernannt worden.

Prof. Schneidewin, einer der Sechse, hat den Ruf zur Direction des Gymnasiums in Gotha an Dörings Stelle angenommen.

Der Lector Dr. Joh. Schnell und der Privatdocent Dr. Wunderlich zu Göttingen sind zu außerord. Professoren der Rechte an der Universität Basel ernannt worden.

Der bisherige einzige Secretär der Göttinger Bibliothek Dr. Herbst ist zum ersten Secretär, und neben ihm sind die Assessoren Dr. Wüstenfeld und Dr. G. H. Bode und der Advocat Dr. Scheumann zu Secretären ernannt. Von Wolfenbüttel ist Dr. Schweiger, welcher bisher dort zweiter Bibliothekar war, nach Göttingen als zweiter Secretär an die Bibliothek berufen worden.

Der bisherige Subconrector Dr. W. Havemann in Ilfeld ist als außerordentlicher Professor der Geschichte in Göttingen angestellt worden und für Dahlmanns Stelle soll ein Preuße berufen seyn.

Am 10. Febr. starb zu Gießen der kais. russ. Staatsrath und ordentl. Professor der Jurisprudenz Walth. Friedr. v. Clossius.

Am 17. Jul. starb zu Gießen der geistl. Geh. Rath Prof. Dr. Palmer, 79 Jahre alt.

Die theol. Facultät der Universität Gießen hat dem Hofprediger K. Zimmermann, Herausgeber der allgemeinen Kirchenzeitung, die Doctorwürde verliehen.

Die Repetenten an der kathol. theol. Facultät zu Gießen, Reuß und Kindhäuser, sind zu außerordentl. Professoren ernannt worden.

Der bisherige Lehrer der Physik und Chemie an der polytechnischen Lehranstalt zu Kassel Dr. Heinr. Buff hat die erledigte Stelle eines ord. Prof. der Physik in Gießen erhalten.

Der bisherige außerord. Prof. der Theologie an der Universität Marburg Dr. Wilh. Scheffer ist zum Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirche der Provinz Oberhessen, der außerord. Prof. der Rechte v. Vangerow zum ord. Professor, die Privatdocenten Dr. Conr. Büchel und Dr. E. Th. Bayrhoffer zu außerord. Prof., ersterer in der juridischen, letzterer in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Der ord. Professor der Medicin in Heidelberg Fr. A. Benj. Puchelt hat den Charakter eines großh. Geh. Hofraths erhalten.

Der Prof. Karl Hase in Jena ist vom Herzoge von Sachsen-Altenburg zum Kirchenrath ernannt worden.

Der ord. Prof. an der Universität Kiel Dr. Ge. Sam. Francke ist zum k. dänischen Kirchenrathe mit dem Titel eines Etatsraths ernannt.

Dem ord. Prof. der Medicin an der Universität Rostock Dr. Strempel ist vom Großherzog von Schwerin das Prädicat eines Obermedicinalraths beigelegt worden.

Kirche und Schule.

S. M. der Kaiser von Oesterreich hat am 20. Jun. den Weihbischof von Olmütz, Freiherrn von Schrenk auf Notzing zum Fürst-Erzbischof von Prag ernannt.

Die Kölner Angelegenheiten scheinen nun vorläufig durch die königl. Kabinetsordre vom 13. Juni zu einer Entscheidung gebracht. Kraft dieser Verordnung wird mit ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte, welche dem Metropolitan-Domkapitel zu Köln gesetzlich zustehen, gestattet, daß der bisherige Kapitularverweser des Erzbisthums Köln, Domdechant Dr. Hüsgen, fernerhin unter der Benennung und Unterzeichnung eines erzbischöflichen Generalvicars die Diöcesanverwaltung fortführe. Zugleich aber wird, wie bisher, jeder amtliche Verkehr mit dem Erzbischof Freiherrn Droste von Vischering untersagt.

Der Erzbischof von Posen hat an die Pfarrer seines Sprengels ein Umlaufschreiben erlassen, in welchem er sie anweist, künftig von den Brautleuten verschiedener Confession kein schriftliches Versprechen über die katholische Erziehung der Kinder zu fordern, da eine mündliche Zusage vollkommen genüge. Das evangelische Consistorium in Posen hat bisher den Geistlichen die Ermächtigung zur Einsegnung gemischter Ehen nicht verweigert, welche denn auch nach wie vor daselbst gleich häufig geschlossen werden. Dagegen hat der Bischof von Ermeland, v. Hatten, der bis dahin mit allen Anordnungen der Regierung einverstanden schien, nun in einem Hirtenbrief sich ebenfalls auf das Entschiedenste gegen dieselben erklärt.

Der Bischof Dr. Dräseke zu Magdeburg ist vom König von Schweden und Norwegen zum geistlichen Mitgliede des k. Nordsternordens ernannt worden.

Die Landstände in Detmold haben bei der Regierung darauf angetragen, den Katholiken im Land und namentlich der katholischen Gemeinde in Lemgo freie Religionsübung zu gewähren und sie den Lutheranern gleich zu stellen.

Das von dem Fürstbischof Franz Ludw. v. Erthal gegründete Krankenhaus in Bamberg soll von jetzt an durch den Orden der barmherzigen Schwestern verwaltet werden.

S. M. der König von Bayern hat die Einführung des Ordens beatae Mariae virginis a charitate boni pastoris genehmigt, und zur Gründung eines Klosters dieses Ordens die schönen, geräumigen Gebäude des Central-Frauenklosters zu Niederviehbach bestimmt. Der Zweck dieses Ordens ist: Besserung gefallener Mädchen, Frauen und Wittwen und Bewahrung der jungen schutzlosen weiblichen Unschuld vor Verführung. Ordensschwestern aus dem Kloster zu Straßburg werden dieses Institut nach Bayern verpflanzen.

Der König von Bayern hat die Errichtung eines Klosters der Salesianerinnen nebst Pensionat in Pielenhofen, einem im Naabthale gelegenen Centralkloster von Carmeliterinnen, genehmigt. Frauen aus den Klöstern Mariä Heimsuchung zu Wien und Dietramszell werden das neuerrichtete Kloster besetzen.

Der in Semilassos vorletztem Weltgang umständlich geschilderte geistliche Rath Dionys. Linder ist am 13. März zu Bamberg gestorben. Ebendaselbst 1762 geboren, wurde er von seinem Vater, dem städtischen Barbier, zum geistlichen Stande bestimmt, und trat als Conventual in die 1803 aufgehobene Benedictinerabtei zu Banz. Sein Hauptaugenmerk war auf die Anlegung einer Naturaliensammlung für das Kloster gerichtet. Im Jahr 1802, bei Errichtung des Bamberger Lyceums, wurde die an der ehemaligen Universität befindliche, weder durch Inhalt noch Ordnung zu empfehlende Naturaliensammlung den Studienanstalten überlassen und Lindner als Custos dabei angestellt. Er verband damit sein eigenes Kabinet, und gab sich alle Mühe, diese Sammlung zu bereichern, und hat derselben noch ein Kapital von beinahe 9000 Gulden hinterlassen. Außerdem wies er dem allgemeinen Krankenhause zur Pflege armer Studirenden 1400 Gulden an. König Max Joseph verlieh ihm die goldene Verdienstmedaille und den Titel eines Inspectors und König Ludwig ernannte ihn 1833 zum geistlichen Rathe.

Mit der Universität Heidelberg wird in Zukunft ein evangelisch-protestantisches Prediger-seminar verbunden, zu dessen Vorstand der Prof. Rothe aus Wittenberg ernannt ist.

Am 28. Aug. wurden die Ursulinerinnen von Montjoie in das nahe bei Ahrweiler in der preußischen Provinz Niederrhein gelegene ehemalige Franciscanerkloster Calvarienberg

feierlich eingeführt. Das Kloster wurde zum Zwecke einer höheren weiblichen Lehranstalt äußerst prachtvoll neu eingerichtet.

Am 9. März starb in Quedlinburg Heinrich Hauer, Stifter und Vorsteher des dortigen Taubstummeninstituts und Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens, im 76sten Lebensjahre. Geboren am 24. Febr. 1763 zu Wegeleben bei Halberstadt, hat es derselbe nach glücklicher Bekämpfung von mancherlei Hindernissen vom armen Kräutersammler und Holzhändler zum Zimmermeister, dann zum Schullehrer und endlich zum Stifter einer wohleingerichteten Taubstummenanstalt gebracht, und seinen pädagogischen Beruf auch in mehreren Schriften erwiesen. Seine Selbstbiographie ist 1835 und zum zweitenmal 1836 erschienen. Sein menschenfreundliches Wirken, so wie seine wechselnden Schicksale erinnern vielfach an A. H. Francke.

Der Landrath von Oberfranken hat beschlossen, von der Hälfte der bedeutenden Ersübrigungen eine Emeritenanstalt für treue Schullehrer zu errichten, und die andere Hälfte zu landwirthschaftlichen Zwecken zu verwenden.

Am 13. August ist zu Eßlingen gestorben der Prälat v. Denzel, Vorstand des evangel Hauptschullehrerseminars, Ritter des Ordens der württ. Krone, herzogl. nassauischer Oberschulrath, vielfältig verdient um das Schulwesen Deutschlands im Allgemeinen und Württembergs insbesondre, das seinen Bemühungen vornehmlich und denen seines vor drei Jahren verstorbenen Freundes, des Prälaten d'Autel seit 1811 die Gründung und das Bestehen eines trefflichen Schullehrerseminars verdankt.

Der Großherzog von Baden hat genehmigt, daß das bisherige Gymnasium zu Heidelberg, nachdem es in Folge der Verordnung vom 31. Dec. 1836 über die Organisation der Gelehrtenschulen durch Errichtung eines weitern Jahrescurses den Lyceen vollkommen gleichgestellt worden ist, auch fortan den Namen eines Lyceums führe.

Stiftungen.

Der k.-k. Kämmerer Graf Stanislaus Habdank Skarbek hat zur Begründung einer Anstalt für Arme und Waisen in Lemberg alle ihm gehörigen Güter, die aus drei Städten und dreißig Dörfern bestehen und das in Lemberg befindliche Theater mit allen dazu gehörigen Gebäuden, dazu sein ganzes Vermögen, ohne alle Ausnahme, und was er noch künftig erwerben dürfte, durch ein rechtskräftiges Document bestimmt. Es soll davon ein Gebäude hergestellt werden, worin 400 Arme und 600 Waisen untergebracht werden können.

Der verstorbene Domdekan Dr. Möhler hat in seinem Testamente ein Kapital von 2000 fl. zur Stiftung eines Stipendiums für einen Studirenden der Theologie an der Hochschule in München in der Art bestimmt, daß die Verleihung desselben immer noch dem freien Urtheile der theologischen Facultät an einen besonders dürftigen und würdigen Kandidaten geschehen soll.

Bei dem in den letzten Tagen des Juli in Frankfurt a. M. gefeierten Sängerfest wurde für die Mozartstiftung zum Besten der Tondichter und Tonkünstler nach Deckung der Kosten ein Ueberschuß von 1264 fl. erzielt. Dazu kommt noch der Betrag der zu demselben Zwecke gesammelten Subscriptionen, die bis jetzt auf 3000 fl. angegeben werden.

Vereine.

Es gehört wohl zu den bedeutsamsten Erscheinungen der Zeit, daß auf allen Gebieten der industriellen und wissenschaftlichen Thätigkeit die früher zerstreuten und durch Vereinzelung schwachen Kräfte sich in freien, und so wenig es seyn kann formellen Vereinen zu größeren Ganzen verbinden, nicht gerade um einen bestimmten, im Voraus verzeichneten Zweck zu erreichen, als vielmehr die Individuen einander näher zu bringen, durch persönlichen und mündlichen Verkehr, in diesem Verkehr allen Zwiespalt und Hader zu lösen, über allgemeine Unternehmungen oder wissenschaftliche Arbeiten eine Verständigung einzuleiten, und in den ganzen Betrieb des Geschäfts mehr Uebereinstimmung, Energie und Regelmäßigkeit zu bringen. — Wir werden es uns zur Aufgabe machen, über die Aufgabe,

Richtung, Thätigkeit und Ausbildung der deutschen Vereine in der Weise dieser Blätter kurz zu berichten.

Die Versammlung deutscher Landwirthe in Karlsruhe wurde am 10. Sept. eröffnet, bei welcher Gelegenheit der Prof. Schulz aus Greifswalde in einem Vortrage die Bedeutung des Vereins für die Beförderung deutscher Humanität und Nationalität auseinandersetzte. Zur dritten Versammlung, für das nächste Jahr wurde Potsdam, und als Geschäftsführer Amtsrath Koppe in Wollupp gewählt.

Der landwirthschaftliche Verein für das Großherzogthum Baden hat neue Statuten angenommen, welche sich von den ältern wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie den Orts- und Bezirksvereinen eine passende Stelle in dem Gesammtverein anweisen und durch diese Zwischenglieder das Interesse der einzelnen Bezirke mehr befördern, während wieder aus dieser besondern Fürsorge für das Localinteresse viele Erfahrungen und Beispiele für das landwirthschaftliche Wohl des gesammten Landes benützt werden können. Es bestehen künftig eine Centralstelle, unter dieser fünf Kreisstellen, wovon jene für den Mittelrheinkreis mit der Centralstelle verbunden ist, und unter diesen Bezirksstellen da, wo Bezirksvereine vorhanden sind. Die Mitglieder der Bezirks- oder Kreisvereine sind zugleich Mitglieder des Gesammtvereins. Jede Stelle erhält eine Direction und einen Ausschuß.

Die diesjährige Zusammenkunft des von Apotheker Hornung zu Aschersleben gestifteten naturforschenden Harzvereins fand am 25. Juli in Goslar statt.

Am 5. Mai feierte der Verein für Erdkunde in Halle die zehnjährige Dauer seiner Wirksamkeit. Derselbe wurde 1828 bei der Feier der fünfzigjährigen Dienstzeit des als Geograph allgemein geschätzten, vor Kurzem verstorbenen Hauptmanns Reymann gestiftet und zählt jetzt außer 11 Ehrenmitgliedern 128 ordentliche Mitglieder, deren ausgesprochener Zweck die Beförderung der Erdkunde im weitesten Sinne des Worts durch mündliche und schriftliche Mittheilung ist.

Unter der Benennung Metallurgische Gesellschaft zu Stolberg, hat sich ein Verein gebildet und die königliche Bestätigung erhalten, welcher zum Zweck hat, Galmei, feuerfeste Thonerde, so wie Eisensteine und Bleierze zu schmelzen und diese sowohl als Kupfer und Messing zu walzen, Concessionen für die Gewinnung von Erzen und Steinkohlen nachzusuchen und zu erwerben, und endlich die gedachten Metalle in allen dem Handel anpassenden Formen zu verarbeiten. Das Grundkapital der Gesellschaft beträgt zwei Millionen.

Die rheinische naturforschende Gesellschaft zu Mainz feierte am 6. August ihr viertes Stiftungsfest, an welchem eine Reihe gediegener, in populärem Style gehaltener Abhandlungen, namentlich über organische Lebenskraft, über den Instinct bei den Insecten, über die Wanderlust der Zugvögel, über Goethe als Naturforscher u. s. w. vorgetragen wurden, und der Präsident über den Stand des Vereins, über seine Wirksamkeit in diesem Jahre und über das Gedeihen desselben sich verbreitete. Der Verein besitzt bereits reiche Sammlungen aus dem ganzen Gebiete der Naturwissenschaften.

Die jährliche Versammlung homöopathischer Aerzte wurde am 10. August in Dresden gehalten. Ihr wohnten die Abgeordneten der verschiedenen Provinzialvereine und viele andere homöopathische Aerzte bei. Unter den gefaßten Beschlüssen wird die Bildung einer besondern Deputation zur Bearbeitung eines neuen homöopathischen Dispensatoriums, diejenige eines Vereins zur gründlicheren Bearbeitung des minder ausführlich gekannten Theils der homöopathischen Arzneimittellehre nach einem umfassenden Plan, endlich die Subscription zu einem Fonds für Privataufgaben auf Arzneiprüfungen erwähnt. Die Wahl des nächstjährigen Versammlungsorts fiel auf Leipzig, die des Vereinsdirectors auf Dr. Haubold.

Der statistische Verein in Dresden hat wieder eine Lieferung zahlreicher Mittheilungen über die Ergebnisse der Production, Consumtion und Werthverhältnisse im J. 1837 bekannt gemacht.

Während der Säcularfeier in Göttingen wurde daselbst vorzüglich auf Thiersch's und Alexanders v. Humboldt Anregung die Stiftung einer philologisch-philosophischen Gesellschaft verabredet, die sich dieses Jahr zum erstenmal, und zwar in Nürnberg am 29. September versammeln wird.

Unter dem Patronat einiger der höchsten Staatsbeamten ist in Berlin unter der Benennung Brandenburgische Gesellschaft ein neuer wissenschaftlicher Verein zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Geschichte der Mark in allen ihren Beziehungen zu erforschen, und zur Auffindung sowie zur Erhaltung solcher historischen Urkunden beizutragen, die nach der bisherigen Erfahrung bei allem Interesse, das sie gewährten, doch so leicht verloren gingen oder vernichtet wurden. Aehnliche Provinzialvereine gibt es bereits in Schlesien, in Pommern und im Herzogthum Sachsen.

Preßangelegenheiten.

In Berlin bildet sich ein Journalistenverein, der dem Nachdruck in Journalen entgegenarbeiten will. So nahe liegend diese Absicht ist, so unfruchtbar werden doch diese Bemühungen wohl bleiben, solange dem bloßen guten Willen der Bessern kein schützendes Gesetz wie in Frankreich zur Seite steht. Es heißt, daß die auf verschiedenen Punkten Deutschlands sich bildenden Vereine dieser Art sich gemeinsam an den hohen deutschen Bund wenden und um einen schützenden Artikel als Nachtrag des allgemeinen Gesetzes gegen den Nachdruck bitten wollen. Indeß waren in Berlin auf Veranlassung des Criminal-Directors Hitzig auf den 24. Juni die sämmtlichen Redactoren der in Berlin erscheinenden Unterhaltungsblätter durch ihren Senior, Professor Gubitz, eingeladen worden, sich zu versammeln, um sich über diesen Gegenstand zu berathen. Nicht allein waren fast sämmtliche Eingeladene erschienen, und haben einander die genügendsten gegenseitigen Erklärungen in der fraglichen Beziehung gegeben, sondern es vereinigten sich die Anwesenden auch darüber, daß sie, jeder für sich, den übrigen deutschen Redactionen den Antrag zu einer gleichen Verbrüderung mit ihnen machen wollten. Auch wurde beschlossen, sich zu verpflichten, daß, wenn etwa der Fall einträte, daß einer oder der andere von einem, welcher der Vereinigung beigetreten, dennoch durch den Nachdruck eines Aufsatzes aus seinem Blatte in seinem Rechte gekränkt würde, dies zwar unnachsichtlich in dem Blatte des Beeinträchtigten gerügt werden solle, jedoch nicht eher, als bis in einem Privatbriefe der Redacteur des Journals, das den Nachdruck enthält, aufgefordert worden sey, sich in einer bestimmten Frist über den Zusammenhang der Sache zu erklären, indem bei den Praktiken, welche sich literarische Industrieritter erlauben, es leicht möglich seyn könne, daß der des wissenschaftlichen Nachdrucks Verdächtige im guten Glauben gehandelt und selbst, z. B. durch Abschrift eines schon gedruckten Artikels hintergangen worden.

Der den württembergischen Ständen vorgelegte Gesetzesentwurf über den Nachdruck, konnte anderweitiger Geschäfte wegen nicht mehr in Berathung kommen. Dagegen brachte der Geheimerath von Schlayer ein provisorisches Nachdrucksgesetz ein, welches sofort am 26. Juni berathen wurde. Der Entwurf verleiht Art. 1. allen vom 1. Januar 1838 erschienenen schriftstellerischen und künstlerischen Erzeugnissen von der Zeit ihres Erscheinens an 10 Jahre lang gesetzlichen Schutz gegen Nachdruck, in derselben Weise, wie wenn ihnen nach dem Gesetz v. 25. Febr. 1815 ein Privilegium ertheilt wäre. Den gleichen Schutz haben die v. 1. Jan. 1818 bis 31. Decbr. 1837 im Umfange des deutschen Bunds erschienenen Werke der obigen Art bis zum 31. Decbr. 1847 zu genießen. Art. 2. Die zur Zeit der Verkündigung dieses Gesetzes bereits veranstalteten Nachdrücke oder sonstige mechanische Vervielfältigungen von Werken, welchen durch den zweiten Absatz des vorstehenden Art. 1. ein ihnen zuvor nicht zugekommener Schutz gegen mechanische Vervielfältigung verliehen oder der erloschene frühere Schutz erneuert wird, können zwar auch noch während der Dauer dieses Schutzes, jedoch nur in polizeilich gestempelten Exemplaren zum Absatz gebracht werden. Den polizeilichen Stempel erhalten diejenigen Exemplare, welche binnen 30 Tagen von der Verkündigung dieses Gesetzes an von dem Nachdrucker oder Händler dem Bezirkspolizeiamt seines Wohnorts mit dem erforderlichen Nachweis über ihren schon vor der Verkündigung dieses Gesetzes veranstalteten Abdruck vorgelegt werden. Für die polizeiliche Stempelung findet die Entrichtung einer Abgabe nicht Statt. Art. 3. Die nach Maßgabe der bisherigen Gesetze für einzelne Schriften verliehenen besondern Privilegien gegen den Nachdruck bleiben, sofern sie den Betheiligten größere Vortheile, als das gegenwärtige Gesetz, gewähren sollten, auch fernerhin in Kraft. Die Commission trug in der bestimmten Voraussetzung, daß schon in der nächsten ordentlichen Ständeversammlung ein definitives Nachdrucksgesetz vorgelegt werden wird, für jetzt einfach auf Annahme des vorliegenden Gesetzesentwurfs an, schlug jedoch zum Art. 1 noch den Zusatz vor: „Desgleichen sind geschützt die vor dem 1. Jan. 1818 erschienenen

Werke, sofern und solange der Verfasser in der genannten Zeit (bis Ende 1847) noch lebt. Die Zeit des Erscheinens wird bei Werken, die in mehreren Abtheilungen herauskommen, vom Erscheinen des letzten Bandes oder Heftes an gerechnet, falls zwischen der Herausgabe mehrerer Bände oder Hefte nicht mehr als 3 Jahre verflossen sind." Die entschiedene Weise jedoch, mit welcher der Departementsschef die Alternative zwischen gar keinem oder dem unveränderten eingebrachten stellte, hatte zur Folge, daß der Commissionsantrag mit 44 gegen 41 Stimmen verworfen und das ganze Gesetz mit 75 gegen 6 Stimmen angenommen wurde.

Literatur.

Für die Studien der deutschen Sprache und die Aufbewahrung ihrer Denkmäler, scheint die Thätigkeit mit jedem Jahre zuzunehmen. Von dem großartigen Grundpfeiler aller dieser Studien, von Jak. Grimms deutscher Grammatik, sind nun 4 Bände vollendet, und der Verfasser will nun auch den buchhändlerischen Ankündigungen zufolge den ganzen alten und neuen Wörterschatz seines Volkes in einem großen Werke zusammenfassend darstellen. Für die Ueberreste gothischer Sprache ist Maßmann, Löbe und Gablenz durch neue kritische Ausgaben unablässig bemüht. Von Graffs althochdeutschem Sprachschatz sind 14 Lieferungen erschienen. Eines der ältesten althochdeutschen Gedichte, das Ludwigslied, ist, aus dem Schutte einer Bibliothek wieder ans Licht gezogen, von Hoffmann bekannt gemacht worden. Ein weit angelegtes höchst verdienstliches Unternehmen, von Basse in Quedlinburg, sucht alle älteren Denkmäler deutscher National-Literatur in einem großen Sammelwerke zu vereinigen, und erhöht sein Verdienst noch dadurch, daß es bis jetzt fast durchaus Unedirtes gibt. Eine namhafte Anzahl von Gelehrten, Hoffmann, Mone, Warnkönig, Kausler u. a. wendet ihre Thätigkeit den verwandten niederdeutschen Denkmälern zu; andere den verwandten altfranzösischen, wie namentlich F. Wolf. Die Volksromane, mit welchen die mittelalterliche Periode der Geschichte unserer Poesie schließt und die moderne beginnt, erscheinen zu gleicher Zeit in nicht weniger als 54 neuen Ausgaben, von denen die von Schwab und die andere von Simrock wohl am meisten versprechen. Die historischen Volkslieder, die Uhland seit Jahren gesammelt, werden, wie man nun sicher hoffen darf, in Kurzem erscheinen. Die alten Volksmelodien sammeln Silcher, Kretschmer und unzählige Andere. Aus neuerer Zeit ist man bedacht, die Werke der bedeutenderen Männer unserer Literatur, Leibnitz, Lessing u. a. durch kritische Gesammtausgaben oder durch Supplemente für die Literatur abzuschließen; und selbst an Geister zweiten Rangs, wie Heinse u. a. kommt die Reihe dieser gelehrten Behandlung.

Von dem Dichter der Atellanen, Moriz Rapp, genannt Jovialis, sind drei plautinische Lustspiele in einer höchstgelungenen neuen Uebertragung in der Metzler'schen Uebersetzungsbibliothek erschienen: „der Bramarbas, der Schatz und die Zwillinge." Ohne durch philosophischen Gelehrsamkeitskram gehemmt zu seyn, findet sich hier jeder Gebildete den großen alten Komiker näher gerückt und die vorausgeschickte Abhandlung verbreitet über manche Punkte in der Geschichte der komischen Bühne der Alten ein neues Licht.

Der Fürst Pückler Muskau hat den französischen Orden der Ehrenlegion erhalten.

Am 4. Febr. starb in Wien der k. k. Staatskanzleirath Franz Bernhard Ritter von Buchholtz im 48sten Jahre seines Alters. Er war zu Münster in Westphalen geboren, trat aber gleich nach vollendeten Studien im Jahre 1814 in österreichische Dienste, wo er zuerst als Attaché beim Bundestage in Frankfurt, später in der Staatskanzlei arbeitete, die an ihm einen thätigen und gewissenhaften Arbeiter verliert. Seine Vorliebe für historische Studien gab schon die 1819 erschienene Schrift über „Lambert von Aschaffenburg" zu erkennen; aber zur Hauptaufgabe seines literarischen Lebens machte er die Geschichte „Ferdinands I.," in der er seinem neuen Vaterlande ein dauerndes Denkmal treuer Anhänglichkeit zu hinterlassen gedachte. Zwölf Jahre seines Lebens hat er daran gewandt, und ohne irgend einen äußern Vortheil für sich in Anspruch zu nehmen, auf eigene Kosten vielfache Reisen unternommen, um alle Archive zu durchsuchen, die ihm irgend eine Ausbeute zu versprechen schienen. Den neunten und letzten Band vollendete er noch auf dem Krankenlager. Seit 1821 leitete er die Redaction der Wiener Jahrbücher. (A. L. Z.)

Am 6. Februar starb in Nördlingen der k. bayer. Obermedicinalrath Dr. Fried. Wilh. v. Hoven, von Ludwigsburg gebürtig, ein Zögling der Karlsakademie, die er zu gleicher Zeit mit Schiller besuchte. Er war 1760 geboren, wurde württembergischer Hofmedicus, seit 1803 ordentlicher Professor der Medicin in Würzburg, seit 1805 kurpfalzbayerischer Medicinalrath und erster Arzt am Juliushospital, seit 1806 zu Ansbach, seit 1817 Director aller Hospitäler. Er ist Verfasser mehrerer medicinischer Schriften.

Am 8. Febr. Morgens 4 Uhr starb in Berlin Albin Johann Baptiste von Meddlhammer, in der literarischen Welt unter dem Namen August Ellrich und als Bühnendichter unter dem Namen Albini bekannt. Er war geboren zu Brüssel am 24. Aug. 1777 oder 1779, hatte als Offizier in der österreichischen Armee den italienischen Feldzug mitgemacht und nach einem vielseitig bewegten Leben in Berlin sich niedergelassen, wo er, seit 1820 durch die Streitische Stiftung Lehrer der italienischen Sprache am grauen Kloster, auch Privatunterricht in den neuern Sprachen ertheilte und nebenbei sich mit schriftstellerischen Arbeiten, besonders für die Bühne, beschäftigte. Seine öffentliche Stellung veranlaßte ihn, unter fremden Namen aufzutreten, mit denen er häufig wechselte. Aufsehen erregte besonders A. Ellrich's „die Ungarn wie sie sind“ 1831, und „die Genrebilder aus Oesterreich und den verwandten Ländern“ 1832. Als dramatischer Dichter blieb er dem Namen Albini treu, und seine Lustspiele „Kunst und Natur, Frauenliebe, Endlich hat er es doch gut gemacht, die gefährliche Tante“ u. a. wurden fast auf allen deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt. Unter seinem Namen erschien 1826 eine italienische Sprachlehre, pseudonym nahm er an mehreren belletristischen Zeitschriften Antheil.

Am 10. Febr. starb in München der emeritirte Professor Dr. Theod. Ans. Rixner, 73 Jahre alt, an einem Nervenschlage. Der Sohn eines Landmanns in Tegernsee, trat er in das Benediktinerkloster Metten in Niederbayern und wirkte nach dessen Auflösung eine lange Reihe von Jahren als Professor der Philosophie am Lyceum zu Amberg, dessen Geschichte er 1832 herausgab. Hier erwarb er sich durch die Eigenthümlichkeit seiner Lebensweise den Beinamen Diogenes, durch seine Gutmüthigkeit aber die Liebe seiner vielen Schüler wie der ganzen Gegend. Er ist der Verfasser der bekannten Aphorismen der gesammten Philosophie (Landshut 1809) und des Handbuchs der Geschichte der Philosophie (1822). Seit drei Jahren lebte er in München, arbeitete noch immer rastlos und war nirgends zu sehen als in den Vorlesungen Schellings, dessen thätigster Anhänger er war.

Am 14. Febr. starb der in den Ruhestand versetzte großherzogl. sächsische Kanzler zu Eisenach, Gr. Fried. Kar. Ludw. Müller von Gerstenbergk, Kommenthur des Falkenordens, auf seinem Rittergute Rautenberg bei Altenburg. Er ist als Verfasser der kaledonischen Erzählungen, der Phalänen und anderer Schriften und Gedichte rühmlich bekannt. Als Schriftsteller nannte er sich Friedrich Müller.

Am 9. April starb zu Kratzen in Kurland Dr. Jac. Henop, bekannt durch seine Untersuchungen über die sabinische Sprache, welche durch G. F. Grotefend eingeführt wurden.

Der fürstlich hohenzollern-sigmaringische Geh. Conferenzrath, Director der Landesregierung und des Hofgerichts Friedrich Freiherr von Laßberg, ist am 30. Juni unerwartet schnell am Nervenfieber gestorben. Er war der Sohn des durch seine Bestrebungen um die deutsche Poesie des Mittelalters bekannten Freiherrn Joseph von Laßberg zu Eppishausen, und hatte sich seit einer Reihe von Jahren mit einer neuen Herausgabe des Schwabenspiegels beschäftigt, dessen Druck bereits bis über die Hälfte vorgeschritten war, und nun nächstens vollendet seyn wird.

Am 9. Juli verschied zu Bonn Helene Jacobi, die Schwester und vertraute Freundin Friedr. Heinr. Jacobis, in einem Alter von über 85 Jahren. Die Beziehungen, in welchen sie zu Klopstock, Lessing, Göthe, Herder, Hamann, Claudius, den Stolbergen, Niebuhr und andern der Ersten und Besten ihrer Zeit gestanden, zeugen dafür, daß sie nicht nur ein langes, sondern auch ein reiches Leben genossen.

Kunst.

S. M. der Kaiser von Oesterreich hat nach Vollendung des Gebäudes des polytechnischen Instituts den Anbau von zwei großen Flügeln an die Bildergallerie im Belvedere verordnet, so

daß der durch ältere Kunstschätze beengte Raum nun für Erwerbungen aus der Gegenwart nicht geschlossen seyn wird.

Durch Heimfall und Erwerbungen für das Aerar ist in Venedig nach und nach eine Masse von 1600 Gemälden zusammengekommen, worunter der Galleriedirector Peter Kraft in Wien 40 Stücke zur Ergänzung der kais. Sammlungen auswählte. Alles Uebrige ist vom Kaiser der Akademie der bildenden Künste daselbst zur Verfügung gestellt. Ueberdies hat S. M. alle Dubletten von Handzeichnungen, Kupferstichen u. s. w. aus der reichen kaiserlichen Privatbibliothek ausscheiden lassen, die Zweckdienlichen der Akademie in Wien, die Ubrigen andern Lehranstalten in der Monarchie als Geschenk überlassen. Durch die Gnade des Kaisers, durch zweckmäßige Ankäufe und das patriotische Geschenk von 10,000 Stücken Handzeichnungen, Kupferstichen und Lithographien, welches der k. k. Akademie von ihrem Ehrenmitgliede, dem Architekten Jäger, gemacht wurde, kann die Anzahl der Portefeuilles nahe auf 140 gebracht werden.

Der Maler Ed. Bendemann ist zum Professor bei der Kunstakademie und Chef des Malerateliers zu Dresden, sowie zum Mitgliede des akademischen Rathes ernannt worden.

Am 22. August starb zu Berlin Ge. Ralfinger, Director der königl. Stückgießerei, unter dessen Leitung nicht nur tausende von Geschützen, sondern auch das Denkmal Luthers zu Wittenberg, die Standbilder König Friedrich Wilhelms II. zu Gumbinnen, Blüchers u. a. gegossen wurden, im 85sten Jahre.

Bei der Akademie der Kunst in München werden Vorkehrungen zum Unterrichte in der Holzschneidekunst getroffen, welche der Bildhauer Endres leitet.

Die von S. M. dem König von Bayern in Rom angekaufte aus 1800 Stücken bestehende Sammlung etrurischer Vasen, ist in München angekommen und wird in den untern Räumen der Pinakothek aufgestellt werden, welche Räume nach Klenzés Entwürfen entsprechend verziert sind.

Der Ritter von Salucci, erster Baumeister des Königs von Württemberg, ist von dem königl. Institut britischer Architekten in London zum Ehren- und correspondirenden Mitgliede ernannt worden.

Der bekannte Pianospieler Kalkbrenner ist zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden.

Der Professor Dronke und der Bauinspector von Cassaulx in Koblenz haben eine interessante Monographie über die Matthiaskapelle auf der obern Burg bei Kobern an der Mosel veröffentlicht, und gedenken ihre Bestrebungen auch auf andere Baudenkmäler der deutschen Vorzeit auszudehnen, falls sie die gewünschte Unterstützung finden. Sie machen daher folgenden Vorschlag: Es bilde sich eine Gesellschaft von 200 Theilnehmern mit einem jährlichen Beitrage von 5 Thalern. Vorausgesetzt, daß die Aufnahmen und Risse unentgeltlich mitgetheilt wurden, so ließen sich für jene Summen 500 Exemplare eines Werks von 20 Blättern, in der Ausführung gleich dem Werke von Schmidt über die Liebfrauenkirche in Trier, im Format und Papier gleich dem Boissereéschen, nebst dem nöthigen Text beschaffen, von denen 200 an auswärtige Kunsthandlungen vertauscht, 100 zu Bestreitung der Nebenausgaben dem Buchhandel zu überlassen, von den übrigen 200 aber jedem Theilnehmer ein Exemplar zugefertigt würde, das im Buchhandel mehr kostete als sein Beitrag beträge. Außerdem bekäme er noch eines der eingetauschten zu verloosenden Werke. Lusttragende mögen sich zum Beitritt in den Verein bei den genannten Herausgebern der Schrift über die Koberner Kapelle melden.

Denkmäler.

Am 2. Juli ist auf dem äußern Burgplatze in Wien das Modell eines Denkmals, weches S. M. der Kaiser Ferdinand dem Andenken seines Vaters Kaisers Franz I. zu errichten beschlossen hat, aufgestellt worden, um im Allgemeinen die Verhältnisse der Dimensionen des Denkmals zu den Umgebungen betrachten zu können. Zur Einreichung der Pläne für das Denkmal ist ein Concurs ausgeschrieben, und erst nach Ablauf der dazu festgesetzten

Frist wird der Kaiser aus denselben die Wahl des wirklich zu errichtenden Monuments treffen. Das oben berührte Modell gibt den Kaiser in sitzender Stellung. Das Urtheil des Publikums darüber ist getheilt und es wird sogar der Platz nun wieder in Frage gestellt, welcher dem Monument selbst einst angewiesen werden dürfte.

Der Kaiser von Oesterreich legte zu Insbruck den Grund zu dem Denkmale für die gefallenen Landesvertheidiger, welches von den Ständen in der Hofkirche, dem Denkmal Hofers gegenüber, errichtet wird.

In der schönen Vorhalle des Museums in Berlin ist die Büste des Erbauers; Schinkel, gegenüber von dem Brustbilde Wilhelms v. Humboldt aufgestellt worden. In dem Garten des Universitätsgebäudes sollen bei Vollendung des Baues die Büsten der berühmtesten akademischen Lehrer aufgestellt werden.

Schillers kolossales Standbild von Thorwaldsen ist am 30. Juni in der königl. Gießerei zu München gegossen worden und der Guß vollkommen gelungen. Große Granitblöcke zum Fußgestelle des Denkmals sind vom Schwarzwald in Stuttgart eingetroffen und werden bereits bearbeitet; und so wird es wohl möglich werden, daß bis zum 9. Mai nächsten Jahrs das Denkmal vollendet und eingeweiht werden kann.

Die Erdarbeiten zum Hermannsdenkmal haben begonnen, und auf der alten Grotenburg regt sich ein neues Leben. Der Unterbau des Denkmals wird 90 Fuß hoch bis an die Füße der Figur; die Figur bis zum Kopfe wird 40 Fuß hoch, das Schwert mit dem ausgestreckten Arme 35 Fuß höher als der Kopf, die Klinge 22 Fuß. Es wird also die ganze Höhe des Denkmals 165 Fuß betragen, und da die Grotenburg selbst 1246 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, so wird Hermanns Standbild weithin über die Schluchten des Teutoburger Waldes emporragen, und schon in bedeutender Entfernung sichtbar seyn, besonders wenn die Sonne das blanke freie Schwert bestrahlt. Der Unterbau wird rund und oben mit einer Kuppel geschmückt, worauf das aus Kupfer getriebene Standbild des Cheruskerfürsten sich erheben wird. Zehn Säulen sollen den Unterbau umgeben. Der Durchmesser des Sockels wird 66 Fuß betragen. Im Kernbau wird eine Wendeltreppe hinaufführen und oben auf dem Kranze sollen 300 Personen Raum haben.

Die Stadt Mainz hat für die Verfertigung des Modells der Guttenberg-Statue Thorwaldsen zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

Industrie und Handel.

Die Verwendung des Erdharzes zur Legung von Trottoirs scheint in Deutschland allgemeinen Anklang zu finden, und man darf hoffen, daß in Kurzem wenig bedeutendere Städte mehr geben wird, welche sich diese Erfindung nicht auf die eine oder die andere Art zu Nutze gemacht haben. Im Anfang Julis stellte man gleichzeitig in Mannheim und Frankfurt Asphalttrottoir-Versuche an. In Mannheim wurden zu diesem Zwecke Asphaltplatten von drei Quadratfuß Fläche und zwei Zoll Dicke, mit kleinen Steinen vermengt verwendet, die Fugen mit flüssigem Erdharz ausgegossen und das Ganze mit einem heißen Eisen geebnet. Auch Stuttgart beweist seine Theilnahme für diese neue industrielle Erscheinung durch die Erdharz-Trottoirs seines Bazars.

Die Arbeiten an der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn schreiten mit Hülfe von 20,000 Arbeitern so rasch vorwärts, daß man mit Sicherheit auf die diesjährige Vollendung der zwanzig deutsche Meilen langen Bahnstrecke von Wien bis Brünn hofft.

Am 19. August wurde die vier Meilen lange Strecke bis Gänserndorf eröffnet.

Das österreichische Eisenbahngesetz soll nicht in seinem ganzen Umfange, sondern bloß als directiv im Auszuge, und zwar nur den betreffenden Behörden, bekannt gemacht werden. Die wesentlichsten Punkte sollen seyn: daß die Bahnen nach fünfzig Jahren dem Staat anheimfallen, daß die k. k. Post dieselben frei benützen kann, daß die Dividende 15 Proc. nicht übersteigen darf, und daß in alle Verhandlungen, Beschlüsse und Protokolle ein kais. Commissär unbeschränkte Einsicht hat.

Am 31. Juli wurde auf der Leipzig-Dresdener Bahnlinie die Strecke von Leipzig bis Wurzen (drei Postmeilen) eröffnet. Der Weg wurde in 45 Minuten, d. h. mit der Geschwindigkeit von vier Postmeilen in der Stunde zurückgelegt.

Gegen Mitte Julis wurde mit den Erdarbeiten der Mannheim-Baseler Eisenbahn bei Mannheim der Anfang gemacht. Die statistischen Untersuchungen des Hofraths Rau, nach welchen längs der Bahnlinie von der hessischen Grenze bis Basel 137,000 Menschen, mit Einschluß der Einwohner von Basel, wohnen, lassen hoffen, daß schon das Inland allein der Eisenbahn eine nicht unbedeutende Frequenz gewähren wird.

Ueber das Schutzenbach'sche Verfahren bei der Runkelrüben-Fabrikation findet der für diesen Gegenstand sich Interessirende im zweiten Julius-Hefte von Dinglers Journal vollkommene Aufklärung. Einen Hauptzweig der Fabrikation bildet das Trocknen der Rüben, und unter den hiezu aufgestellten Apparaten zeichnet sich besonders einer durch seine scharfsinnig ausgedachte Anordnung aus. In dem erwärmten Trocknungsraume ist ein beständig sich bewegender Mechanismus angebracht, auf welchen die parallelepipedischen Rübenstückchen gelegt werden. Er besteht aus einem System endloser Drahtnetze, welche, schichtenweise übereinander geordnet, sich horizontal um Rollen bewegen. Die auf das oberste Netz gestreuten Rüben fallen, nachdem sie mit demselben die ganze Breite der Kammer durchlaufen haben, auf das zweite unter dem ersten sich bewegende Netz und von diesem gelangen sie auf ein drittes tiefer liegendes Geflecht u. s. w., bis sie aus dem untersten Geflechte, nachdem sie einen langen Weg zickzackförmig zurückgelegt haben, vollständig getrocknet in einen untergestellten Behälter fallen. Von unten herauf durchzieht ein warmer Luftstrom die Drahtnetze.

Am 28. Jan. starb zu Dresden in einem Alter von 62 Jahren der Oberberghauptmann S. A. W. Freiherr v. Herder, Sohn des Dichters und Theologen, hochverdient um den sächsischen Bergbau, den er seit einer Reihe von Jahren geleitet.

An die Stelle des bisherigen Directors des landwirthschaftlichen Instituts in Hohenheim bei Stuttgart, Hofraths Volz, wurde der bisherige Domänenrath v. Weckherlin in Stuttgart, unter Beilegung des Titels eines geh. Domänenraths, mit dem Range in der fünften Stufe ernannt.

Nach einem Vertrage v. 21. Jun. ist die herzogl. sachsen-meiningische Regierung mit dem ganzen Umfange des Herzogthums der zwischen den Königreichen Bayern und Würtemberg, den Großherzogthümern Baden und Hessen, dem Herzogthume Nassau und der freien Stadt Frankfurt abgeschlossenen Münzconvention vom 25. Aug. 1837 beigetreten, wornach sie jährlich eine bestimmte Summe in ganzen und halben Guldenstücken auszuprägen, der gegenseitigen Controle der Vereinsstaaten sich anschließen und die Scheidemünze auf Verlangen gegen cursfähige grobe Münzen umzuwechseln sich verbindlich macht.

Preisaufgaben.

Die k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin wünscht eine geschichtliche und kritische Darstellung und Vergleichung der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen der Erneuerung und Umgestaltung der Kirchenverfassung im 15ten und der Staatsverfassung im 18ten Jahrhundert. Die Bewerbungsschriften müssen also enthalten: 1) eine geschichtliche Darstellung jener Versuche, die Kirchenverfassung im 15ten Jahrhundert zu befestigen, zu erneuern und umzugestalten, besonders von den Gründen und der Art der Berufung der griechischen Kirchenversammlungen, von ihren Ansprüchen und Rechten, ihrem Verhältniß zu Papst, Geistlichkeit und Laien und von ihrer Geschäftsführung, kurz von Allem, was die zum Theil gleichartigen, zum Theil unter einander abweichenden Zwecke der Concilien von Pisa, Kostnitz und Basel betrifft. Rückblicke auf die früheren und Hinblicke auf die späteren Zeiten dürften zur gründlichen Erörterung des Gegenstandes beitragen. 2) Untersuchung der leitenden Grundsätze und Beurtheilung ihrer praktischen Anwendbarkeit. 3) Vergleichung jener Bestrebungen des 15ten Jahrhunderts mit den staatsrechtlichen der folgenden, damit sich zuletzt ergebe, ob und was im Allgemeinen und Besondern, für eine oder für alle Zeiten, als Fortschritt oder als Irrthum und Rückschritt zu bezeichnen, und welcher ächte Gewinn der Wissenschaft und der Menschheit überhaupt daraus erwachsen sey. Termin: 1. März 1841. Preis 100 Dukaten.

Die k. Societät der Wissenschaften in Göttingen stellt folgende ökonomische Preisaufgaben. Für den Julius 1839: Eine Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlenarten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bei den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effects im Verhältniß zu andern Brennmaterialien. Die Societät erwartet, daß bei Lösung dieser Aufgabe die neueren Arbeiten über fossile Brennmaterialien, namentlich die von Karsten und Berthier berücksichtigt werden. — Für den November 1839: Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hanfbau in größerer Ausdehnung getrieben wird, so ist doch dieser Kulturzweig im Ganzen zu wenig berücksichtigt, und noch sehr weit davon entfernt, das Bedürfniß des Landes befriedigen zu können. Auch ist man da, wo der Hanfbau im Hannoverschen statt findet, sowohl hinsichtlich der Kultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zubereitungsarbeiten im Vergleich mit einigen andern Ländern, z. B. mit Flandern, dem südwestlichen Deutschland, dem Elsaß zurück. Um nun die Aufmerksamkeit auf jenen nützlichen Kulturzweig mehr zu lenken, verlangt die k. Societät eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in andern Ländern üblichen Verfahrungsarten wesentlich zu verbessern seyn dürfte. — Für den Jul. 1840: Obgleich Joh. Beckmann u. A. einzelne schätzbare Materialien zu einer Geschichte des Kartoffelbaus in Europa geliefert haben, so ist dieser Gegenstand bis jetzt doch noch nicht vollständig bearbeitet worden; so wie es auch noch an einer genügenden Untersuchung darüber fehlt, welche Veränderungen die Verbreitung dieses hochwichtigen Kulturzweigs in der Landwirthschaft überhaupt herbeigeführt hat. Die Societät verlangt daher eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Kulturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat. — Preis für jede Aufgabe 12 Dukaten, der Termin für die auf den Julius ausgesetzten der Ausgang Mais, für die auf den November, das Ende des September.

Die in den Götting. gel. Anz. 1836, Nr. 109 von einem Freunde der Wissenschaft zum Preise von 100 Dukaten gestellte Frage: „Welches philosophische Wechselverhältniß findet zwischen den einzelnen Bestandtheilen des Bluts überhaupt statt?“ ist wegen mangelhafter Beantwortung von Neuem aufgegeben, und der 1. März 1839 als äußerster Einsendungstermin festgestellt. Zugleich sind von demselben Manne zwei neue Preise, je zu 30 Pistolen, ausgesetzt: 1) für eine auf genaue und quantitative Versuche begründete Erforschung a) der zuerst von Eberle beobachteten ohne chymificirenden Wirkung, welche die Schleimhaut des Magens bei Gegenwart einer Säure auf die Nahrungsmittel ausübt; b) der Wirkungsweise des Lab bei Gerinnung der Milch. 2) Für eine auf genaue Versuche sich stützende Beantwortung der Frage: ob die sogenannten unorganischen Elemente, Kalium, Eisen, Silicium u. s. w. auch dann in den Pflanzen sich finden, wenn sie denselben nach Außen nicht dargeboten werden, und ob jene Elemente so wesentliche Bestandtheile des vegetabilischen Organismus sind, daß dieser sie zu seiner vollständigen Ausbildung durchaus bedarf. Die Concurrenzschriften zu diesen zwei Preisen müssen bis zum 1. Jan. 1840 an einen der Professoren Bartling, Berthold oder Wöhler in Göttingen eingesandt seyn.

Die F. Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig hat für die Jahre 1838, 1839 und 1840 folgende theils wiederholte, theils neue Preisfragen gestellt;

1) Historische Frage, für 1838. Es soll untersucht und beschrieben werden, welches der politische Zustand der Städte in Polen zu Ende des 15ten Jahrhunderts gewesen sey, wobei insbesondere die Beantwortung der Frage gewünscht wird, ob und wie weit einige Städte, es sey nun durch das Herkommen oder durch Privilegien, von den Reichsständen in den Genuß gleicher staatsrechtlicher Freiheit mit aufgenommen worden sind und an den Berathungen auf den Reichstagen Antheil genommen haben.

2) Außerordentliche, mit doppeltem Preise zu belohnende Aufgabe für 1838; Es ist darzuthun, was für Veränderungen der polnischen Reichsversammlungen unter den Königen aus Jagellonischem Stamme statt gefunden haben, und zwar so, daß auf die Einrichtungen und Gesetze des Staats Rücksicht genommen werde.

3) Für 1839: Es werde auseinander gesetzt, welche deutsche Einrichtungen in demjenigen Theile Pommerns, der im Jahr 1310 der Herrschaft des deutschen Ordens unterworfen ward,

während der nächstfolgenden 150 Jahre bestanden, und welche Veränderungen sie bis zum Jahr 1773 erlitten haben, nachdem jene Gegend 1644 an Polen gekommen war.

4) Für 1840: Es ist darzuthun, von welcher Art das Benehmen und Treiben der Jesuiten in Polen von der Regierung Heinrichs von Valois (Anjou) bis zum Jahr 1764 gewesen, und wie Stand und Recht der sogenannten Dissidenten auf ihren Betrieb zu Grunde gerichtet worden ist.

5) Physikalisch-mathematische Fragen für 1838: Neuerdings hat Dove die Windverhältnisse der nicht tropischen Zonen auf dieselben physikalischen Grundbestimmungen zurückzuführen gesucht, auf welche Halley die nach ihm benannte Theorie der Passate gründete. Nach ihm soll sich in der nördlichen gemäßigten und kalten Zone der Wind im Mittel im Sinne S. W. N. O. S. durch die Windrose drehen, in der südlichen im entgegengesetzten Sinne S. O. N. W. S. Als Folge dieses Drehungsgesetzes in Verbindung mit der mittleren Vertheilung des Druckes der Luft und der Temperatur in der Windrose ergeben sich für die Veränderungen des Barometers und Thermometers bestimmte Regeln, welche der genannte Physiker in Poggendorffs Annalen XXXIV, 321 ff. mitgetheilt hat. Da nun diese Regeln zwar für die nördliche Halbkugel durch Berechnung der Beobachtungen von Paris, London und Danzig bestätigt sind, für die südliche Halbkugel aber noch der Bestätigung durch Rechnung ermangeln, auch in der nördlichen Halbkugel eine Vergleichung von Orten von größerem Längenunterschied wünschenswerth erscheint, so ladet die Gesellschaft zur Prüfung dieser Regeln ein, und zwar 1) durch Berechnung der mittlern Barometer- und Thermometerveränderungen eines Orts der nördlichen Halbkugel, wo möglich in Nordamerika oder in Rußland; 2) durch Berechnungen der mittleren Barometer- und Thermometerveränderungen eines Orts der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel. In Ermanglung eines Beobachtungs-Journals aus der südlichen Halbkugel wünscht die Gesellschaft eine möglichst vollständige Benützung der Schiffsjournale.

6) Für 1839: Bessel hat zuerst gefunden (Königsberger Beobachtungen, Abth. VIII, S. 1), daß zwei Beobachter den Antritt eines und desselben Sterns an den Faden des Mittagsfernrohrs nicht genau zu derselben Zeit notiren, daß diese Verschiedenheit bei plötzlich eintretenden Erscheinungen geringer ist, und daß sie sich nicht nur mit den Personen, sondern auch mit der Zeit ändert. Welcher Regel ist diese Aenderung unterworfen? Hängt sie mit physiologischen Eigenschaften der Beobachter, z. B. der Schnelligkeit des Pulses, zusammen? Nahe verwandt mit dieser Frage ist die nach der Größe des Fehlers, dem man bei Beobachtung des Uhrpendelschlags durch das Gehör ausgesetzt ist, eine Frage, die durch Abzählung der Gehörcoincidenzen zweier Pendel von bekanntem Gange beantwortet werden zu können scheint. Endlich wäre es sehr wünschenswerth, wenn hieran eine Untersuchung über die Personaldifferenzen, die mit dem Gebrauche der Tertienuhren verbunden sind, geknüpft würde.

7) Für 1840: Die großen Bereicherungen, die in unserer Zeit die Geometrie vorzüglich durch die Bemühungen deutscher und französischer Mathematiker erhalten hat, veranlassen zu der Frage, wie viel hiervon in die Elemente aufgenommen werden kann oder muß, und ob dieses sich ohne Verletzung der systematischen Form der bisherigen Elementarlehren als bloßer Zuwachs beifügen läßt, oder ob die Berücksichtigung der neuen Methoden eine gänzliche Umgestaltung des Gebäudes der euklidischen Geometrie nothwendig macht, und worin dann diese Umgestaltung bestehen soll?

8) Oeconomische Fragen. Für 1838. Da in neuerer Zeit die Preise des Zinns und des Bleis so gedrückt sind, daß dadurch dem vaterländischen Bergbau und Hüttenwesen erheblicher Nachtheil und Hinderung erwachsen ist, so stellt die Gesellschaft folgende Frage auf: Durch welche neue und hinlänglich erwiesene Arten der Anwendung des Zinns und des Bleis läßt sich der Verbrauch dieser Metalle so steigern, daß dadurch eine erhöhte Nachfrage darnach erfolgen und deßhalb der Preis derselben so viel höher seyn müsse, als nöthig ist, um Gruben- und Hüttenbetrieb lohnender, als seither zu machen?

9) Für 1839. In Erwägung, welche glückliche Erfolge in verschiedenen Ländern ehemals das Landesbewässerungssystem gehabt hat und jetzt noch hat, bot sich unserer Gesellschaft die Bemerkung dar, daß jene künstliche Bewässerungsart in dem sächsischen Obererzgebirge und in dem sächsischen Voigtlande nicht so eifrig angewendet werde, als die günstige Thalbildung des Landes solche Unternehmungen zu erleichtern und die Wiesenkultur zum Vortheile des Futterbaues und der Viehwirthschaft es zu erfordern scheinen. Die Gesellschaft hält es daher

nicht für unangemessen, eine Untersuchung der Frage zu veranlassen: welchen Einfluß eine planmäßig angelegte und zweckmäßig eingerichtete Bewässerungsanstalt auf die Landwirthschaft im sächsischen Obererzgebirge und Voigtlande haben würde; verbunden mit der Angabe der erforderlichen Einrichtungen, gesetzlichen Bestimmungen und Beförderungsmittel, durch welche jener wichtige Zweck am leichtesten erreicht werden kann.

10) Für 1840. Da die Dauer des preußisch-deutschen Zollvereinigungs-Vertrags mit dem Königreiche Sachsen durch Art. 4. des Berliner-Vertrags vom 30. März 1833 vorläufig bis zum 1. Jan. 1842 festgesetzt worden ist, und derselbe, wenn er während dieser Zeit und spätestens zwei Jahre vor Ablauf der Frist nicht gekündigt wird, auf zwölf Jahre als verlängert angesehen werden soll, so fand sich die Gesellschaft bewogen, die von ihr bereits 1834 aufgestellte und 1837 beantwortete Preisfrage, mit Bezugnahme auf die Erfahrungen, welche die Fortdauer des Zollvereinsvertrags in den letzten drei Jahren darbieten wird, sachkundigen Männern noch einmal zur Beantwortung vorzulegen. Sie stellt daher die Frage auf: Welche Einwirkung auf den Flor des sächsischen Gewerbfleißes und Handels hat der Anschluß des Königreichs Sachsen an den preußisch-deutschen Zollverein nach einer mehr als sechsjährigen Erfahrung gehabt?

Die Preisschriften der ersten beiden Klassen sind ohne Ausnahmen in lateinischer Sprache zu verfassen, zu denen der dritten (Nr. 8—10) kann auch die französische oder deutsche Sprache gebraucht werden. Insgesammt aber müssen die einzusendenden Abhandlungen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto und einem versiegelten Zettel versehen seyn, der auswendig dasselbe Motto, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angibt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmaligen Secretär der Gesellschaft, für das Jahr 1838 an den ordentlichen Professor der historischen Hülfswissenschaften in Leipzig, F. Gh. A. Hasse, zu richten. Der bestimmte Preis ist eine Goldmünze, 24 Dukaten an Werth.

Das Hauptdirectorium des mecklenburgischen patriotischen Vereins stellt die Frage: Welches ist bei der jetzigen Bodenkultur Mecklenburgs und den merkantilischen Verhältnissen die beste Fruchtfolge 1) auf Waizen-, 2) auf Gersten-, 3) auf Hafer-, 4) auf Roggen- und Sand-, 5) auf schlechtem Sandboden; und unter welchen Verhältnissen und bei welchem Werthe und Ertrage des Bodens ist es vortheilhafter, den Acker mit Kiefern zu besamen, als ihn zur Schafweide zu benützen? Die beste bis 1. April 1839 an den Hauptsecretär Karsten zu Wiz bei Tessin einzusendende Abhandlung, die jedoch nicht über zehn gedruckte Bogen stark seyn darf, erhält 150 Thlr. und bleibt Eigenthum des Verfassers unter der Bedingung, daß sie binnen Jahresfrist im Buchhandel erscheint. Das Nähere im Mecklenburgischen Wochenblatt 1838, Nr. 29.

Der deutsche ärztliche Verein hatte 1836 einen Preis von 100 Dukaten für die beste Abhandlung über die ägyptische Augenentzündung ausgesetzt. Die Bewerbung steht nun aufs Neue bis zum 1. Sept. 1839 offen.

Schweiz.

Der ord. Prof. der Theologie in Zürich Dr. Elwert, ein Württemberger, hat einen Ruf auf eine theologische Professur in Tübingen abgelehnt, dagegen bald darauf die Ernennung zum Pfarrer in Mözingen, in Württemberg, angenommen.

Der König von Preußen hat das Gymnasium zu Neuschatel zur Akademie erhoben und dessen schon bedeutende Fonds durch ein Geschenk von 200,000 Schweizerfranken vermehrt.

Am 19. April starb zu Bern der Numismatiker F. L. Haller, Verfasser einer Geschichte Helvetiens unter den Römern, 82 Jahre alt.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Paris hat der Genfer Bibliothek ein werthvolles Geschenk, bestehend in sämmtlichen auf Kosten der französischen Regierung gedruckten Bücher in orientalischer Sprache zugesichert.

In Freiburg ist im Juli eine neue Eisendrahtbrücke bei Corbières fertig geworden; sie bestand die Probe mit zwanzig belasteten Wagen.

Niederlande.

Der König der Belgier hat die Abfassung eines chronologischen Verzeichnisses aller auf die belgische Geschichte bezüglichen Urkunden und Diplome angeordnet.

In Brüssel hat sich seit einiger Zeit eine eigenthümliche Industrie gebildet, durch welche die gelesensten französischen Blättern mittelst eines einfachen chemischen Verfahrens, ohne neuen Schriftsatz, abgedruckt und wohlfeil verkauft werden. Das Verfahren geht so schnell vor sich, daß bald nach der Ankunft der Pariser Post die Abdrücke des Journal des Débats und des Galignani's Messenger fertig sind und sie den Abonnenten in der Provinz noch gleichzeitig mit den Originalien zukommen. Der Preis des Journals des Débats soll hier statt 80 nur 24 Fr. betragen.

Am 2. Juli stellte Diez in der Nähe von Brüssel mit seinem sechsrädrigen, für gewöhnliche Chausseen eingerichteten Remorqueur in Gegenwart mehrerer Techniker und zweier Regierungscommissäre Versuche an, welche ein sehr befriedigendes Resultat geliefert haben sollen. Seine neuesten Verbesserungen beziehen sich auf das leichte Wenden des Wagens. Die Grundidee besteht in der Application eines Mechanismus, welcher beim Wenden die beiden äußern Axen nöthigt, zu gleicher Zeit immer gleiche Winkel mit der mittlern zu bilden, so daß die Richtungen der drei Axen bei jeder Wendung nach einem Punkte hin convergiren, um welchen der Wagen einen Kreis zu beschreiben strebt.

Am 12. Aug. wurde die Eisenbahn zwischen Gent und Brügge eröffnet.

Dänemark.

In Schleswig giebt sich immer mehr das Bestreben kund, die deutsche Sprache zu verdrängen und die dänische als Kirchen- und Schulsprache einzuführen. Als Hauptverfechter dieser Tendenz giebt sich der Prof. Paulsen in Kiel kund, welcher bereits das Erscheinen eines dänischen Wochenblatts neben dem deutschen durchsetzte. Achtbare, aber gewiß fruchtlose Bemühungen! Eher, als an das Gelingen derselben, dürfte man an das Eintreffen der Prophezeiung eines deutschen Sprachforschers glauben, daß nämlich in hundert Jahren die dänische Sprache zu den todten gehören werde, wie denn auch jetzt schon dänische Dichter sich der deutschen Sprache bedienen, um gelesen zu werden.

Die königl. dänische Gesellschaft der Wissenschaften, stellt folgende Preisaufgaben:

1. Significet U Summam seriei infinitae hujus formae $U = A_1 9^{n_1} + A_2 9^{n_2} + A_3 9^{n_3} + \ldots A_p 9^{n_p} + \ldots$ ita ut 9 sit quantitas quaecunque, A_p autem et n_p datae functiones rationales et integrae ipsius indicis p. Quaeritur: a) ut gravissimi casus exponantur, quibus U ope formularum notarum exhiberi queat expressione finita, e functionibus scilicet illis notis composita, quae in analysin sunt introductae, forma vel explicita vel saltem implicita per resolutionem aequationis, quae sit ipsa, eadem illa ratione, finita. b) ut extendatur, quantum fieri possit, numerus illorum casuum, quibus invenire liceat U secundum formam illam postulatam.

2. Desideratur accurata disquisitio conditionum, quibus dependeat, utrum affrictus corporum mutuus calorem generat an electricitatem?

3. Certum nunc esse putatur, Hunnos, qui quinto seculo Europam invaserint, mongolicae stirpis populum fuisse. Praeter ea tamen testimonia, quibus universe evincitur, hanc fuisse Hunnorum originem, in fontibus tam latinis quam graecis, e quibus historia illorum temporum hauritur, multa singulatim quoque narrata tum significata inveniuntur de proprietate et hujus populi et aliarum gentium, lingua et nomine diversarum, quae Hunnorum incursionem comitatae sunt; quas tamen gentes scriptores veteres non tam potuerunt ad suum quamque locum referre et describendo recte notare, quam nunc fieri posse videtur, postquam Dschingiskani et Timuri expeditionibus et finibus imperii russici per Asiam septentrionalem longe prolatis multo planius totam stirpem mongolicam novimus. Societas igitur nostra narrationes scriptorum veterum tam latinorum quam graecorum de Hunnorum in Europam incursione quinto seculo facta cum fontibus medii aevi et recentioris temporis, maxime itinerariis et aliis operibus ethnographicis ita comparari vult, ut non solum universe de populi hunnici origine

quaeratur, sed maxima natura migrationis sorum, mores propriatasque populi illustretur, tum explicetur, quae ratio intercesserit inter turbam complurium populorum hunnicorum aut hunnicae migrationis comitum, qui apud veteres in illius incursionis narratione commemorantur.

4. Quum primitiva moralitatis idea sive de summa lege morali principalis notio, sua quadam propria eaque minime logica necessitate tum in ea disciplina appareat, cui propositum est cognitionem του ηδικου explicare, tum in vita partim in conscientiae judicio de nostris actionibus partim in censura morali de actionibus aliorum hominum, quumque complures, quae ab illa idea inseparabiles sunt eamque tanquam originem respiciunt, notiones principales ad το ηδικον spectantes, velut officii notio et imputationis, eadem necessitate et eodem ambitu vim suam exerant, et tamen inter eos sursus viasque, quas nostrae aetatis meditatio philosophica persequitur, magni momenti esse videatur, hoc argumentum in disputationem revocare, cupit societas, ut accurate haec quaestio perpendatur et pertractetur: Philosophiae moralis fons et fundamentum utrum in idea moralitatis, quae immediate conscientia contineatur, et ceteris notionibus fundamentalibus, quae ex illa prodeant, explicandis quaerenda sunt, an in alio cognoscendi principio?

5. Rationem exponere, qua concrementa vegetabilium fossilia, quae turfae vocentur, car bonasque ex illis confecti apud exteros adhibeantur vel olim adhibita sint ad ferrum e minera extrahendum.

Die Ausarbeitungen sind in lateinischer, französischer, englischer, deutscher, schwedischer oder dänischer Sprache und unter Beobachtung der üblichen Förmlichkeiten vor dem Ende des Augusts 1839 an den Secretär der Gesellschaft, Joh. Christ. Oersted, einzusenden. Der Preis für die vier ersten Fragen ist je eine Goldmünze, 50 dänische Dukaten werth, für die fünfte 100 Thlr.

Schweden.

Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer in Stockholm hat F. Guizot in Paris und den Prof. L. Agassiz in Neufchatel zu ihren Mitgliedern ernannt.

Die königl. Societät der Wissenschaften zu Upsala hat den Fürsten von Musignano Karl Lucian Bonaparte, zum auswärtigen Mitgliede ernannt.

Der König von Preußen hat dem Reichsrath v. Berzelius zu Stockholm den rothen Adlerorden zweiter Classe verliehen.

In Schweden ist ein neues Gesetz über die Rechte und Pflichten der im Königreiche ansässigen Juden vom 30. Juni verkündet worden, nach welchem die als schwedischen Unterthanen aufgenommenen Israeliten in jeder Beziehung gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen genießen sollen, mit Ausnahme der Einschränkungen, welche das schwedische Grundgesetz für die nicht einheimischen Glaubensbekenntnisse vorschreibt. Jedoch sollen die jüdischen Unterthanen ohne besondere königl. Erlaubniß keine Grundstücke und Ländereien erwerben können.

England.

Der Custos der kais. Bibliothek zu Wien, Dr. Ferd. Wolf, und der durch seine vielfältigen Bemühungen um die französische Poesie des Mittelalters verdiente Franc. Michel sind zu auswärtigen Mitgliedern der königl. Societät der Alterthumsforscher zu London erwählt worden.

Lord Brougham ist aus dem Senate der Londoner Universität ausgetreten.

Der bisherige Vorsteher des englisch-chinesischen College auf Malacca, Rev. Sam. Kidd, ist zum Professor der chinesischen Sprache und Literatur an der Universität zu London ernannt worden.

Am 21. März brachte Mr. Plumptre die zweite Verlesung der Bill für die größere Heilighaltung des Sonntags in Antrag. Besonders sollte dadurch das Verkaufen beschränkt

werden. Nur der Verkauf von Milch, sowie für gewisse Stunden, der von Bier war vom dem Verbote ausgenommen. Die zweite Verlesung wurde jedoch mit 139 gegen 68 Stimmen abgelehnt.

Doctor Warneford hat an das Kings College zur Aufstellung von Preisaufgaben für die damit verbundene Medical School 1000 Pfund geschenkt.

In der Sitzung des Hauses der Gemeinen, am 21. Juni, willigte der Richter Talfourd auf eine an ihn ergangene Aufforderung ein, seine Bill gegen den Nachdruck auf die nächste Jahresübung zu verschieben.

Der Board of Control hat den Vorschlag des Generalgouverneurs von Indien verworfen, nach welchem auf das Neue ein Theil der vom Parlament zur öffentlichen Erziehung in Indien ausgesetzten Fonds zum Druck von Werken in einheimischen Sprachen verwendet werden sollte. Man nimmt an, daß diese Bestimmung von dem Einflusse der Methodisten ausgehe.

Am 1. Jan. starb zu London Dr. John Cooke, ehemaliger Arzt am London-Hospital, als Schriftsteller durch sein Werk „über Nervenkrankheiten“ rühmlich bekannt.

Am 6. Januar starb zu Cambridge Rev. Thomas Catton, Senior und ehemaliger Aufseher des dortigen St. Johns College, Mitglied der königl. und der astronomischen Societät, 78 Jahre alt.

Am 6. Jan. starb zu Long Ditton in Surrey Rev. Brian Broughton, Pfarrer daselbst, als Dichter durch „Sechs malerische Ansichten von Nord-Wales mit poetischen Reflexionen“, „Corsgrovet Hill“ und andern Werken bekannt. Er war zu Hammersmith 1768 geboren.

Am 18. Jan. starb zu London Henry Earle, Esq., Wundarzt der Königin im außerordentlichen Dienst, Oberchirurg am St. Bartholomäus-Hospital, Mitgl. des Vorstands des Collegiums der Wundärzte, als Schriftsteller durch seine „praktische Beobachtungen in der Chirurgie“ und durch zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze in Zeitschriften bekannt.

Am 27. Jan. starb zu Eton der Buchhändler des dortigen College, Edward Williams, als Herausgeber der sogenannten „Eton Classics“ bekannt, im 63. Lebensjahre.

Am 12. März starb zu Truro in einem Alter von 78 Jahren Rev. Richard Polwhele von Polwhele, der Geschichtschreiber von „Devonshire und Cornwall“.

Am 28. März starb einer der glücklichsten englischen Bühnendichter neuerer Zeit, Thom. Morton, Esq. Er war 1764 in Durham geboren.

Die Stelle eines Unterbibliothekars am britischen Museum ist dem Rev. R. Garnett übertragen worden.

Unter den bei der Krönung der Königin zur Baronetwürde Erhobenen findet sich auch der Dichter Edw. Lytton Bulwer.

Am 24. starb zu Cheyne-Walk in Chelsea, 73 Jahre alt, Thom. Attwood, Esq., Organist und Componist J. M., Organist der St. Paulskirche. In früherer Zeit hatte er sich viel mit theatralischer Musik beschäftigt; von ihm sind die Opern „der Gefangene“, „das Adoptivkind“, „das Schloß von Sorrent“ und „die Schmuggler.“ Auch war er bei der Composition von Tobin's „Honigmond“ betheiligt, wo namentlich das bekannte Lied „Qual Silenzio“ von ihm gesetzt ist.

Der Gemeinderath der City von London hat für das dem Herzog von Wellington zu errichtende Denkmal einen Beitrag von 500 Pfd. Sterl. verwilligt.

Der gothische Tempel, in welchem Sir W. Scotts Standbild von Steal aufgestellt werden soll, ist von Herrn Kemp entworfen. Das Denkmal wird in ähnlicher Weise, wie das für Burns in Dumfries befindliche, ausgeführt werden, wo das Gebäude von T. F. Hunt, das Bild des Dichters von Turnerelli gefertigt ist.

Auch die Einwohner der schottischen Grafschaft Selkirk wollen zu Selkirk ein Denkmal zu Ehren Sir W. Scotts errichten.

Der Abt von Westminster hat die Erlaubniß zu Aufstellung der Statue Lord Byrons in der Westmünsterabtei verweigert.

In der Sitzung der Gemeinen vom 27. Juli wurden 50,000 Pfund zur Herstellung einer Dampfschifffahrt-Verbindung mit Indien bewilligt.

Bei den Lokomotiven der Liverpool-Manchester-Eisenbahn wurden vor Kurzem Anthracitkohlen statt der Steinkohlen mit günstigem Erfolg verwendet.

Das Dampfboot Great-Western, welches am 7. April London verließ, um seine erste transatlantische Fahrt zu unternehmen, hat am 21. Juli bereits seine dritte Fahrt nach Nordamerika angetreten.

Die Great-Western-Eisenbahn wurde am 2. Juni bis Maidenhead eröffnet: die fertige Strecke ist 27 engl. Meilen lang und wurde mit einer Geschwindigkeit von 28 und 32 engl. Meilen in der Stunde befahren. Die Spurweite, bei allen Bahnen bisher 4 Fuß 8 Zoll, beträgt hier 7 Fuß; die Schienen liegen auf Unterlagen von kyanisirtem Holze. Die Wagen bestehen in vier Klassen, alle vom Boden aus 12 Fuß hoch. Die Dampfwagen wiegen sämmtlich über 20 Tonnen (45,000 Pfd.).

Auf der im Bau begriffenen Eisenbahn von London nach Birmingham soll eine neu erfundene Vorrichtung in Anwendung kommen, mittelst welcher man unterwegs die Briefpakete abgeben und die neuausgegebenen aufnehmen kann, ohne die Fahrt selbst im mindesten zu unterbrechen.

Dem Prof. Airy soll es gelungen seyn, den Einfluß, welchen bei eisernen Dampfschiffen das Metall auf den Compaß ausübt, zu vernichten, und die auf dem Dampfboot Rainbow angestellten Versuche sind vollkommen befriedigend ausgefallen.

Die Harvey'sche Gesellschaft zu Edinburg stellt folgende Preisfrage: Welche allgemeine und welche locale Einwirkungen entstehen durch die der thierischen Oekonomie schädlichen Gasarten, und wie sind die in die Lungen dringenden von denen zu unterscheiden, die es nicht thun? Die Aufgaben müssen vor dem 1. Jan. 1839 an die Secretäre der Gesellschaft, HH. Richard Huie und Handyside (Edinburg, Shandwick Place, 10) eingereicht seyn.

Frankreich.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts, v. Salvandy, ist zum Director der französischen Akademie erwählt worden.

Die verschiedenen, bisher von dem verstorbenen Baron Sacy bekleideten Stellen in Paris werden nun allmählig besetzt. Die Inspection des orientalischen Theils der königl. Druckerei und die Professur der persischen Sprache am Collège de France hat Amédée Jaubert, die Professur des Arabischen an der Specialschule für die lebenden morgenländischen Sprachen der Bibliothekar Reynaud erhalten. Reynaud beschäftigt sich mit einer Biographie seines großen Vorgängers.

Friedr. Cuvier, Oberinspector der Studien, Professor der Zoologie im Jardin des Plantes zu Paris, Mitglied des Instituts und des Pariser protestantischen Consistoriums, ist am 24. Jul. auf einer Inspectionsreise zu Straßburg an derselben Krankheit, welche seinen berühmten Bruder Georg der gelehrten Welt entrissen hatte, plötzlich gestorben.

Das Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Dulong, Studiendirector der polytechnischen Schule und Professor an der Facultät der Naturwissenschaften, starb am 19. Juli in einem Alter von 53 Jahren, vornehmlich in Folge gefährlicher chemischer Versuche, welche seit längerer Zeit verderblichen Einfluß auf seine Gesundheit geübt hatten.

Die Akademie der Wissenschaften schickt eine scientifische Commission zur Untersuchung des Gebiets von Algier ab. Ihre Mitglieder sind: Duméril für die Zoologie, Advocat Brogniart für die Botanik, Elie de Beaumont für die Geologie, Bory St. Vincent für die Geographie und Topographie, Serres für das Medicinische, Freycinet für die Hydrographie, Séguier für das Industrielle, Poncelet für die Mechanik, Arago für die Meteorologie und Physik der Erde.

Der Bildhauer Dumond ist zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste an die Stelle Rameys d. ä. ernannt.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat Fr. v. Raumer in Berlin zum Correspondenten und den Director der Specialschule für die Handelswissenschaft in Paris, Planqui, und am 6. Jan. Alexis v. Tocqueville zum Mitglied erwählt.

Dieselbe Akademie hat den Abgeordneten Hippol. Passy an die Stelle des Fürsten Talleyrand zu ihrem Mitgliede gewählt. Die Stelle Talleyrands in der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat Garcin de Tassy, Prof. des Hindostain, erhalten.

Der Professor der lateinischen Dichtkunst an der literarischen Facultät in Paris, Patin, hat an des verstorbenen Tessier Stelle die Redaction des Journal des Savants übernommen.

Durch königl. Ordonnanz vom 5. Sept. hat die vom Papste unter dem 9. August erlassene Bulle Rechtskraft erhalten, nach welcher die französischen Besitzungen in Nordafrika in Zukunft eine Suffragandiöcese des Erzbisthums Aix bilden. Der Bischofssitz ist Algier, in der Bulle Julia Cäsarea genannt. Der Abbé Dupuch ist zum Bischof von Algier ernannt.

Im März starb zu Paris der Professor der Naturwissenschaften am College Charlemagne, Leblond, besonders durch seinen Eifer für mikroscopische Untersuchungen bekannt.

Durch k. Ordonnanz ist ein Lehrstuhl der auf die Naturgeschichte angewandten Physik an dem naturhistorischen Museum zu Paris gegründet und an den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Becquerel, übertragen worden.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat verordnet, daß in allen Collegien des Königreichs wenigstens eine fremde Sprache und in allen königl. Collegien die englische und die deutsche gelehrt werden sollen. In denen zu Corsica, Aix, Grenoble und Montpellier darf das Italienische, und in denen von Bordeaux, Pau und Toulouse das Spanische an die Stelle von einer jener Sprachen treten.

Man hat in Paris im vorigen Winter die Lesesäle der St. Genoveven-Bibliothek täglich geheizt, um sie dem Publikum zugänglich zu machen. Eine Menge Leselustiger strömte herbei und wurde dadurch von geisttödtendem Zeitvertreib abgehalten. Bereits ist auf ein Umlaufschreiben des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht hier die gleiche Einrichtung in den meisten Städten des Reichs getroffen worden. Als besonders zweckmäßig in dieser Hinsicht wird die zu Rouen getroffene Einrichtung gerühmt. Es werden hier z. B. die Arbeiter Sonntag Vormittags und Fremde nicht bloß Sonn- und Festtags, sondern auch während der jährlichen Ferien, während welcher die Pariser Bibliotheken immer geschlossen sind, zugelassen.

Der französische Buchhandel beschäftigt sich noch immer vielfach mit der Illustrirung besonders geschätzter Werke des In- und Auslandes.

Ebenso gehen die großen Bilderwerke über die auf Kosten der Regierung unternommenen scientifischen Reisen fort. Von der Expedition nach Morea z. B. ist die 46ste, von der Reise nach Island und Grönland mit der Corvette la Recherche die 10te, von Alcide d'Orbigny's Reise nach Südamerika die 35ste, von Victor Jaquemonts Reise nach Indien die 18te, von der Naturgeschichte der canarischen Inseln von Barker, Webb und Barthelot die 28ste Lieferung fertig.

Die Herzogin von Abrantes starb am 7. Juni in schlechten Vermögensumständen in einem Privatkrankenhause. Der Herzog und die Herzogin von Orleans hatten ihr auf die Nachricht von ihrem Erkranken noch 2000 Fr. geschickt. Gezwungen, ihre bescheidene Wohnung zu verlassen, ihrer höchst bescheidenen Lebensweise zu entsagen, starb sie nach drei

Tagen in dem Krankenhause, mehr durch Kummer als durch eine Krankheit. Einige Generale des Kaiserreichs, aber sehr wenige, begleiteten sie bis an ihre Ruhestätte, und über derselben wird, wie es scheint, ein kleines hölzernes Kreuz, das kaum groß genug war, daß man alle Familientitel eines Abkömmlings der Komnenen darauf verzeichnen konnte, die einzige Zierde ihres Grabes seyn. (Constitutionel.)

Am 2. Februar starb zu Paris L. Franc. Bessara, der 1777 eine Schrift über Molière herausgegeben, und sich besonders durch seine reichen Sammlungen zur Geschichte der Musik, des Theaters und der Dramaturgen überhaupt bekannt gemacht hat.

Zwischen Frankreich und Toscana ist ein Vertrag über die Einfuhr von Büchern und Zeitungen abgeschlossen worden, welchem zufolge gegenseitig nur Schriften in der Sprache des Landes, wo die Bücher erschienen, zulässig sind.

Am 6. März starb der älteste französische Geschichtsmaler, Chéry, in einem Alter von 80 Jahren.

Die Stadt Toulouse will ihrem Mitbürger, dem berühmten Rechtslehrer Cujas (Cujacius, geb. daselbst 1520), ein Denkmal errichten.

Die Comédie française beabsichtigt dem Andenken Molière's ein Monument zu errichten, und hat auch die medicinische Akademie in Paris um einen Beitrag zu demselben angegangen.

Die Centralgesellschaft der Taubstummen in Paris hat sich viele Mühe gegeben, das Grab des bekannten Abbé de l'Epée aufzufinden, was nun in der Kirche St. Roch geschehen ist. Eine Commission hat sich sofort unter dem Präsidium Dupins gebildet, um diesem Wohlthäter so vieler Unglücklichen ein Denkmal zu setzen.

Der Generalrath des Juradepartements hat zu Errichtung eines Denkmals für den Dichter der Marseillaise, Rouget de Lisle, der in diesem Departement geboren ist, eine Geldsumme verwilligt.

Vor Kurzem legten die Herren Gérard und Predraval der Akademie der Wissenschaften in Paris Proben von Papier aus der Rinde des Maulbeerbaums vor. Der Brei der Maulbeerbaum-Rinde, sagten die Erfinder, sey zwar schon lange als vortheilhaftes Surrogat des Lumpenbreies vorgeschlagen worden, bis jetzt aber nie eine Ausführung im Großen zu Stande gekommen, und zwar aus Mangel an einer einfachen und öconomischen Procedur, um von der Fasersubstanz die Fragmente des Oberhäutchens zu trennen, welche wegen ihres untrennbaren Farbstoffes der Weiße des Papiers Eintrag thue. Durch ihren Fabrikationsproceß seyen nun diese Schwierigkeiten gehoben.

Herr von Caligny hat eine Maschine erfunden, welche das Wasser durch Oscillationen in die Höhe treibt, und dieselbe der Akademie der Wissenschaften in Paris beschrieben.

Einem Schreiben des Missionärs Voisin in China an Stanisl. Julien in Paris zufolge, gedeiht der Thee vollkommen in Climaten, die viel kälter sind, als das französische und selbst als das Pariser, so daß man es nun nicht mehr zu den Chimären rechnet, einst den Thee nach Europa verpflanzt zu sehen. Einzelne Versuche der Art sind bereits gelungen. So hat ein Kunstgärtner in Angers in seinem Garten Theesträucher (Thea viridis und Thea Bohea), welche schon seit fünf Jahren ohne Schutz im Freien ausdauern.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 26. März überreichte Boussingault seine Untersuchungen über die Menge von Stickstoff in den Nahrungsmitteln, welchen zufolge er sein früheres Resultat bis jetzt noch immer bestätigt gefunden hat, daß die Substanzen, welche am meisten Nahrung enthalten, auch am meisten Stickstoff haben. Gannal erklärte am 2. April, auf ganz andere Resultate in dieser Beziehung gekommen zu seyn.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 12. Febr. gab Delassert aus einem Briefe Mittheilungen über eine von einem Gärtner bei London erfundene neue Heizungsmaschine. Das Geheimniß besteht hauptsächlich in einer wohlfeilen Mischung aus Kohlen, Kalk u. s. w., welche zur Feuerung in einem besonders dazu eingerichteten Apparat verwendet wird.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 2. April war ein von dem Engländer Joyce construirter Heizungsapparat aufgestellt, welcher weder Rauch noch Dampf von sich gab. Das Verfahren dabei stimmt im Wesentlichen mit dem brasero der Spanier überein, nur daß die gebildete Kohlensäure von Alkalien absorbirt wird.

Arnoux hat Wagen für Eisenbahnen von jeder Art von Krümmung erfunden, und der von Poncedat in der Akademie darüber erstattete Bericht vindicirt denselben Vorzüge vor den ähnlichen Vorrichtungen Sidney Smiths und Dietz's in Brüssel. Doch dürfte das Verfahren vorerst nur bei kleineren Waggons für Passagiere anwendbar seyn.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat für das Jahr 1839 folgende Preisaufgaben gestellt:

1) Großer mathematischer Preis: „Die Perturbationen in der elliptischen Bewegung der Planeten durch periodische Reihenfunctionen anstatt durch Kreisfunktionen zu bestimmen, so daß mit Hülfe der aufgestellten numerischen Tabellen nach diesen Reihen der Ort eines Planeten zu jedem gegebenen Zeitpunkte berechnet werden könne.“ — Die Abhandlungen müssen an das Secretariat der Akademie vor dem 1. Mai 1839 eingesendet werden.

2) Großer physiologischer Preis: „Durch genaue Versuche die Reihenfolge der chemischen physischen und organischen Veränderungen zu bestimmen, welche in dem Ei der Vögel und Batrachier während der Entwickelung des Fötus vor sich gehen.“ Der Preis ist eine goldene Medaille im Werth von 3000 Fr.

3) Großer physiologischer Preis: „Durch anatomische Untersuchungen, so wie durch akustische und physiologische Versuche den Mechanismus zu erforschen, welcher zur Erzeugung der Stimme bei den Menschen und Säugethieren dient.“ — Der Preis besteht in einer goldenen Medaille im Werthe von 3000 Fr. Die Abhandlungen müssen an das Secretariat der Akademie vor dem 1. April 1839 eingesendet werden.

4) Preis von 1500 Fr. über die augenscheinlichen Zeichen des Todes, gestiftet von M. Manni, Professor an der Universität zu Rom:

„Welches sind die sicheren Unterscheidungsmerkmale des Scheintodes?“

„Welches sind die Mittel, um dem zu frühen Begraben vorzubeugen?“

Die Abhandlungen sind vor dem 1. April 1839 an die bezeichnete Stelle einzuliefern.

5) Preis für das Jahr 1842.

„Ist die präservative Kraft der Kuhpocken absolut, oder sollte sie wohl nur vorüber gehend seyn?“

In letzterem Falle muß durch genaue Versuche und authentische Thatsachen die Zeit bestimmt werden, während welcher die Kuhpocken vor den Blattern schützen.

„Hat die frische Kuhpocke eine sicherere und dauerhaftere präservative Kraft, als die schon bei einer mehr oder minder bedeutenden Anzahl von successiven Vaccinationen gebrauchte Kuhpockenlymphe? Unter der Voraussetzung, daß die präservative Eigenschaft der Vaccine mit der Zeit sich mindert, muß dieselbe, und durch welche Mittel muß sie erneuert werden?“

„Steht die mehr oder minder häufige locale Erscheinung des Kuhpockengiftes in einem gewissen Zusammenhang mit der präservativen Eigenschaft der Menschenpocken?“

„Ist es nothwendig, eine und dieselbe Person mehrere Male einzuimpfen, und im Bejahungsfalle, nach wie viel Jahren muß man neue Vaccinationen vornehmen?“

Der Preis besteht in 10,000 Fr. Die Abhandlungen müssen vor dem 1. April 1842 an das Secretariat der Akademie eingeliefert werden.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften stellt folgende Preisaufgaben:

I. Examen critique du cartésianisme. 1. Exposer l'état de la philosophie avant Descartes; 2. déterminer le caractère de la révolution philosophique dont Descartes est l'auteur; faire connaître la méthode, les principes et le système entier de Descartes dans toutes les parties des connaissances humaines; 3. rechercher les conséquences et le développement de la philosophie de Descartes, non-seulement dans les disciples avoués, tels que Regis et Rochault, mais dans les hommes de génie qu'il a suscités: par example Spinoza, Malebranche, Locke, Bayle et Leibnitz; 4. apprécier particulièrement l'influence du système de Descartes sur celui de Spinoza et sur celui de Malebranche; 5. déterminer le rôle et la place de Leibnitz dans le mouvement cartésien; 6. apprécier la valeur intrinsèque de la révolution cartésienne, considérée dans l'ensemble de ses principes et de ses conséquences, et dans la succession des

grands hommes qu'elle embrasse, depuis l'apparition du discours de la méthode en 1637 jusqu'aux commencements du 18. siècle et la mort de Leibnitz. Rechercher quelle est la part d'erreurs que renferme le cartésianisme, et surtout quelle est la part de vérités qu'il a léguées à la postérité. Termin: 30. Juni 1840.

II. Quels perfectionnements pourrait recevoir l'institution des écoles normales primaires, considérée dans ses rapports avec l'éducation morale de la jeunesse? Termin: 30. Nov. 1839.

III. Quels sont les progrès que les droit des gens a faits en Europe depuis la paix d'Westphalie?

IV. Déterminer les moyens à l'aide desquels on peut constater, avec la plus de certitude, la vérité des faits qui sont l'objet des débats judiciaires, soit en matière civile, soit en matière criminelle. Comparer les divers modes de procédés employés pour obtenir ce résultat, chez les peuples les plus civilisés; en faire connaître les inconvénients et les avantages. Preis für diese 4 Aufgaben je 1500 Franken.

V. Il y a peu d'années encore, un gouvernement du nord de l'Allemagne a conçu la pensée de procurer, à tous les états qui l'entourent, les avantages mutuels d'une association commerciale en reportant toujours aux frontières extérieures le cordon des douanes des états ainsi coalisés, et livrent à la liberté complète le commerce intérieur de l'association. L'académie propose, comme sujet de prix, de déterminer quelle est déjà l'influence produite, et quelle sera l'influence future de l'association commerciale allemande: 1. sur la prospérité des peuples associés, sur le développement de leur industrie, sur l'extension de leur commerce extérieur; 2. sur l'industrie et le commerce des autres nations; 3. quelles associations analogues pourront naître par l'effet de cette exemple, et par la nécessité de créer un nouvel equilibre dans le négoce des nations; 4. quels changements devront résulter de ces espèces de confédérations commerciales, dans le système des lois économiques qui régissent aujourd'hui les nations? Preis 3000 Franken.

VI. Tracer l'histoire du droit de succession des femmes dans l'ordre civil et dans l'ordre politique, chez les différent peuples de l'Europe au moyen âge. Termin für Nr. III. — VI.: 31. December 1839. Preis 1500 Franken.

VII. Déterminer en quoi consisto, et par quels signes se manifeste la misère en divers pays. Rechercher les causes qui la produisent. Termin: 30. Dec. 1839. Preis 5000 Fr.

Die Redaction der Annales d'hygiène publique et de médecine légale setzt für das Jahr 1839 vier Preise aus. 1) Zwei von je 300 Fr., einen für ein Thema der Hygiène und einen für eine Frage aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Die nähere Wahl des Thema's bleibt den Concurrenten überlassen. 2) Einen Preis von 600 Fr. für die beste Beantwortung der Frage: Auf welche Weise trennt man die thierischen Stoffe bei der Analyse vegetabilischer oder mineralischer Gifte? 3) Einen Preis von 500 Fr. für die beste Statistik der Geisteskrankheiten in irgend einem Departement Frankreichs. Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1839 an die Buchhandlung J. B. Baillière in Paris eingereicht seyn.

Italien.

Der bekannte Philolog Angelo Mai, ehemaliger erster Custos der Vaticanischen Bibliothek und Secretär der Propaganda in Rom, und der durch seine Sprachfertigkeit berühmte erste Custos der Vaticanischen Bibliothek, Mezzofanti, sind zu Cardinälen ernannt worden.

Der durch seine Kenntnisse und Gefälligkeit ausgezeichnete Lareani ist zum ersten Custos der Vaticanischen Bibliothek, der Professor Marchese di Molza zum zweiten Custos, und der Abbate Firucci, seither Lehrer der hebräischen Sprache in der Propaganda, zum Scriptor Vaticanus ernannt worden.

Die k. neapolitanische Regierung soll, namentlich auf die Vermittelung des k. preußischen Gesandten in Neapel hin, die Erlaubniß zur Erbauung einer protestantischen Kirche in Neapel gegeben haben. Bisher mußten die in Sicilien lebenden Protestanten ihre Kinder entweder nach katholischem Ritus oder zu Neapel von dem preußischen Gesandtschaftsprediger taufen lassen, und die nun zu errichtende Kapelle wird die erste protestantische Kirche der Insel seyn.

Nach einem Befehl des Herzogs von Modena ist der Durchgang von Büchern durch den Staat nicht anders gestattet, als gegen einen von dem Oberpolizeidirector ausgestellten Erlaubnißschein, der die Waare bis zu ihrem Ausgang aus dem Lande begleitet. In dem Gesuch um jenen Schein muß, außer dem Gewicht und Werth der Bücherballen, auch auf das Genaueste angegeben seyn, von welchem Gegenstande die Bücher handeln, wo sie gedruckt und von wem sie verfaßt sind.

Der Marchese Marini di Bacone zu Rom und der Professor Rosallini zu Pisa haben den rothen Adlerorden dritter Klasse erhalten.

Man hat in der Vaticanischen Bibliothek eine Sammlung von Liedern Abälards aufgefunden, deren baldige Bekanntmachung man hofft.

An dem Falteronaberge in der Casentiner Landschaft wurde im Mai von einer Schäferin eine Bronzestatue des Herkules gefunden und bei den an derselben Stelle angeordneten Nachgrabungen mehrere Tausend Antiquitäten, fast sämmtlich aus Erz, meist kleine Votivfiguren darstellend.

In Rom wurde vor Kurzem an der Porta maggiore ein altes Grabmal entdeckt, dessen Inschriften und Basreliefs nun die dortigen Archäologen beschäftigen.

Am 15. August wurde in Como das von der Stadt ihrem 1827 in hohem Alter gestorbenen Mitbürger, dem Physiker Volta, errichtete Denkmal feierlich eingeweiht.

Die von Marochetti verfertigte Reiterstatue Immanuel Philiberts, Herzogs von Savoyen, wurde in Paris von Soyer in Erz gegossen und kürzlich im innern Hofe des Louvre zur Ansicht aufgestellt, ehe sie nach Chambery abging, wo sie auf Befehl des Königs von Sardinien eine bleibende Stelle erhalten soll.

Böhmen.

Die k. k. Stadthauptmannschaft in Prag hat ein Rescript wegen eines allgemein einzuführenden geregelten Gottesdienstes an die Vorsteher und Oberjuristen der israelitischen Gemeinde erlassen. Es werden die Gemeinde- und Religionsvorsteher angewiesen, eine gemeinschaftliche Zusammentretung zu veranlassen und diejenigen Maaßregeln in Ueberlegung zu nehmen, durch welche der Gottesdienst in allen Synagogen geordnet werden könnte. Diese Berathung soll den Gemeindemitgliedern den Beweis geben, daß die öffentlichen Behörden jeden positiven Zwang zur Abstellung von Mißbräuchen vermeiden und nur dahin wirken wollen, daß die Gemeindemitglieder durch reelle Ueberzeugung zu den nothwendigen Verbesserungen gebracht werden.

Die Generaldirection des Vereins zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen hat den Professor der Technologie in Tübingen, Hofrath v. Poppe, benachrichtigt, daß sie von dessen ausführlicher Volksgewerbslehre auf Kosten des Vereins durch den Professor Swatopluk Presl eine Uebersetzung ins Böhmische veranstaltet und weder Kosten noch Mühe gespart habe, um diese Schrift zu einer wahren Volksschrift zu machen.

Die k. k. patriotisch-öconomische Gesellschaft in Böhmen stellt drei Fragen: I. Wie sind Wiesen und Weiden in den Gegenden Böhmens, wo es daran fehlt, zu einem höheren Ertrage zu bringen? Welche künstliche Futtergewächse sind die angemessensten, wie sind diese am zweckmäßigsten zu cultiviren, wie ist überhaupt der Futterbau dort emporzubringen? II. Durch welche öconomische und staatswirthschaftliche Maaßregeln kann die inländische Rindviehzucht dergestalt emporgebracht werden, daß dadurch allmählig der einheimische Bedarf an allen davon abstammenden Artikeln in mäßigen Preisen sichergestellt werden kann? III. Welche Wirkung hat die Stein- und Braunkohlenasche als Düng- und Verbesserungsmittel des Bodens der Erfahrung gemäß in verschiedenen klimatischen und Bodenverhältnissen? — Termin: Ende Oktober 1839. Erster Preis: 50 Dukaten und die große goldene Medaille von 12 Dukaten Werth; zweiter: 25 Dukaten und die kleine goldene Medaille, 6 Dukaten im Werth. Diese Abhandlungen bleiben Eigenthum der Gesellschaft. S. öconomische Neuigkeiten und Verhandlungen, N. 68.

Rußland.

Am 2. Febr. starb in St. Petersburg der Akademiker, Staatsrath Heinr. Karl Fr. von Köhler, durch eine Reihe von Monographien archäologischen Inhalts bekannt. Er war 1765 zu Wechselburg im Schönburgischen geboren, wurde aber frühzeitig nach Vollendung seiner akademischen Studien nach Rußland versetzt, wo er vierzig Jahre lang der ersten Abtheilung der kais. Eremitage vorstand, in welcher sich die Bibliothek ausländischer Werke und die Antiken befinden. Bei der immer größer werdenden Wichtigkeit der antiquarischen Entdeckungen im südlichen Rußland war ein Archäolog, der auf der Höhe seiner Wissenschaft stand und mit den Fortschritten derselben im Auslande vertraut war, ein unschätzbarer Besitz; daher sein Tod mit Recht als ein schmerzlicher Verlust bezeichnet werden darf.

Bei dem am 7. Juni in St. Petersburg gefeierten fünfzigjährigen Jubiläum des Akademikers und Medicinalrath von Buff, bezeugte der Kaiser dem Jubilar durch ein Kabinetsschreiben, sowie durch Uebersendung der Insignien des Stanislausordens erster Classe seine Theilnahme. Das medico-pharmaceutische Curatorium in Moskau hat zu Ehren des Jubilars ein Kapital von 10,000 Rubeln ausgesetzt, dessen Zinsen zur Unterstützung des Sohns eines armen Arztes verwendet werden sollen.

Die polnische literarische Gesellschaft hat einen Ausschuß mit Sammlung der Quellen für die polnische Geschichte, welche sich in ausländischen Archiven und Bibliotheken vorfinden, beauftragt.

Der Collegienrath Prof. Schmalz in Dorpat hat den St. Annenorden erhalten.

Der Kaiser von Rußland hat bei Gelegenheit der 50jährigen literarischen Feier des Dichters Iwan Krylow, dessen in acht Bändchen gesammelte Fabeln das verbreitetste Volks- und Jugendbuch in Rußland sind, die Erlaubniß ertheilt, auf Kosten des Schatzes eine Medaille mit des Dichters Bildniß zu schlagen und zu gleicher Zeit eine Unterzeichnung zur Gründung eines Stipendiums zu eröffnen.

Der Kaiser hat der Privatheilanstalt für Augenkranke in St. Petersburg zum Bau eines Hauses für das Institut 75,000 Rubel zu einem Darlehen bewilligt.

Griechenland.

Am 15. Mai fand die feierliche Einsetzung der neuen Universitätsvorstände in Athen statt. An der Stelle Constantin Schinas, ehemaligen Cultministers, übernimmt Rallis das Rectorat. Aus der gehaltvollen Rede, mit welcher Schinas das Amt seinem Nachfolger übergab, geht hervor, daß die Universität jetzt mehr als 70 Studirende zählt, und daß seit ihrer Errichtung die Zahl der Gymnasialschüler von 200 bis auf mehr als 500 gestiegen ist.

Den Bemühungen deutscher Aerzte, vorzüglich der Leibärzte Wilmer und Röser, verdankt man die Gründung einer Hebammenschule in Athen.

Die Gesellschaft für den öffentlichen Unterricht erhält täglich mehr Mitglieder und Beiträge. So machte ihr erst kürzlich Herr Antonopulos von Andrizena mehr als 800 griechische Bücher von klassischem Werthe zum Geschenk.

Türkei.

Eine Mittheilung aus Bukarest in dem Börsenblatte für den deutschen Buchhandel gibt interessante Nachrichten über die Fortschritte, welche seit einem Jahrzehnt die Pflege der Nationalliteratur und der literarische Verkehr in der Wallachei, unter dem Schutze und der Unterstützung der dortigen Regierung, gemacht haben. Vor jener Zeit gab es nur eine politische Zeitung in der Nationalsprache, jetzt drei. Ueberdies erscheint eine periodische Schrift, „Museum national," und eine Modezeitung, welche beide ansehnlichen Absatz haben. Vor 1837 gab es in Bukarest nur eine Buchdruckerei, seitdem aber sind vier im thätigsten Gange, zu welchen in Kurzem noch eine fünfte kommt. Es erscheint die Geschichte der Wallachei in

der Landessprache. Ein wallachisches Wörterbuch rückt der Vollendung entgegen. Außerdem wird ein wallachisch-französisches Wörterbuch herausgegeben. Auch erschien ein sorgfältig bearbeiteter Hof- und Staatskalender für 1838, mit geschichtlichen und statistischen Anmerkungen in wallachischer und französischer Sprache. Von einem Volkskalender wurden mehrere tausend Exemplare zur unentgeltlichen Vertheilung an die ärmere Bevölkerung des Landes an die Regierung übergeben.

Die Commission, welche zur Förderung des Ackerbaues aufgestellt worden war und eine neue Gesetzgebung für diesen Zweig abfassen sollte, hat ihre Arbeiten beendigt und die Anträge müssen nun [illegible] Sultan genehmigt werden. Es soll durch dieselben dem Grundbesitz größere Sic[illegible] [illegible]über verliehen und namentlich dem Getreidewucher ein Ziel gesetzt werden.

In Folge eines in diesem Som[illegible] [illegible]nschlagen des Blitzes verursachten Brandes in Konstantinopel hat der Sultan den [illegible] [illegible]ssen, auf allen öffentlichen Gebäuden Blitzableiter zu errichten.

Afrika.

Die englisch-protestantische Mission in Abyssinien hat auf Befehl des Fürsten Ubie von Tigre das Land verlassen müssen.

Nachrichten aus Cairo vom 15. Juni melden, daß der Pascha von Egypten geneigt sey, seinen Plan mit der Eisenbahn von Cairo nach Suez in Ausführung zu bringen, und sogar den Wunsch geäußert habe, dieselbe bis nach Alexandria zu verlängern. Man hofft, die Strecke von Alexandria nach Suez, wozu früher fünf Tage erforderlich waren, in acht Stunden zurückzulegen. Das Material, im Werth von drei Millionen Piaster, bezieht der Pascha aus England. Schienen, Lokomotive u. s. w. sind bereits für eine Million Piaster angelangt. Der Boden, aus einem harten Sand bestehend, soll für die Anlage der Eisenbahn überaus günstig seyn. Dagegen bietet der längs der Bahnlinie herrschende Wassermangel eine Hauptschwierigkeit dar. Deßwegen sollen, um die Dampfwagen unterwegs mit Wasser speisen zu können, acht große Wasserreservoirs von Distanz zu Distanz angelegt und diese selbst durch artesische Brunnen mit Wasser versehen werden.

Amerika.

Amerikanische Blätter berechnen, daß im Bereiche der Freistaaten innerhalb kaum drei Jahren durch Explosion und Verbrennung von Dampfbooten nicht weniger als 3300, und im Jahr 1838 von Januar bis Juli allein bereits 1000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Um nun diesem in Amerika so auffallend überhand nehmenden Unheil auf eine kräftige Weise zu steuern, berathet der Senat der Vereinigten Staaten gegenwärtig ein Gesetz, nach welchem jedes Dampfboot seine Einrichtung zu reguliren hat. Jeder Kapitän, Maschinist oder Pilot, durch dessen Nachlässigkeit oder Mißverhalten eine oder mehrere Personen ums Leben kommen, wird wegen Todtschlags processirt.

Die Legislatur von Barbadoes hat eine denkwürdige Acte über die Freilassung der Schwarzen erlassen. Die erste Clausel derselben bestimmt, daß die Personen, welche am 1. Aug. d. J. auf dieser Insel als Feldlehrlingsarbeiter gehalten werden, an, von und nach dem 1. Aug. 1838 in allen Hinsichten und Beziehungen vollkommen frei, und von dem noch übrigen Theil ihrer durch die Sklavenbefreiungsacte festgesetzten Lehrzeit, so wie von allen und jeden ihnen durch besagte Acte auferlegten Verbindlichkeiten und angedrohten Bußen und Strafen entbunden werden und seyn sollen. Die zweite Clausel legt den Pflanzern die Verbindlichkeit auf, Schwarze, welche für Lohn arbeiten wollen, bis zum 1. Nov. 1838 im unentgeltlichen Besitze ihrer Wohnungen zu lassen, mit Ausnahme des Falls jedoch, daß diese Arbeiter sich Verbrechen zu schulden kommen lassen.

